

INDIEN/PAKISTAN CEYLON



MAI'S

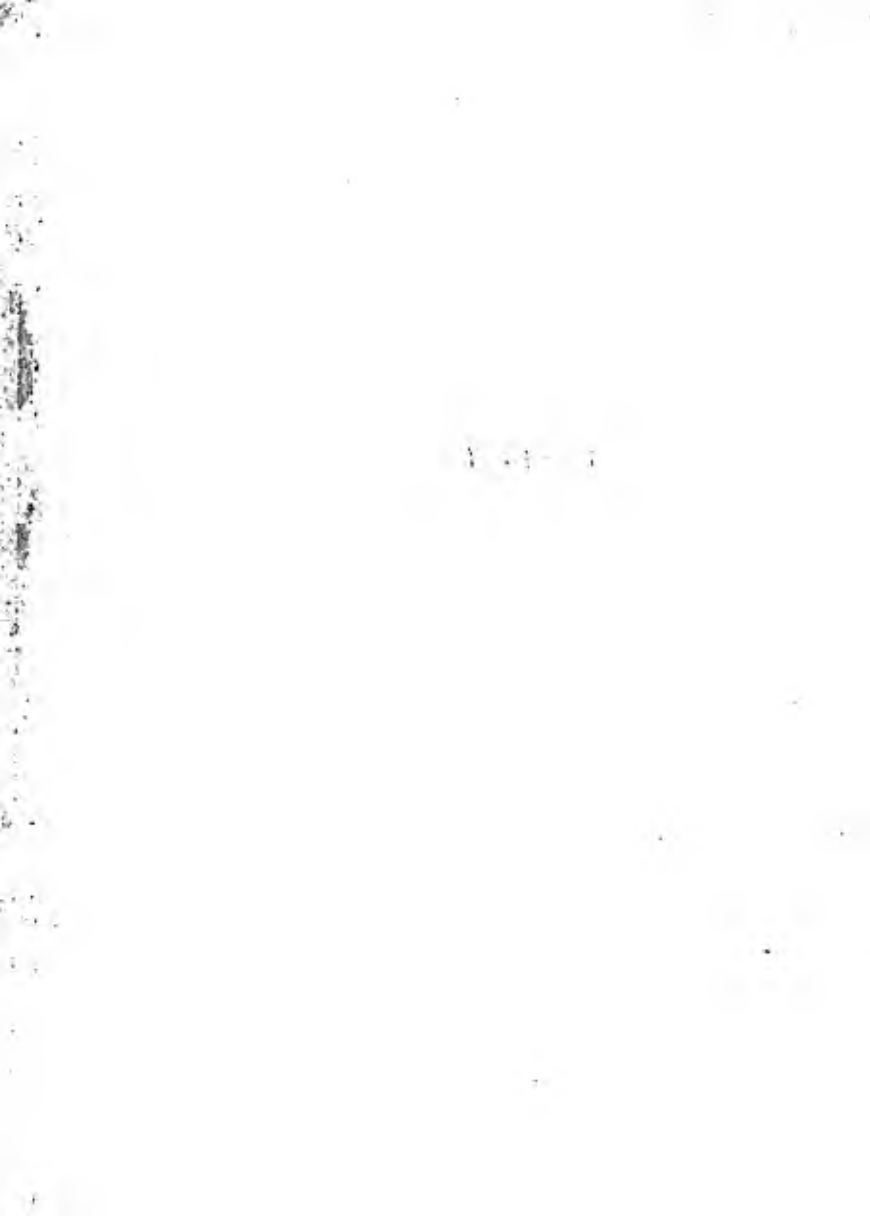
Auslands-Taschenbücher

GOVERNMENT OF INDIA
DEPARTMENT OF ARCHAEOLOGY
CENTRAL ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY

CLASS 10927

CALL No. 910.20954 Lei

D.G.A. 79.



INDIEN / PAKISTAN / CEYLON

Mai's Auslandstaschenbücher Nr. 6

Mai's Auslandstaschenbücher

Nr. 1: Chile

Nr. 2: Brasilien

Nr. 3: Argentinien

Nr. 4: Südafrika

Nr. 5: Australien

Nr. 6: Indien / Pakistan / Ceylon

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Niedermayer & Miesgang, Neuötting/Inn

MAI'S AUSLANDSTASCHENBÜCHER **Nr. 6**

INDIEN PAKISTAN CEYLON

10927

VON

WALTER LEIFER

910.20754
L6



VERLAG »VOLK UND HEIMAT« MÜNCHEN 15

CENTRAL

~~to 926~~ 10927.

6.10.61

910.20954/2i

Der Inhalt

	Seite
Vorwort	7
Abriß der Geschichte	9—24
Landeskunde	25—32
Klima	27
Wasser	28
Flora	29
Fauna	31
Besiedlung	32
Bevölkerungskunde	33—35
Politische Ordnung	37—48
Verfassung und Regierung	37
Parlamente und Parteiwesen	40
Gerichtsbarkeit	41
Territorien	41
Staatliche Behörden	47
Wirtschaft	49—70
Landwirtschaft	49
Bergbau	54
Industrie	55
Der Colombo-Plan	56
Handel und Gewerbe	58
Deutsch-indische Handels- und Wirtschaftsbeziehungen	60
Handwerk	66
Verkehrswesen	68
Kultus und Kultur	71—130
Hinduismus	72
Jinismus	76
Buddhismus	78
Die Sikhs	85
Islam	87
Parsen	91

recd. from M. J. The English Book

	Seite
Christen	94
Indisches Judentum	101
Schulen und Erziehungswesen	104
Bibliotheken, Archive, Museen	107
Presse	109
Rundfunk	115
Film	117
Musik und Tanz	117
Literatur	121
Deutsch-indische Kulturbeziehungen	125
Der Mensch	131—39
Sitten und Gebräuche	131
Die Sprachenkarte	134
Sozial- und Gesundheitswesen	137
Gesellschaft, Kleidung, Wohnung	138
Deutschsprachige Einrichtungen	141—43
Kleiner Führer durch New Delhi	145—48
Reisen durch den Sub-Kontinent	149—52
Namens-, Orts- und Sachverzeichnis	153
Bildbeilage	

Die Schreibweise

der indischen Namen entspricht größtenteils der englischen Art, wie sie im vorderindischen Raum üblich ist. Nur bei einigen im deutschen Sprachgebrauch bereits tief eingewurzelten Namen wurde die bei uns übliche Schreibart beibehalten oder in Klammern hinzugefügt. Die englische Schreibweise ist gewählt, um den Reisenden nicht zu verwirren, wenn sie ihm in Indien begegnet. Zur Aussprache ist zu sagen, daß der Buchstabe h in kh, gh, bh, dh u. s. w. deutlich zu hören ist. Desgleichen sind Doppellaute genau auszusprechen. Ferner sei vermerkt, daß ein kurzes u einem deutschen a, ee einem i und oo einem u entsprechen. Allerdings setzt sich bei der Endung -pur („-stadt“) wie in Nagpur immer mehr unsere Schreibart anstelle der englischen -pore durch. Schließlich ist es wichtig, daß die Aussprache für c und ch wie tsch und tschh, für j wie dsch und für y wie j ist — also Candragupta ist Tschandragupta, Punjab Pandschab und Vindhya Windhja.

Vorwort

Die deutsch-indischen Beziehungen gehören zu den glücklichsten Begegnungen zweier Kulturen. Der riesige Subkontinent Vorderindien ist das eigentliche Zentralland Asiens. Dieses Land war, seit die Menschheit ins Licht der Geschichte trat, Ausgangspunkt großer geistiger Bewegungen auf dem bedeutendsten aller Erdteile. Eine ähnliche Rolle spielte im mittelalterlichen und modernen Europa Deutschland im Herzen des abendländischen Mutterkontinents.

Deutschland und Indien, in ihrem geistigen Streben so weltweit und universal, haben, nachdem auf der Karte Asiens die neuen Staaten Indien und Pakistan eingezeichnet wurden und kurz darauf Ceylon mit den Farben neuerworbenener Souveränität folgen konnte, die traditionell guten Beziehungen auf geistig-kulturellem Gebiet auch in den politisch-wirtschaftlichen Regionen fortgesetzt.

Deutsche Ingenieure, Techniker, Kaufleute bilden nach einem besonders in den letzten einhundertundfünfzig Jahren fruchtbaren Aufspüren indischer Geistigkeit durch Dichter und Denker, Philosophen und Philologen unseres Volkes eine neue Generation unserer Indienfahrer. Dazu kommen Studenten und Lehrer aller Disziplinen und eine von Jahr zu Jahr erfreulich anwachsende Zahl von Reisenden, auf die der Reichtum und die Vielfältigkeit der alten Kulturlandschaften zwischen Himalaya und Kap Komorin und weiter bis zu Dondra Head, wo Ceylons südlichster Punkt von den Wellen des Indienzooceans umspült wird, eine besondere Anziehungskraft ausüben.

Diese Schrift kann ihres geringen Umfanges wegen in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Was sie will, ist einzig dieses: dem deutschen Leser, den Reiselust, Forschung, Studium oder Geschäft, missionarisches, ärztliches oder soziales Wirken nach Indien rufen oder der überhaupt sein Wissen über einen der schönsten Räume unserer Erde erweitern will, eine Weltlandschaft nahezubringen, die in einer Zeit, da die Landkarten so schnell und so radikal geändert wurden, eine besondere politische und geistige Stellung einnimmt. Zu den Menschen dieser Landschaft waren wir in Vergangenheit und Gegenwart nur durch freundschaftliche Bande verbunden. Daß dies auch in Zukunft der Fall sei, ist der glühende Wunsch des Verfassers dieser Zeilen.

Walter Leifer,
Neu-Delhi (Indien)



1. Abriß der Geschichte

Der vorderindische Raum, heute die Staaten der Indischen Union (Bharat), Pakistan, Ceylon, Nepal, Bhutan und das indische Protektorat Sikkim sowie die drei portugiesischen Kolonialgebiete um Goa, Diu und Damao umfassend, nimmt nach den plötzlichen Umwälzungen nach dem zweiten Weltkrieg im Rahmen der Politik unserer Zeit einen ersten Rang ein. Dieser Raum, die mittlere der drei großen Halbinseln des südlichen Asiens, ist in den Jahrtausenden seiner Geschichte immer wieder Ziel zahlreicher fremder Eindringlinge gewesen, die in den unzähligen Völkern und Stammesplittern die lebendige Erinnerung an die verschiedenen Epochen der indischen Geschichte hinterließen.

Den geschichtlichen Stempel haben all den indischen Landschaften zuerst die arischen Stämme aufgedrückt, die aus ihrer im Westen liegenden Urheimat aufgebrochen waren und auf der Suche nach Land in die reichen Ebenen des Fünfströmegebietes gelangten, den heutigen Punjab (Pandschab).

Die arischen Stämme, die in diesen Raum einbrachen und deren Heimat nach dem gemeinsam den heutigen indoarischen Indern vererbten Wortschatz in einer steppenhaften Landschaft liegen mußte, waren von Hause aus ein Hirtenvolk, das schon einen gewissen Grad der Sesshaftigkeit erreicht hatte. Sie brachten nach Indien bereits eine einfache Art des Häuserbaus mit. Die dunkelhäutigen Ureinwohner des Landes aber saßen schon in festen Steinhäusern. Seitdem seit 1922 die Archäologie das Vorhandensein einer vorarischen hochentwickelten Induskultur nachweisen konnte, die besonders in

Harappa in Punjab und in Mohenjo-Daro im Sindh Zentren besaß, hat die Indienforschung auch im Hinblick auf die vorarische Zeit neue Impulse erhalten. Es ist sogar möglich, durch Funde von Indussiegeln in präargonidischen Schichten in Mesopotamien eine gewisse Höhezeit der vorarischen Sindh-Kultur zu fixieren, die etwa zwischen 2800 und 2400 v. Chr. lag. Ob die Träger dieser Kultur die jetzt den Süden Vorderindiens bevölkernden Draviden waren, die heute allerdings auch in Belutschistan im Stammesgebiet der Brahuis noch in einer Sprachinsel weit vom dravidischen Kulturgebiet entfernt anzutreffen sind, oder ob es sich um Angehörige der Munda-Völker handelt, die den Norden des Dekkhan bewohnen und vielleicht der austro-asiatischen Völkerfamilie zuzuzählen sind, oder ob gar die Mohenjo-Daro-Leute, wie einige Forscher zu beweisen versuchen, selbst Arier — und zwar kuschitischen Stammes — sind, all diese Fragen finden erst ihre Beantwortung, wenn die im heutigen Pakistan gefundenen Indussiegel entziffert sind.

Die Mohenjo-Daro-Kultur kannte bereits eine in ihrer Zartheit bezaubernde Darstellung des Menschen, die einen starken Gegensatz zur gleichzeitigen steiferen und strengeren Kunst des mesopotamischen Kulturkreises bildet. Nur einige Spielzeuge und Menschen- und Tierdarstellungen erinnern noch an diese Kultur, die dem Künstlerischen sehr zugetan gewesen sein muß. Als ein neues Zeitalter dämmerte, das für uns bislang das urindische war, das der Veden, herrschte ein die bildenden Künste ablehnender Geist.

Das vedische Zeitalter stellte die Kultursynthese zwischen vorarischer Bauernwelt mit der arischen Hirten-Siedler-Welle dar. Aber es war die arische Sprache der neuen Herren des Landes, die dieser Veda-Kultur Ausdruck verlieh. In ihrem Geist war sie zum Teil der vorarischen Welt zugewandt. Meditation und Askese, die Übungen einer harten Yoga-Praxis, sind noch im heutigen Hinduismus Erbe dieses vedischen Zeitalters, in dem durch die Prävalenz des Philosophischen, niedergelegt in den Upanishaden, dem Priestertum eine beherrschende Stellung zukam. Die Formung der unzähligen Kasten, ursprünglich vier Hauptkasten, wurde in dieser Zeit vollendet. Das auf Manu, den mythischen Stammvater der Arier, zurückgehende Gesetzbuch bestimmte die zweimal geborenen Kasten der Brahmanen, der Kschatrija und der Waischja und die einmal geborene der Schudra. Die „zweimal Geborenen“ waren die Nachkommen der arischen Einwanderer, während es sich bei den Schudra um die große Menge der dunkelhäutigen Unterworfenen handelte. Die Entstehung der Kaste — das Wort *casta* ist portugiesischen Ursprungs und bezeichnet eine Rasse — hat natürlich ihren tiefsten Ursprung in einem Gefühl der Ablehnung der weißhäutigen Oberschicht gegenüber den dunklen Unterworfenen. Alle späteren Erzählungen über den „göttlichen Ursprung“ der Kaste waren nur ein künstlicher Legendenkranz, um einer sozial-politischen Maßnahme den Charakter der Härte und Untoleranz zu nehmen. Erst die junge indische Republik hat begonnen, die Scheidewände zwischen den einzelnen Gruppen hinduistischen Indertums abzureißen.

Im Dschungel einer üppig wuchernden Phantasie wuchsen die monumentalen literarischen Denkmäler der vedischen Zeit, das Mahabharata und das Ramajana, die uns Kunde geben von dem geschichtlichen Bild und der Völkertafel der Veda-Zeit. Die Pandu sitzen um ihre stolze Hauptstadt Indraprastha, das heutige Delhi. Die Wohnsitze der Matsja lagen um Pratisthana, heute Allahabad genannt. Die Surasena, die Kosala, Kuru, Kirata, Mithila, Wideha und Magadha sind weitere Namen von Klang auf der Völkerkarte des Mahabharata. Damals war einer der westlichsten Fürstensitze Pataliputra im Lande der Wihara, das jetzige Patna in Bihar.

Dieser arische Völkersturm, der ganz Nordindien überrannt hatte, fand in den Mittelbergen des Dekkhan sein natürliches Ende. Im Süden der vorderindischen Halbinsel behaupteten sich die dravidischen Völker. Inzwischen war aber eine andere arische Welle auf dem Seewege bis nach dem späteren Ceylon vorgestoßen und hatte den größten Teil der Insel unterworfen. Die geschichtlichen Legenden Ceylons haben uns die mythischen Namen der ersten Besiedler der Insel aus indoarischem Stamm hinterlassen. Sie schreiben diese Tat dem Königssohn Widschaja aus Lala — das ist Gudscherat — zu, der aus dem Geschlecht der Sihala, der Löwentöter, stammte und der Insel den Namen seines Geschlechtes verlieh.

Der Inder hat keinen rechten Sinn für die Geschichte. Sie wird für ihn das Gefäß, in dem Mythen und Legenden sich mit politischen Tatsachen unbedenklich vermischen können, in dem die Kosmogonie teilweise die Historie verdrängt und die Chronologie willkürlich durcheinanderwirbelt. Dies ist etwas anders auf Ceylon, wo die Reformbewegung des Buddhismus auch den Geist der Chroniken günstig beeinflusste und sie zu recht wertvollen Quellen der Geschichtsbetrachtung macht. Die Palibücher des „Mahawamscha“, einer in Anuradhapura geschriebenen Klosterchronik, und das „Dipawamscha“ — die beiden Namen bedeuten „Große Geschichte“ und „Geschichte der Insel“ — erzählen die Urgeschichte der Insel bis zum Tode des Königs Dhatu-sena im Jahre 479 n. Chr. Die „Große Geschichte“ von Anuradhapura wurde später allerdings fortgesetzt und ist schließlich bis in die moderne Zeit Kunderin des Geschehens auf der Insel bis zum Jahre 1816, als die Engländer wirkliche Herren wurden.

War Nordindiens Strukturwandel zu einem brahmanischen Staat erst nach blutigen, durch die Kriegergeschlechter geführten Kämpfen erfolgt, nach denen es den Brahmanen leicht war, den Reichen einen mehr geistigen Stempel aufzudrücken, so geschah die Durchdringung des dravidischen Südens mit friedlichen Mitteln. Hier war der brahmanische Einsiedler, der zugleich als Lehrer und Erzieher kam, Verkünder einer neuen Ordnung. Bei aller Achtung für die Sprachen des Südens verstand es der Brahmane, der heiligen Sprache der Veden, dem Sanskrit, den ersten Rang zu sichern. Die dravidischen Reiche der Pandja, der Tschola und Tschera sind schon ganz geformt vom gleichen politisch-sozialen Geist wie die arischen Nordstaaten Indiens. Vom glänzenden Pandjareiche im tiefen Süden weiß

bereits um 300 v. Chr. der Griechen Megasthenes zu berichten. Strabo aber erzählt von regen Handelsbeziehungen, die damals zwischen jenem südindischen Land und dem Imperium Romanum bestanden und erwähnt besonders eine Pandja-Gesandtschaft an Kaiser Augustus.

Doch hier sind wir bereits auf sicherem historischen Boden, der in der indischen Geschichte erst beginnt, als die großen Reformer Mahavira und der Buddha auftraten. Siddharta Gautama, der Buddha, wurde um 624 v. Chr. geboren. Als Geburtsort nennt die Legende den Hain Lumbini im alten Kapilavastu, im heutigen Nepal. Die Geburtsstätte liegt nicht weit von der nepalesischen Bezirksstadt Bhagvanpur, wo im Jahre 1896 der deutsche Sanskritist Führer eine Säule entdeckte, deren Inschrift meldete, daß Kaiser Asoka sie an dem Ort habe errichten lassen, an dem der Erhabene geboren sei. Nicht weit von Patna wurde um 599 v. Chr. Mahavira geboren, der Gründer der Jaina- (Dschaina-) gemeinschaft. Während der Jinismus (Dschinismus) keine dauernde größere politische Staatenbildung erreichte, sollte der Buddhismus auf seinem Höhepunkt im indischen Raum auch zugleich staatliche Macht repräsentieren.

Asokas Großreich

Die buddhistische Ära Indiens begann, als im Jahre 262 v. Chr. Asoka zum Buddhismus übertrat. Indien hatte im vergangenen Jahrhundert gerade die Bekanntschaft mit den Soldaten Alexanders des Großen gemacht. Am Beas-Fluß, Hyphasis von den Griechen genannt, schlug Alexander auf dem Schlachtfeld von Chilianwala den indischen König Poros (Paurava) und sicherte seinem griechisch-persischen Weltreich die Indusgrenze. Hier haben Griechentum und Indertum bald eine erste, sich in den bildenden Künsten demonstrierende Synthese gebildet, die später besonders in Baktrien Ausdruck der Gandhara-Kunst wurde.

Nach Alexanders Tod begann ein Inder Chandragupta (Tschandragupta) bei seinen Landsleuten und Sandroktos bei den Griechen genannt, den Abenteuerlust in die Umgebung des Makedonen geführt hatte, einen mächtigen Einfluß in seiner Heimat zu gewinnen. Er machte sich zum Herrn des Punjab und bald zum Herrscher des Maghadareiches, das vom Indus bis zur Gangesmündung reichte, und begründete so die aus einfachster Kaste stammende Maurya-Dynastie. Sein Enkel Asoka sollte den Namen dieser Dynastie zu einem der stolzen in ganz Indien machen. Nach einem Leben kriegerischer Erfolge kam dieser plötzlich zu der Einsicht über den Talmischnuck kriegerischer Taten und wurde Buddhist. Asoka gab seinem Großreich eine sichere Ordnung und kündete auf Felsedikten und Säulenerlassen, die zugleich an das Gewissen seiner Untertanen mahnten, von seinen hohen Ideen. Er unterstützte alle Bemühungen um die religiöse Erziehung des Volkes, und die buddhistische Mission erhielt von ihm machtvolle Impulse. Sein eigener Sohn Mahinda wurde von ihm ausgeschiedt, Ceylon für das geistige Reich Buddhas zu erobern.

In der nachasokischen Zeit dümmerte das Maurya-Reich immer mehr dahin. Der zehnte Herrscher der Dynastie, aus der Asoka stammte, Brihadratha, wurde von seinem eigenen Feldherrn Puscha-jamitra 184 v. Chr. gestürzt. Aus dynastischen Gründen unterstützte das neue Schunga-Herrscherhaus die Brahmanen, verschwand aber mit der im östlichen Indien zur Macht gelangenden Familie der Kanvas um 78 v. Chr. Der letzte Herrscher der Kanvas selbst mußte sich 27 v. Chr. der Andhra-Dynastie beugen, die vom Telugu-Gebiet aus sich des Ost-Raumes bemächtigte. Gleichzeitig aber fiel der Nordwesten in die Hände iranischer, skythischer, mongolischer und turktatarischer Stämme, die das alte griechische Baktrien, den Punjab und alles Gebiet bis zur Jumna (Dschamna) unterwarfen. Der Führerstamm dieser mittelasiatischen Soldatensippen waren die Schaka und schließlich die Kuschan, deren größte Herrscher-gestalten Kanischka (dessen Krönung am 15. März 78 n. Chr. den Beginn der „Schakazeit“ bezeichnet!) und sein Nachfolger Hu-vischka waren. Beide unterstützten sehr stark die buddhistische Gegenreformation in Nordindien.

Hatten diese Fremdsippen im Nordwesten Indiens sich zu Hütern des alten Sanskrit gemacht, so pflegte in Andhra die Dynastie der um 70 v. Chr. an Macht gewinnenden Satakani, in der der Königstitel Vilivayakura herrschte, das Prakrit, d. h. die Volkssprache.

Namen dieses Geschlechts lassen die Vermutung zu, daß es sich um die einzige austroasiatische Königssippe Indiens handelt. Während die Andhra-Dynastie im dritten Jahrhundert ein Ende fand, wuchs im Westen das Land der Kschatrapa zu einem machtvollen Zentrum einer neu emporkommenden iranisch-skythischen Staatengruppe an, die allerdings ein Jahrhundert später auch verschwand.

Die Epoche der Gupta

In dem Mosaik der nun herrschenden zahlreichen Geschlechter hatte ein bisheriger Vasall von Maghada, Candragupta, seinem seit etwa dreißig Jahren fast selbständigen Haus die Oberherrschaft über ganz Nordindien verschaffen können. Von Pataliputra aus herrschte er und ließ sich am 26. Februar 320 n. Chr. zum „Oberkönig über Großkönige“ ausrufen. Sein Geschlecht, die Gupta, ließ von diesem Tage an ihre Zeit datieren. Es war nach langer Fremdherrschaft wieder eine nationale Dynastie, die sich auch der Pflege des Sanskrit annahm. Für die Inder bedeutet die Gupta-Epoche die Wiederkehr der glänzenden Maurya-Zeit. Von der literarischen Blüte zeugt heute noch eines der bezauberndsten Werke im Schrifttum der gesamten Welt, die „Shakuntala“ (Sakuntala) des Kalidasa, geschrieben zur Zeit des Herrschers Kamaragupta (413 bis 453). Ein Jahrhundert später erlag das Gupta-Reich dem Ansturm der Hunnen, die bereits seit langem das iranische Sassanidentum erfolglos bekämpft hatten. Zwar gelang es unter den Herrschern von Makava (in der mittelindischen Landschaft um Ujjaini [Udschdschaini]) und

Kanyakubja, noch einmal Großreiche zu errichten. Unter einem tatkräftigen und fähigen König aus dem letzten Geschlecht, Harscha, den der chinesische Pilger Hsüan-tsang als ein Ideal des Herrschertums hinstellt, schien ein Widerschein alten Maurya- und Gupta-glanzes auf Indien zu fallen. Das Großreich von Kanyakubja umfaßte ganz Nordindien. Aber als Harscha 647 starb, war ein in allen Landschaften aufwuchernder Dynastismus die Folge. Zugleich schoben sich in den nächsten Jahrhunderten von der Religion Mohammeds inspirierte Reiche bis an die Grenzen Indiens heran.

Die islamische Ära

Das Ringen islamischer Herrscher um Indien begann im Jahre 1001, als der Herr des afghanischen Ghazni, Mahmud, den Hindu-König von Lahore, Jaipal (Dschaipal), besiegte und West-Punjab einnahm. In den harten Kämpfen der kommenden Jahrhunderte zwischen Moslems und Hindus lösten sich bei den Anhängern Mohammeds auf indischem Boden eine Menge von kleineren Herrscherhäusern ab, die für eine Zeit die Geschichte eines großen Teiles Nord-Indiens bestimmten. Die Herrscher von Ghazni regierten bis 1186, es folgten das Haus von Ghor (1186 bis 1206), die Mamelukken („Sklaven“ — oder „erste tatarische Dynastie“ genannt, 1206 bis 1290), die Khaldschī (Khildschī oder „zweite tatarische Dynastie“, 1290 bis 1321), die Toghlukiden (oder „dritte tatarische Dynastie“, 1321 bis 1412), die Seijiden (1416 bis 1451) und das Haus Lodhi (1451 bis 1526). Danach kam das Haus der Moghuln.

Die Zeit bis 1526 kann die Epoche der schrittweisen Unterwerfung der regionalen Hindudynastien des Nordens genannt werden. Den entscheidenden Schlag erhielten diese Hindureiche, als 1192 Mohammed von Ghor den letzten König aus der radschputischen Dynastie der Tschahumana in Ajmer (Adschmer) besiegte. Dieser „letzte wirkliche Hindukönig“ lebt noch heute als die tragisch-heroische Figur des sterbenden mittelalterlichen Indiens als Pithora Rai im Epos des Tschand Bardai. Ein Jahr später fiel der König von Benares, Dschai Tschand, bei Tschandavar. Zwar blieben noch eine Menge kleiner Hindu-Dynastien bestehen, aber nach und nach fielen sie dem Sieger in den Schoß. Einzig in den Landstrichen am Himalaya von Nepal bis Assam wurden den Moslems energische Widerstände entgegengesetzt. In Nepal lösten sich nach dem sechsten Jahrhundert zahlreiche Herrscherhäuser ab, die Litschtschhawi, die Thakuri, die Malla, die Tirhut und wieder die Malla, die unter Yakshamalla (1426 bis 1476) den hervorragenden König Nepals stellten, bis 1767 als die Gurkhas das Land eroberten.

Die Bindungen Bhutans und Sikkims waren recht eng im Laufe der Jahrhunderte zum Nachbarstaat Tibet geworden. So stammt auch in Sikkim die dort seit 1641 heute noch regierende Herrscherfamilie von den Gyalpos oder Häuptlingen des östlichen Tibet ab. Bhutan unterstand lange Zeit einer Doppelherrschaft, einem geist-

lichen Souverän, dem Shab-tung Rim-po-che oder Dharma Radschah, und einem weltlichen Herrn, dem Deb-Radschah. Diese Doppelherrschaft wurde nach dem Tode des letzten Dharma Radschah Ngawang-Yigmat-Koegyal im Jahre 1904 beendet. Der Tongsa Penlop — das war der Name für den Ministerpräsidenten —, Sri Ugjen Wangchuk, wurde 1907 als erblicher Maharadschah eingesetzt. Auch die Assamesen haben den Moslems energisch Widerstand geboten. Verschiedene herrschende Sippen erhielten sich bis 1228, als sie dem Thai-Stamm der Ahom unterlagen. Im Jahre 1826 — im englisch-burmesischen Frieden von Jandabo — fiel ihr Land an die britische Ostindien-Kompanie.

Tscholadevas überseeische Besitzungen

Die Geschichte Südindiens ging einen anderen Weg. Zu den alten Pandja- und Tscholareichen kam in der Maurya-Zeit noch das der Kerala hinzu. Nach dem Jahre 300 etwa entwickelten sich die Pallava aus dem Tamilenland zur führenden Macht Südindiens. Ihnen stellten sich die Tschalukya aus der Mitte des Dekkhans entgegen, die unter Pulakeshin II. (609 bis 642) ein großes, von der mittleren West- bis zur Ostküste reichendes, zentralindisches Reich inne hatten. Damals entstanden die herrlichen Adschantafresken. Doch 748 fiel der Westteil dieses Reiches an die Rashtrakuta, die sich in den Höhlentempeln von Ellora und Gharapuri (Elephanta) ein dauerndes Denkmal setzten. Im Streit der Dynastien des Südens vereinten im äußersten Süden die Tschola die alten Reiche der Pallava, Pandja und Kerala und stießen unter dem großen Radschendra Tscholadeva I. (1014 bis 1042) bis Orissa und Bengalen vor. Dieser Herrscher wurde sogar außerhalb des eigentlichen Indiens in Pegu, Malakka und in Shrividschaya auf Sumatra anerkannt. Zum ersten Male übte ein indischer Fürst Oberhoheit über überseeische Gebiete aus. Doch inzwischen war der Westen des Dekkhan mohammedanisch geworden. Der Osten — Orissa —, wo eine kurze buddhistische Blüte das Land zu einem Zentrum der Sanskrit-Literatur gemacht hatte, sollte 1568 das gleiche Schicksal erleiden. Die erste und einzige mächtige Hindudynastie, die sich auf dem südlichen Dekkhan mit Erfolg den Moslems widersetzte, waren die Herren von Vijayanagar (Vidschayanagar). Als allerdings der letzte Großherrscher des Landes, Venkata II. (1586 bis 1614), starb, teilte sich sein Reich in viele Kleinstaaten auf — besonders in die Mysore-, Seringapatam- und Nayakstaaten, letztere mit den Hauptstädten Madura und Tanjore (Tandschur).

Ceylon, das die internen Religionskämpfe zwischen den liberalen Abhayagiri und den orthodoxen Mahavihara über dreizehn Jahrhunderte erleben sollte, konnte auch politisch keine Ruhe finden, da es immer wieder in die dynastischen Kämpfe in Südindien einbezogen wurde. Erst König Parakrama Bahu I. (1153 bis 1186) machte sein Land frei und schenkte ihm durch die Versöhnung der religiö-

sen Gegner auch den inneren Frieden. Er wird deshalb als Heiliger bei seinen buddhistischen Landsleuten noch heute verehrt. Malaiische Angriffe auf das Eiland während des dreizehnten Jahrhunderts und die damals an den mongolischen Herrn Chinas, Kubilai, im Jahre 1284 herangetragene Bitte, Ceylon unter seinen Schutz zu nehmen, hatten keine großen Folgen für das Land. Auch als 1408 die Chinesen die Insel nochmals für dreißig Jahre unter ihre Oberherrschaft bringen konnten, hat diese Tatsache keinesfalls die Stellung des Buddha-Eilandes irgendwie beeinträchtigt. Dies geschah erst, als 1505 die Portugiesen landeten und sich auf der in sieben Kleinstaaten zersplitterten Insel festsetzten. Nach der Erbauung der Festung Colombo im Kotta-Reich wurde ihre Herrschaft über das Küstensaumreich auf Ceylon 1517 systematisch befestigt und mit der endgültigen Einnahme von Jaffna 1593 erfolgreich beendet. Die koloniale Ära hatte auf Ceylon begonnen.

Die Moghuln

Als 1526 Baber, der Sohn eines kleinen Fürsten der Ferghana, der aus seiner Heimat flüchten mußte und mit einer kleinen Schar von Getreuen sich zum Herrn Afghanistans und schließlich Nordindiens machte, auf die Bühne der indischen Geschichte trat, nahm das Moghulkaisertum der Timuriden seinen glanzvollen Anfang. Tapfer und willensstark und zugleich erfüllt von einer tiefen Menschlichkeit, die in den in Osttürkisch, dem sogenannten Tschagatai, geschriebenen „Denkwürdigkeiten“ zum Ausdruck kommt, ist Baber eine der anziehendsten Herrschergestalten, die aus der Vergangenheit zu uns sprechen.

Sein Nachfolger, Humajun, hatte, bedrängt von aufständischen Feinden der Timuriden, lange Zeit als Flüchtling zu leben. Gerade ein Jahr vor seinem Tode konnte er wieder siegreich in Delhi einziehen. Dessen Sohn und Nachfolger war der in der Wüste Tharr geborene Akbar, der 1564 die Zentralregierung seines Reiches reformierte und eine Toleranzpolitik im Religiösen einleitete, die zeigte, wie sehr sich die bislang feindlich gesinnten Moslems und Hindus schon aneinander gewöhnt hatten. Im Jahre 1582 verkündete Akbar, der nach jahrelangen Gesprächen mit Theologen der Moslems, Hindus, Jains, Christen und Parsen seine „sulh-i-kull“, die „religiöse Duldungspolitik“ formuliert hatte, einen neuen universellen Glauben, den synkretistischen „Glauben Gottes“ — „din-i'llahi“, der aber seinen Gründer nicht überleben sollte. Akbar, dessen Name mit Agra und dessen Umgebung besonders verbunden ist, war in seinem Geist eher der Verkünder der Hindu-Universalität als der strengen islamischen Form. Keiner der Nachfolger sollte mehr das Format der ersten drei Moghulkaiser erreichen. Schah Jahan (Dschihan), dem wir den Tadsch Mahal in Agra verdanken, führte eine aggressive Politik, die 1646/47 zu dem großen Marathenaufstand unter Schiwadschi führte. Kaiser Aurangzeb brachte durch kostspie-

lige Kriegszüge zum Dekkhan das Land an den Rand des Abgrundes und verspielte die innere Sicherheit durch untolerante Ketzerdekrete. So ließ er den eigenen Bruder Dara Shukoh, in dem Akbars Geist wach wurde, als einen Feind des Islam hinrichten. In ähnlicher Weise ließ er den Guru der Sikhs, Tegh Bahadur, 1675 ermorden und wütete gegen die Hindus. Zwar gelang es Aurangseeb, dem Moghulreich die größte Ausdehnung von Kabul bis Hyderabad auf dem Dekkhan zu geben, aber bereits kurze Zeit nach seinem Tod wurden tiefe Risse in diesem Staatsbau sichtbar: 1724 wurde der Staat Hyderabad de facto selbständig unter Mir Kamr-ud-Din, der den Titel „Nizam-ul-Mulk Fatch Dschung“ — „Betreuer des Landes, Sieger in der Schlacht“ erhielt und später „Asaf Dschah“ genannt wurde. Asaf ist nach islamischer Tradition der Berater Salomons, und der neue Titel, der der Nizam-Dynastie anhaften blieb, besagte „Gleich mit Asaf“. Ein anderes Zeichen für den Niedergang des Moghulreiches war die anwachsende Macht der Marathen, die 1738 von den Moghuln in Mittellindien die Souveränität ertrotzten. Ein Jahr später kann Nadir Schah von Persien ins Moghulreich einbrechen, Delhi ausplündern und den kostbaren Pfauen-thron stehlen, ohne daß ein ernstlicher Widerstand auf lange Zeit gegen die Eindringlinge möglich war. Der geraubte Thron der Moghuln war Symbol der inneren Schwäche des einst so glänzenden Kaiserhauses auf ostindischem Boden. Gegen einen neuen Feind aus dem Nordwesten, den Afghanen Achmed Schah Durrani, wandten sich marathische Soldaten, wurden aber schließlich 1761 am Panipat derart geschlagen, daß auch das Zwischenspiel der Marathen in der indischen Geschichte seinem Ende zuing.

Das koloniale Zeitalter

Die Schwäche der Marathen und zugleich der Moghuln war für die Engländer das Zeichen, sich in Bengalen festzusetzen. Im Spiel der kolonialen Mächte um Indien waren sie die Sieger geblieben.

Die koloniale Ära begann, als am 20. Mai 1498 Vasco da Gama im Hafen von Calicut landete. Der Indische Ozean wurde der Schauplatz erbitterter Kämpfe um die Seeherrschaft zwischen Arabern und Portugiesen, die bald zugunsten der Europäer entschieden wurden. Die noch heute in portugiesischer Hand befindlichen Landstriche um Goa kamen 1510 in den Besitz Portugals, Damao wurde 1529 erobert, und 1536 erbauten die lusitanischen Eroberer die Feste Diu. Daß den Portugiesen kein größerer Erfolg beschieden war, lag zum Teil an der Kurzsichtigkeit, mit der sie ihre Handelspolitik zum alleinigen Monopol der Krone machten. Ungünstig wirkte sich auch die 1580 beginnende Personalunion mit Spanien aus. Die Holländer vom Indienhandel auszuschließen, war eine der ersten Maßnahmen des spanischen Königs. Dadurch aber riefen sie gerade den Gegner auf den Plan:

Der Holländer Cornelis de Houtman hatte 1595 eine Expedition nach Java und Sumatra ausgerüstet und befehligte 1599 ein Ge-

schwader verschiedener holländischer Gesellschaften, das den Portugiesen die heutige Insel Mauritius abnahm. Diese Handelsgesellschaften der Niederländer verschmolzen 1602 zu einer großen, der Holländisch-Ostindischen Kompanie, die sich 1612 in Ceylon und Timor, 1614 in Masulipatam an der Koromandelküste festsetzte und langsam im asiatischen Osten den Portugiesen Stützpunkt um Stützpunkt wegnahm. Die mit den Holländern verbündeten Engländer aber hatten bereits 1600 eine Englisch-Ostindische Handelsgesellschaft begründet („The Governor and Company of Merchants trading to the East Indies“). Königin Elisabeth hatte ihr am letzten Tage jenes Jahres das Vorrecht freien Handels verliehen und ihr das Privileg der eigenen Rechtsprechung und zollfreien Wareneinfuhr verliehen.

Andere europäische Handelsgesellschaften schossen aus dem Boden. Eine französische wurde 1604 ins Leben gerufen, 1616 eine dänische (Tranquebar dänisch 1616 bis 1845 und Serampur von 1755 bis 1845), denen erst 1723 zu Ostende eine Kaiserlich-Ostindische Kompanie folgte (Faktoreien in Koblön bei Madras und Banhipur am Hugli, später auch in Carvac und auf den Nikobaren, 1785 eingegangen), 1731 eine schwedische, 1750 von Emden aus eine preußische Asiatische und eine Bengalische. Doch stand über den Unternehmungen des Reiches, Schwedens und Preußens ein Unglückstern. Nach kurzem Dasein richtete der Handelsneid der anderen sie zugrunde.

Die erste Niederlassung gründeten die Engländer 1612 in Surat. Mit Genehmigung der Moguln schufen sie weitere Faktoreien in Agra, Patna, Gogra, Achmedabad, Khambat und Adschmir. Zugleich setzten sie sich im Süden fest und erwarben Calicut (1616) und an der Koromandelküste Nellor (1619).

In Ceylon landete 1602 der erste Holländer, der es verstand, singhalesische Sympathien zu erwerben. So konnten die Holländer erfolgreich den Portugiesen entgegentreten. Der systematische Kampf begann, als zehn Jahre nach der Landung der Holländer die niederländische Ostindienkompanie ihr Wirken auf Ceylon ausdehnte. Im Jahre 1658 — einhundertdreißig Jahre nach der Ankunft der Portugiesen — fiel Jaffna (Dschaffna), das letzte Bollwerk lusitanischer Macht auf der Insel Buddhas. Die katholische Bevölkerung trägt dort noch heute portugiesische Namen, während die Burgher Ceylons an die Holländer erinnern. In den napoleonischen Wirren übernahm Großbritannien 1798 die Insel, nachdem die Soldaten der britischen Ostindienkompanie sie bereits 1795 annektiert hatten. Der letzte König, Schri Wikrama Radschasimha, wurde 1815 zur Abdankung gezwungen und nach Madras gebracht, wo er 1832 starb. Im Jahre 1816 übergab eine Häuptlingskonferenz der britischen Krone offiziell das Land. Dadurch hat Großbritannien bis zur Souveränitätserklärung 1948 eine gewisse Legalität seiner Herrschaft vorweisen können.

In Indien hatten sich die Franzosen, deren Politik in diesem Raum durch den seit 1730 in Tschandernagor und seit 1742 in

Pondicherry wirkenden Joseph François Dupleix ihre Impulse erhielt, und die Engländer zu gefährlichen Widersachern entwickelt. Um die Jahrhundertwende stand Frankreich auf dem Höhepunkt seiner Macht, beherrschte es doch wirtschaftlich und politisch den gesamten Süden Indiens. Das währte so lange, bis die Engländer in Clive den Feldherrn fanden, der ihnen den Sieg im kolonialen Ringen um Indien schenkte. Nach der Niederlage der Franzosen im Süden drohte den englischen Besitzungen in Bengalen von indischer Seite Gefahr. Die Briten besaßen eine kleine Niederlassung in Kalkutta, die gewisse Rechte besaß. Diese wurden ihr bei einem Regierungswechsel streitig gemacht und Kalkutta überrannt. Clives Gegenangriff bei Plessey am 23. Juni 1757 war das Datum einer siegreichen Schlacht und des Beginns der unumschränkten Herrschaft der britischen Ostindien-Kompanie.

Zeit der Annektionen

Als 1798 Richard Baron Wellesley, der später Marquis wurde, zum Generalgouverneur der Kompanie ernannt wurde, begann der imperialistische Gedanke die Engländer mehr und mehr zu ergreifen. Das Zeitalter der großen britischen Gebietserwerbungen war angebrochen. Es begann mit den Kämpfen gegen den franzosenfreundlichen Tippu Sahib von Mysore (Mysur). Diese wurden ein Vorspiel zu den Liquidierungen indischer Fürstentümer. Dabei griff der Länderhunger auch auf nichtindische Gebiete über. So wurde im Frieden von Jandabo den Burmesen diktiert, nicht nur Assam den Engländern zu überlassen, sondern auch Arakan und Tenasserim. Unterburma — Pegu — wurde nach dem zweiten Burmakrieg 1852 dem indobritischen Reich eingegliedert, der Restteil des Landes 1886 annektiert. Burma wurde 1935 als selbständige Kronkolonie aus dem Verband Indiens ausgeklammert und der britischen Regierung direkt unterstellt. Am 1. August 1943 wurde Burmas Selbständigkeit im Rahmen des japanischen „Dai Too-a Kyoeiken“, der „Großostasiatischen Wohlstandssphäre“, proklamiert. Nach dem zweiten Weltkrieg erklärte sich das Land am 4. Februar 1948 unabhängig und löste alle Bindungen zum Commonwealth.

Die Einverleibung der einheimischen Fürstenstaaten in das britische Indien wurde zu einem politischen Prinzip des Anheimfallens entwickelt, in dem besonders Generalgouverneur Dalhousie Meister war. Als diese Politik in den fünfziger Jahren in Satara, Jhansi (Dschhansi), Nagpur, Karnatik, Tandschur und schließlich in Oudh (Audh) einen Höhepunkt erreichte, mußten die Briten eine furchtbare Quittung einstecken: den Aufstand von 1857, entfacht von Dundhu Path, genannt Nena Sahib, dem Adoptivsohn des letzten Peischwa, und der Rani von Dschhansi. In Blut und Tränen wurde der Aufstand, von den Briten als „mutiny“, von den Indern „die große nationale Erhebung“ genannt, unterdrückt. Der letzte Mogulherrscher, Mohammed Bahadur Schah II., wurde nach Rangun ins Exil ge-

schickt, wo er 1862 starb. Seine Söhne waren sämtlich auf furchtbare Weise umgebracht worden. Der Aufstand, getragen von den Sepoys, bewirkte, daß Großbritannien die Verwaltung des Landes selbst in die Hand nahm. Am 3. August 1858 wurde die Ostindische Kompanie aufgelöst. Zum ersten Male wurde ein Vizekönig nach Indien gesandt, der die Königin dort repräsentierte. Am 29. April 1876 — fünf Jahre nach der Proklamation des deutschen wilhelminischen Kaiserreiches — wurde auch Indien durch Parlamentsbeschluß zu einem Kaiserreich erklärt.

Kampf um die Unabhängigkeit

Indien, das auf gewaltsamem Wege die Freiheit nicht hatte finden können, suchte nun mit den Mitteln des legalen Kampfes sich die Unabhängigkeit zu sichern. Die Meinungen waren recht verschieden, wie dieser Kampf zu führen sei. Einmal gab es die Gruppe, die religiös zu einem rationalistischen Deismus fand und politisch zwischen westlichen und östlichen Menschen vermitteln wollte. Einer ihrer ersten Wortführer war der Bengale Ram Mohan Roy, der 1828 den Brahma-Samaj (Samadsch) gründete und damit der Gruppe modern eingestellter Hindus eine Wirkungsmöglichkeit gab. Aber das Wirken all dieser Gruppen war zu einseitig literarisch. Sie erhielten erst eine politische und nationale Prägung, als sich nach dem entscheidenden Jahr 1857 kritische Stimmen über die Zustände in Indien in der Öffentlichkeit zu Worte meldeten.

Einen ungeheuren Impuls erhielt die geistige und politische Welt Indiens durch die Herausgabe des Rig-Veda in den Jahren 1849 bis 1874. Der Herausgeber war der berühmte deutsche Indologe Max Müller. Ein Jahr nach dem Erscheinen des sechsten und letzten Bandes gründete Dayanand Sastri die Arya-Samaj, die sich in ihren pädagogischen und geistig-politischen Zielen ganz dem Indien der Veden zuwenden wollte. Aus ihren Kreisen erwuchsen die erbittertesten Englandfeinde, die die gemäßigten Inder vollständig zu übertrönen schienen. Ein gewandter Redner und Schriftsteller, Bal Ganghadar Tilak, machte sich zum Führer der Gruppe, die zum äußersten Widerstand gegen die kolonialen Herren entschlossen war.

Eine gemäßigte Richtung erzwang sich nach etwa zehn Jahren dennoch eine starke Popularität. Führer dieser Gruppe waren Dadhabai Haoroji und Gopal Krischna Ghokale. Sie waren es auch, die 1885 den Indischen Nationalkongreß gründeten, der fortan das Sammelbecken der freiheitsbewußten Inder wurde. Es gelang den Engländern zwar, die Mohammedaner zur Gründung einer islamischen, ähnlich orientierten Organisation, dem „Mahomedan Educational Congress“, zu bewegen. Dies alles stärkte den Widerstand der Hindus noch mehr. Er wuchs besonders nach 1905, als Bengalen geteilt wurde und der östliche Teil zu Assam kam, wodurch die Mohammedaner hier die Mehrheit erhielten. Als auch zwei Jahre später im Punjab Unruhen ausbrachen, um Swaradsch — das heißt Selbst-

regierung zu erreichen — und um Swadeschi — dies Wort besagt Boykott der englischen Waren — durchzuführen, wurden lange versprochene Reformen im Indian Councils Act endlich Gesetz.

Die Mohammedaner hatten 1906 unter dem englandfreundlichen Haupt der Khodschasekte, der Ismailiten, die All-India Moslem League gegründet, die bewußt als Gegengewicht zum National Congress gedacht war. Die nächsten Jahre, in denen England durch die Aufteilung der Interessensphären in Persien und durch antitürkische Maßnahmen sich bei den indischen Moslems unbeliebt gemacht hatte, fand eine Annäherung zwischen den beiden großen Religionsgruppen statt. Diese verstärkte sich nach 1912, als die Teilung Bengaliens widerrufen wurde, wenn auch die Verlegung der Hauptstadt von Kalkutta nach Delhi den Wünschen der Moslems wiederum entsprach.

Der erste Weltkrieg erschütterte auch Indien. Zwar hatte die Ausrufung des „Heiligen Krieges“ durch den Sultan-Kalifen keine große Wirkung, aber die Moplah um Calicut und die Mohmand und Mahsud an der Nordwestgrenze griffen sofort zu den Waffen gegen England und konnten nur durch drakonische Mittel besiegt werden. Am Ende des Krieges forderten die Inder, in Versailles mitreden zu können. Der Nationalkongreß und die Moslemliga entsandten gemeinsam ihre Vertreter: Tilak, Gandhi und Hassan Imam. Im gleichen Jahr aber ließ das Blutbad von Amritsar, wo ein verantwortungsloser Punjab-Gouverneur in eine Massenversammlung feuern ließ, wodurch Hunderte starben und das Dreifache dieser Zahl der Toten verwundet wurde, Indien und die Welt erschreckt aufhorchen.

Der Mahatma

In dieser Zeit wurde Mohandas Karamchand Gandhi, der Mahatma — die große Seele, wie ihn Tagore nannte, zum Führer seines Volkes. Bereits in Südafrika hatte er sich zum Sprecher der dortigen Inder gemacht. In Indien sollte er seine eigentliche Aufgabe finden. Ein Mann von ungeheurem Format, ein Heiliger voll glühender Bereitschaft, rein und wahr in allem Tun, und zugleich ein Politiker mit dem Herzen für die Masse, wurde Verkünder politischer wie ethischer Ideale. Als er die Bewegung des gewaltlosen Widerstandes schuf, die Non Cooperation Movement, die er bezeichnenderweise „Satyagraha“ nannte — das heißt „Festhalten an der Wahrheit“ — zeigte sich schon im Sanskrit-Namen dieses politischen Programmes die Synthese von religiös-geistiger Haltung und sozial-politischer Forderung. Die Satyagraha-Bewegung sah um 1920 alle einheimischen Organe hinter sich — den Nationalkongreß, die Moslemliga und die damals sehr mächtige mohammedanische Kalifatskonferenz sowie selbst den gerade in Ceylon begründeten ceylonesischen Nationalkongreß. Bis zum zweiten Weltkrieg kämpften die indischen Nationalisten in der Art des gewaltlosen Widerstandes. Gandhi, Jawaharlal Nehru, Patel, Prasad machten immer wieder Bekanntschaft mit britischen Gefängnissen. Zur gleichen Zeit

aber erwuchs den Mohammedanern in Mohammed Ali Jinnah (Dschinnah) der Führer, der schließlich von der Idee des islamischen Staates — Pakistan genannt — fasziniert wurde und sie zum Programm der von ihm straff organisierten Moslemliga machte.

Während des zweiten Weltkrieges mußte England mit Ausnahme der Stelle des militärischen Befehlshabers alle Sitze in dem vizeköniglichen Executive Council Indern überlassen. Dies war jedoch ein Geschenk, das mehr auf das Wirken des bengalischen Freiheitskämpfers Subhas Chandra Bose zurückzuführen war, der sich auf die Seite des Deutschen Reiches und Japans gestellt hatte. Am 21. Oktober 1943 hatte er in Singapur, das die Japaner in „Schoonan“ umgetauft hatten, eine Regierung des Freien Indiens proklamiert. Die Nachwirkungen waren in Indien stark zu spüren. Viele Auslandsinder ließen sich für die Azad Hind Fanj, die Indische National-Armee Boses, anwerben, die später im Laufe der Operationen an der indischen Grenze als erste Soldaten eines indischen Regierungschefs indischen Boden betraten. Die Reaktion in Indien war dadurch spürbar, daß die Engländer Feldmarschall Wavell mit dem Amt des Vizekönigs und Generalgouverneurs betrauten.

Die Stunde Englands schlug in Indien bald, wenn auch die Anhänger des Empire-Gedankens sich verzweifelt gegen jede politische Änderung im bisherigen Kronstück des britischen Reiches wehrten. Im Jahre 1946 wurde die Interimsregierung gebildet, nachdem Klarheit über den künftigen Weg Indiens bestand. Am 24. März 1947 hatte Großbritannien Lord Mountbatten als Vizekönig und Generalgouverneur nach New Delhi entsandt. Zur gleichen Zeit (vom 20. März bis zum 2. April 1947) tagte dort die erste von Indern einberufene Asienkonferenz, an der aus allen Staaten Asiens teils offizielle, teils inoffizielle Vertreter zugegen waren. Die Bedeutung, die die damaligen Führer der Interimsregierung und der späteren freien indischen Dominion- und dann Republikregierung dieser Tagung beilegen, wies bereits auf die später auftauchenden asiatischen Tendenzen hin.

Am 15. August 1947 schlug die Freiheitsstunde des kontinentalen Teiles des vorderindischen Subkontinents. Aber die Freiheit war mit Bruderkämpfen zwischen Moslems und Hindus erkämpft und mit Vertreibungen und hastigen Auswanderungen von einem Staat in den anderen. In beiden Richtungen flohen und wanderten die Menschenmassen. Aber allmählich gelang es beiden Regierungen, Herr der Situation zu werden. Während in den Städten gefeiert oder eben gekämpft wurde, wanderte Gandhi, der Vater der indischen Nation, irgendwo wie einer der Tausende von Bettelmönchen oder Unberührbaren, denen der Mahatma den schönen Namen Harijan — Söhne Gottes — gegeben hatte, über die staubigen Straßen seines Landes.

Pakistan wurde geformt aus den im Nordwesten gelegenen Sindh, West-Pandschab, Belutschistan und der Nord-West-Grenzprovinz sowie der am östlichen Ende der vorderindischen Landmasse liegenden Osthälfte des wieder einmal geteilten Bengalen. Einige Monate

später hatte Indien den größten Sohn seiner Geschichte zu betrauern: der Mahatma wurde am 30. Januar 1948 von einem Fanatiker erschossen. Kurze Zeit darauf starb auch Jinnah, der in Pakistan das Amt des Generalgouverneurs angetreten hatte und als „Quaid-i-Azam“ — „Großer Führer“ — in die Geschichte seines Landes Pakistan einging.

Die dem Süden Indiens vorgelagerte Insel Ceylon, die als überwiegend buddhistisches Land religiös sich von dem hinduistischen Indien abhebt, erklärte sich offiziell am 4. Februar 1948 zu einem freien und unabhängigen Mitglied des Commonwealth. Am gleichen Tag hatte Burma seinen Austritt aus dieser bislang britisch bestimmten Völkerfamilie offiziell vollzogen.

Indien, das offiziell den Namen „Indische Union“ trägt oder mit dem Hindinamen „Bharat“ bezeichnet wird, erklärte sich am 26. Januar 1950 zu einer Republik. Zugleich aber fand die indische Fähigkeit zur Synthese und zur Vereinigung aller Gegensätze auch die Möglichkeit, den republikanischen Staat in dem Commonwealth-Staatenbund zu belassen, dessen äußeres Symbol die englische Krone ist. Dem Beispiel Indiens folgend, erklärte auch Pakistans Nationalversammlung in einer bedeutsamen Entschließung mit Wirkung vom 23. März 1956 das Land zu einer „Islamischen Republik“.

Zwischen den Zwillingsländern „Bharat“ und „Pakistan“ schwelt seit dem Tage der Unabhängigkeitserklärung das unterirdische Feuer Kaschmir und droht zur offenen Flamme emporzulohen. Auch die Lösung der Frage Hyderabad hat lange Zeit die Atmosphäre zwischen beiden Staaten vergiftet. Pakistan fordert aus religiösen Gründen Kaschmir, das von einer überwiegend islamischen Bevölkerung bewohnt wird. Die Indische Union lehnt jedes Gespräch darüber ab, weil ein Säkularstaat sich nicht um religiöse, sondern einzig um politische Dinge zu bemühen habe. Kaschmir ist der ständige Streitapfel zwischen Karatschi und New Delhi.

Die Himalayastaaten Nepal und Bhutan sind offiziell souverän. Ein Vertrag vom 31. Juli 1950 zwischen Nepal und Indien hat ersterem tatsächlich völlige Handlungsfreiheit gewährt. Bhutan, das sich souverän nennt, ist in der Außenpolitik von Neu-Delhi abhängig. Die Beschränkung der Souveränität hatte das Land 1910 in einem Vertrag mit den Engländern bereits in Kauf nehmen müssen. Dieser Zustand wurde durch den indisch-bhutanischen Vertrag von Darjeeling vom 8. August 1949 beibehalten. Mit Sikkim wurde von Indien aus ebenfalls ein Vertrag — am 5. Dezember 1950 — geschlossen, der das Protektoratsverhältnis dieses kleinen Landes zu den Machthabern in New Delhi weiterbestehen läßt.

Die Frage der nichtbritischen fremden Besitzungen auf indischem Boden wurde nach dem Abzug der Briten von den Indern immer wieder gestellt. Frankreich mußte nach langen Widerständen in seiner „ville libre“ Chandernagore (Tschandernagur) 1949 eine Volksabstimmung über die Zugehörigkeit zu Indien durchführen, die ganz zu indischen Gunsten ausfiel. Trotz des Erfolges dauerte die

Übergabe an Indien bis zum 9. Juli 1952. Die Verhandlungen über die anderen Orte (Pondicherry, Karikal, Mahé, Yanam) dauerten weitere Jahre, bis sie sämtlich am 1. November 1954 aufgrund eines Votums der gewählten Vertretungen der Union übergeben wurden. Die Frage der portugiesischen Besitzungen (Gon, Diu, Damao) wird von Indien immer stärker gestellt. Teilweise geschieht dies mit einer großen Ungeduld und Vehemenz. Die Beziehungen zwischen beiden Staaten waren, seitdem der Union Jack in Indien eingeholt wurde, denkbar schlecht. Es führte schließlich zur Schließung der beiderseitigen Gesandtschaften. Portugal weist bei der Verteidigung seines Anspruchs auf die Sonderart der Goanesen hin, die ein luso-indischer Stamm geworden sind, und führt historische und religiöse Gründe an. Indiens Argumente aber sind geographischer und antikolonialistischer Herkunft und geschichtlicher wie politischer Natur.

Zu den territorialen Fragen im indischen Raum kommen eine Reihe machtpolitischer, hervorgerufen durch die benachbarten kommunistischen Staaten Peking-China und die Sowjetunion, die einen streng dirigierten Machtblock bis auf den Himalayakamm herangeschoben haben — dann durch Pakistans Bindung an das vorderasiatische Machtssystem, das westlich orientiert ist — und schließlich durch die neutrale Haltung der Indischen Union und Ceylons. Indien hat seine Haltung in den sogenannten „Fünf Prinzipien“ oder „Pancha Silha“ proklamiert (1. Gegenseitige Achtung des Besitzstandes und der Souveränität, 2. Ablehnung aller Angriffshandlungen, 3. Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten des anderen Landes, 4. Gleichberechtigung und Wahrung gemeinsamer Vorteile und 5. friedliches Nebeneinanderleben). Daß diese Prinzipien aus dem Vertrag vom 29. April 1954 zwischen der Volksrepublik China und der Indischen Union resultieren, ist bedauerlich, beendete er doch den Sonderstatus des Dalai-Lama-Staates. Daß die in indischem Wesen so tief wurzelnde, dem Buddhismus entstammende Panchasilha-Idee zudem mit der aus rein taktischen Gründen in den Pausen des kommunistischen Kampfes um die politische Führerschaft der Welt propagierte Koexistenz-Parole verwässert wird, ist der Tribut, den das politische Indien dem Zeitalter der Propaganda und Schlagworte liefern muß. New Delhis Haltung führte zu einer Ausrichtung auf eine bereits am Vorabend der Unabhängigkeitserklärung formulierte asiatische Politik, die auf der ersten Afro-asiatischen Konferenz von 29 Ländern im indonesischen Bandung, vom 18. bis zum 24. April 1955 auf indische Initiative hin einberufen, voll zutage trat.

Dem kulturellen Interesse an Indien folgt bei allen Nationen ein politisches und bei den größten auch ein wirtschaftliches. Der vorderindische Raum, von dem aus irgendwelche politische, wirtschaftliche, religiöse, rassische oder territoriale Beziehungen zu allen Teilen der Erde führen, hat sich zu einem beherrschenden Faktor im Kräftespiel der Gegenwart entwickelt, zu einer wahren „Drehscheibe der Geschichte“.

2. Landeskunde

Der indische Raum oder Vorderindien, das sich vom 37. Grad n. Br. am Nordsaum Kaschmirs bis zur Südspitze Ceylons zum 6. Grad n. Br. hinzieht, bedeckt einen Raum von über 3,8 Millionen qkm. Dieser Raum, der im Norden im Großen und Ganzen durch den Himalaya geschützt wird, bietet gute Zugangswege im Nordwesten zwischen Arabischer See und Khyber-Paß und im Nordosten, wo die Landschaft Assams in Burma übergeht. Diese beiden Grenz-zonen waren auch in der Geschichte bis zur Ankunft der Europäer die Pforten zum indischen Raum. Die Europäer dagegen suchten den Seeweg, um von den Häfen aus ins Land vorzustößen.

Vorderindien gleicht einem von Titanenhänden geschaffenen Keil, der an der Himalayanaht mit dem übrigen Asien zusammengeschweißt ist und weit in den Indienozean hineinstößt.

In dieser Landschaft, die nur mit der europäischen Sonderbildung am westlichen Saum des eurasischen Großkontinents verglichen werden kann, nimmt alles Riesenmaßstäbe an. Länge und Höhe des Himalaya ist das Doppelte der höchsten Gebirgskette Europas, der Alpen. Dieses große asiatische Gebirge bildet mit seinen Rand-zonen ein zusammenhängendes Gebiet. Es ist allerdings überraschend, daß die Wasserscheide, von Indien aus gesehen, jenseits des Gebirges liegt, wo in den transhimalayischen Zonen Tibets Indus, Satlej (Satledsch), Brahmaputra und eine Menge kleinerer Flüsse entspringen.

Die nächste wichtige geographische Zone ist die indogangetische Ebene, die vom Stromgebiet des zum Südwesten fließenden Indus bis zum Mündungsraum des Ganges reicht, der seinen Weg zum Südosten nimmt. Diese Zone umfaßt zwei Großlandschaften, die des Fünfstromlandes, des Punjab, und aller Gebiete, die im Bereich des Indus, des Ganges (eigentlich besser: die Ganga) liegen, zu denen die Räume der Jumna (Dschamna) und des Brahmaputra eine Erweiterung nach Westen und Osten geben. Beide Großlandschaften des indogangetischen Gebietes sind verbunden durch die Pforte von Delhi, die seit Jahrtausenden Staatenschöpfern und Städtebauern der ideale Platz war, von hier aus in beiden Regionen Nordindiens ein beherrschendes Wort mitzureden.

Südlich der sich durch den ganzen Norden hinziehenden Ebene liegt die eigentliche Halbinsel, der Dekkhan, aufgebaut auf einem Sockel ältesten Gesteines, auf Graniten und Quarziten, kristallinen Schichten, in die sich hie und da jüngere Massen wie Schiefer und Kalk einschoben. Doch ist der Dekkhan keine einheitliche Landschaft. Dem reichgegliederten Norden steht ein einheitlicherer Süden gegenüber, die sich beide durch die von den Stromgebieten des Narbada und des Son gebildeten Senken trennen, wobei der Nordrand dieses einzigartigen Grabens vom Vindhya-Gebirge gebildet wird. In der Oberflächengestaltung dieser gebirgigen Hochebenenlandschaft sind die Inselberge ein einzigartiges Charakteristikum. Auf ihnen haben die mittelalterlichen Herrscher ihre Burgen errichtet, die wie Horste von Raubvögeln weit ins Land hineinschauen. Andererseits aber wurden diese durch die Monsunregen abgewaschenen Felsendome zugleich auch Stätten für Heiligtümer, die das Ziel frommer Wallfahrten sein sollten. Die Tempelstadt spielt auch in den buddhistischen Randzonen des Himalaya eine große Rolle.

Eine eigene geographische Zone könnte man die Küstenniederungen nennen. Während an der Westküste, der Malabarküste, das Hochland steil abfällt und in den West-Ghats die Scheide findet, sind an der östlichen Koromandelküste die Ost-Ghats ein sanfter Übergang kleiner Gebirge und Hügel in die Ebene.

In dieser geographisch zu großen einheitlichen Regionen zusammengeschlossenen Welt Vorderindiens, die wieder in bunte Vielfalt zerfällt, die auch Ausdruck der Bevölkerungskarte ist, spielte sich die Geschichte und das Leben der Völker und Stämme dieses Subkontinents ab. Die Neuzeit hat dabei das Allzu-Moderne eng neben das Allzu-Antike gestellt. So begegnet sich im Gebiet von Chota Nagpur fast unberührtes Stammesgebiet mit Regionen, in denen kalte Industriebezirke über den einstigen Odlandschaften aufwachsen.

Die großen Landschaften geben dem gesamten vorderindischen Keil trotz der Verschiedenheiten und Vielfältigkeit in den einzelnen Regionen das Bild einer großen geographischen Synthese. Ob der urzeitliche Dekkhanfels sich einst von Süden kommend an den asiatischen Kontinent heranschoob und dabei den Himalaya hoch auf-

staute oder ob umgekehrt Asiens Ländermasse in der Zeit der Urformung der Kontinentmassen auf den später — als ihn nach Jahrmillionen geschichtlich denkende Menschen bewohnten — Vorderindien genannten Granitberg stießen und die Zwischenlandschaft tief eindrückten, ist ein gutes Spekulationsobjekt der geologischen und geographischen Forschung.

Klima

In urvedischer Zeit regierte die Götterdreieheit Indra, Agni und Surya über das indische Land. Agni, der Feuergott, und Surya, der Herr der Sonne, waren überragt von Indra, dem Schöpfer des Regens. Das Gebet an Indra — der Ruf um schöpferischen Regen, ist das älteste und höchste der Gebete. Nichts zeigt mehr, wie sehr die Frage, ob der Regen kommt oder nicht, über das Schicksal der Menschen glücklich oder furchtbar entscheiden kann.

Indien ist von den süd-, südost- und fernostasiatischen Monsunländern dasjenige, das die klimatischen Charakteristiken dieser Gebiete am klarsten zeigt. Die Monsunwinde, die das Klima beherrschen, treten in einem bestimmten jahreszeitlichen Rhythmus auf. Dabei unterscheidet man von Januar bis Juni den Nordost-Monsun und von Juni bis Dezember den Südwest-Monsun. Von besonderer Bedeutung ist dabei allerdings mehr der sommerliche Südwest-Monsun, der wieder in die Zeit der Regenzeit, von Juni bis Mitte September andauernd, und die des abflauenden Monsuns (von Ende September bis Dezember) eingeteilt werden kann.

Allgemein kann gesagt werden, daß das kühle, von Europäern gut zu ertragende Wetter von Oktober bis Ende Februar herrscht. Das heiße Wetter umfaßt die Monate von April bis Ende Juni. Die Monsunzeit wird an den einzelnen Orten an bestimmten Tagen erwartet, so etwa in Colombo am 19. Mai, in Bombay am 5. Juni, in Calcutta am 15. Juni, in Delhi am 26. Juni. Die Tatsache, daß der Monsun in Verbindung mit Zyklonen Springfluten und sonstigen Flutkatastrophen ungeheure Verwüstungen anrichten kann, setzt die Millionenmassen Indiens immer in eine bange Erwartung der Art des Monsuns. Zu spätes Eintreffen kann Hungersnot bedeuten, zu frühes und zu schnelles Überschwemmungen. Der Regen, der für die meisten indischen Gebiete eine Lebensfrage ist, hat nicht diese Bedeutung in den Regionen, die eine jährliche Niederschlagsmenge von mehr als 1700 Millimeter aufweisen — das sind die westlichen Küstenstreifen und Ceylon sowie die bengalisch-assamesische Großlandschaft. Der Hauptregenanteil wird fast überall in Indien durch den Südwest-Monsun gebracht, einzig im äußersten Süden und auf Ceylon hat der Nordost-Monsun eine gewisse Bedeutung.

Europäer sollten Geschäfts- und sonstige Reisen nur im Winter — also zwischen September und April — erledigen. Der Januar hat beispielsweise ein ausgesprochen kühles Klima im nordindischen Raum. Natürlich bestehen zum südlichen Gebiet erhebliche Tempera-

turunterschiede. Die Durchschnittstemperatur beträgt in der nord-indischen Tiefebene im Januar etwa 19 Grad Celsius. Im Punjab ist es sogar wesentlich kälter. Durchschnittliche Januartemperaturen liegen hier bei 14 Grad. Zwischen Madras und Travancore wird in der gleichen Zeit 25 Grad gemessen. In den anderen Monaten steigt das Thermometer schnell an. Nachts allerdings kann es in dieser klimatisch recht angenehmen Zeit sehr empfindlich kühl werden. Daher kann man in Nordindien auch nicht ohne Winterbekleidung auskommen. Besonders ist dies der Fall, wenn die in hohen Bergen gelegenen Sommerplätze oder Kurorte — die sogenannten hill stations — aufgesucht werden. Eine gute warme Kleidung ist hier überall sehr wichtig, da Europäer durch allzu leichte Bekleidung sich oft im Winter eher eine Krankheit zuziehen als im heißen Sommer.

Im Süden der Halbinsel, vielleicht mit Ausnahme der hochgelegenen Orte des Dekkan ist fast immer Tropenkleidung angebracht. Das gilt etwa auch für Bombay, die Hafenstadt, die fast immer die europäischen Reisenden, die über See nach Indien kommen, zuerst empfängt. Nach einer vier- oder fünfstündigen Eisenbahnfahrt im Frontier Mail nach Delhi muß man im Winter meistens schon die Kleidung wechseln.

Während Sommer und Winter im tropisch warmen Süden keine großen Temperaturunterschiede auskommen lassen, zeigt der Mai etwa, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, im Nordwesten eine Durchschnittstemperatur von rund 40—45 Grad, die im Gangestal etwa um sechs oder sieben Grad niedriger liegt. Erst wenn der Monsun mit wolkenbruchartigen Regenfällen und schweren Gewittern sich ankündigt, wird der trocken-heiße Sommer von einer feucht-warmen Zeit abgelöst, in der die Treibhausatmosphäre die Menschen erschläft und müde macht.

Wasser

Genau so wie der Regen von höchster Bedeutung für das Leben ist, so üben in der gleichen Weise auch die Flüsse und Ströme einen nachhaltigen Einfluß auf das Leben ganz Vorderindiens aus. Es war hier wie in vielen Ländern des heißen und warmen Gürtels der Erde, daß zivilisatorisches Leben an den Lauf der Flüsse gebunden war. Und genau so ist auch heute noch die Bevölkerung vom Wasser abhängig.

In den regenarmen Gebieten des Fünfstromlandes hat man sich seit je durch ein gut ausgebautes Kanalsystem mit Wasser versorgt. Hier war nicht umsonst auch das erste uns bekannte Zentrum einer hohen Zivilisation und Kultur. In den Landstrichen, die nicht direkt mit Flüssen verbunden sind, wurden seit Urzeiten Zisternen und Wasserbehälter angelegt. In den Flußgebieten gibt es ein Bewässerungssystem, das gleichmäßig das Wasser verteilen hilft, während die Wasserbehälter zum größten Teil von Grundwasser gespeist werden mußten.

Der Vater des Bewässerungswesens auf eine großzügige, modernere Art war Piroz Schah aus dem Geschlecht der Toghluken (1351—93), der einen Kanal zu dem von ihm gegründeten Jagdsitz Hissar von der Jumna aus führen ließ. Dieser Kanal war es auch, den die Briten 1820 ausbessern ließen und damit den ersten Beitrag zur Bewässerung einer indischen Landschaft lieferten. Die wichtigsten britischen Kanalanlagen, die vorzugsweise der Bewässerung dienen, sind in der Folgezeit durch den Gangeskanal an Proby Cautley (1838) und an verschiedene Dammbauten im Süden, etwa die Kolerun-, Godavari- und Kistnatalsperre in den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts mit dem Namen von Sir Arthur Cotton verbunden.

In den meisten Landstrichen des vorderindischen Raumes ist eine intensiv arbeitende Landwirtschaft gar nicht denkbar ohne ein gutes Bewässerungssystem. Es ist ausgerechnet worden, daß die indischen Flüsse eine jährliche Wassermenge führen, die, wenn man sie verteilen würde, eine Fläche von 5 500 000 qkm rund 30 cm hoch unter Wasser setzen würde. Von dieser ungeheuren Menge werden bislang nur 5,6 Prozent für die Landwirtschaft nutzbar gemacht. Um alle Gebiete Indiens krisenfest zu machen, müßte man ein Drittel der gesamten Wassermenge der Landwirtschaft zuführen. Doch variieren hier die Schätzungen sehr.

Um die indische Landwirtschaft aus dem Stadium der Ungewißheit und Unsicherheit herauszuführen, dem sie durch ihre einseitige Bindung an klimatische Gegebenheiten anheimgegeben ist, wurden gewaltige Bewässerungsanlagen begonnen und zum Teil beendet — so das Bhakra-Nangal-System im Punjab, das größte Kanalsystem der gesamten Erde. Das Hirakud-Projekt bei Patna, das Kakrapar-Projekt in Bombay, dann die verschiedenen Bewässerungsanlagen und -dämme im Damodar-Tal in Bihar-Orissa, am Tunghabhadra in Hyderabad-Andhra-Mysore, am Bhawani, Manimuthar und der Mettur-Kanal in Madras, am Mandley in Travancore-Cochin sind nur einige wenige der bereits begonnenen und teilweise sogar schon beendeten Vorhaben. Die meisten Dämme sind Mehrzweck-Anlagen, die eine Regulierung des Wasserlaufs, eine Flutkontrolle also, und eine Bewässerung bezwecken. Es ist übrigens erfreulich, daß bei den meisten Werken deutsche Firmen ihre Erfahrungen Indien zur Verfügung stellen. Wenn die Reservoirs einmal gefüllt sein werden, wird nicht nur die Landwirtschaft und Flußschiffahrt den Nutzen daraus ziehen, sondern die gesamte Bevölkerung, die auf diese Weise auch mit Elektrizität versorgt wird.

Flora

Als ich nach meiner Ankunft in Indien von Bombay nach Delhi fuhr, überraschte mich die trockene, ausgedörrte, baumlose Landschaft. Das Bild des tropischen Wunderlandes mit üppig wuchernden Dschungeln oder großen Wäldern ist nur auf einige wenige Gebiete

Indiens anzuwenden, hier besonders auf den Küstensaum vor den West-Ghats, auf Ceylon und einige Streifen im Osten, in Bengalen, Orissa und Assam. Im übrigen Land begegnet dem Reisenden immer wieder Ödland mit Dornbusch, Tamarisken oder Akazien. Hier hat die bedenkenlose Abholzung schreckliche Folgen gezeitigt. Sie wäre wahrscheinlich noch weiter vorgeschritten, wenn nicht vor hundert Jahren ein Deutscher auf die Folgen hingewiesen hätte: es war Dietrich Brandis, der 1853 erster Generalinspektor der Forsten in dem gerade der Krone unterstellten Indien geworden war.

Die Mannigfaltigkeit der Flora Indiens anzeigen zu wollen, hieße einen riesigen Katalog bunter, unbekannter Pflanzen aufzuschlagen. Ein Bild schlichter, einfacher Schönheit ist der Lotos auf heiligen Wassern. Er ist der Inbegriff der ganzen indischen Flora, verkörpert er doch für den Hindu das Prinzip des Schöpferischen. Diese Blume ist urindisch, sie wurde bereits von den dunkelhäutigen Bewohnern der Halbinsel verehrt, als noch keine arischen Einwanderer ihr straffere Form und Ordnung gaben. Und an den gleichen Seen, auf denen der Lotos symbolhaft und wahrhaft blüht, stehen Palmen. Kokospalmen sind es meistens, die in den Küstenländern von dieser schönen Gattung der Bäume künden. Der Fachmann wird erklären können, daß im Norden die Dattelpalme vorkommt, daß die Palmyrapalme der südindischen Landschaft den tropischen Zauber verleiht und daß die Blätter der Talipot-Palme jahrhundertlang dazu dienten, die literarischen Schätze südindischer Kultur uns zu erhalten.

Außer der Kokospalme, die dem Menschen Nahrung und Materialien schenkt, sind besonders Apfelsinen, Zitronen, Bananen, Guaven, die verschiedenen Arten der Melonen Spender für den häuslichen Tisch der Inder. Zu den fruchttragenden Bäumen gehören in erster Linie der Mangobaum, der Brotfrucht-, Jak-, Jambu- und schließlich der Feigenbaum. Von den meisten gibt es noch eine ganze Reihe verschiedener Arten, so von der Feige etwa Dolden, Banyan und die des Bo-Baumes. Unter einem Bo-Baum (*ficus religiosa*) sitzend, erlangte der samana Gotama einst Erleuchtung. Der Baum bei Bodh-Gaya lebt in einem Ableger, einst von Asokas Tochter Sanghamitta nach Ceylon gebracht, noch in Anuradhapura. Dieser „Baum der Erleuchtung“ nimmt im Buddhismus die gleiche Stellung ein wie das Kreuz im Christentum als Baum des Opfers.

Die Pflanzenwelt, die im Süden sich in der üppigen Pracht der dschungelartigen Wälder darbietet, in denen Schlingpflanzen und Lianen und andere seltsam bunte Blumen unter ewigem Laubdach wachsen, zeigen im Norden alle Abarten, wie sie im Vorderen Orient und in Europa auch zu Hause sind. In den Wäldern des Südens wachsen edle Hölzer wie Teak und Sandelholz, Mahagoni und Sal. Sie sind ein beliebter Exportartikel geworden. In den Himalayaregionen haben Walnußbaum und Tanne eine Heimat gefunden, ebenso Buche, Platane, Eiche, Pappel und all jene Bäume, die dem europäischen Besucher aus seiner Heimat bekannt sind.

Fauna

Die hinduistische Anschauung von der Einheit alles Seienden wies auch den Tieren einen besonderen Platz in der Schöpfung zu und machte sie oft zu Sinnbildern göttlicher Wesen. Hier gebührt dem Elefanten eine besondere Stelle. Es gibt sogar ein Werk, das ganz diesem göttlichen Tier gewidmet ist: die Hastyayurveda, die „Veda vom langen Leben der Elefanten“. All die Elefanten, die heute Indiens Fauna eine solch majestätische Gestalt geben, werden vom streugläubigen Hindu auf Airavata zurückgeführt, den heiligen Elefanten, der Tragtier des Gottes Indra wurde und der zugleich mit dem göttlichen Sonnenvogel Garuda vom Allschöpfer Brahma geschaffen wurde.

Eines der Worte für den heiligen Elefanten ist „naga“ — das gleiche Sanskritwort bezeichnet die Schlange, das Symbol des Erdhaften und Irdisch-Gebundenen, während der Adler Garuda Sinnbild des Sonnenhaften und des vom Stofflichen Gelösten ist. In der indischen Mythologie wie in den herrlichen Tierfabeln der Panchatantra (Pantschatantra) haben sich Liebe und Verehrung der Inder zum Tier ein wunderbares Denkmal gesetzt.

Indiens Wildreichtum ist schier unbegrenzt. Das Nashorn, das einst den gesamten Norden bevölkerte, ist heute nur noch in einigen Rückzugsgebieten Bengalens, Assams und Nepals zu finden. Büffelherden sind im Osten und Nordosten Indiens zuhause. Der sogenannte indische Bison — Gaur — lebt in den Wäldern von Periyar in Travancore-Cochin, in Bandipur in Mysore und bei Mudumalai in Madras. Hirsche gibt es in allen Teilen Indiens. Eine schöne, braunrote Art, barasingha genannt, ist fast ganz ausgestorben, allerdings kann man sie bei Kanha in Madhya Pradesh noch in größerer Zahl antreffen. In den Hochlandsgebieten von Uttar Pradesh, wo es ebenfalls noch einige von dieser Hirschart gibt, nennt man sie gond. Das besonders im Norden beheimatete Reh, hier chital genannt, ist zum Glück noch in großer Zahl vorhanden. Dagegen geht die Zahl der Antilopen immer mehr zurück. Schutzgebiete sorgen dafür, daß die gefährdeten Wildsorten erhalten bleiben.

Während der Löwe offenes Gelände vorzieht, liebt der Tiger den undurchdringlichen Dschungel — das kann man meistens auch von dem mit Punkten übersäten Leoparden sagen, während der schwarze Leopard — oder Panther — sich eigentlich nur in solchem Gelände wohl fühlt.

Neben den Tieren gibt es eine Unmenge von Vögeln, die in den verschiedenen Teilen Indiens zu Hause sind. Mehr als 2400 Arten und Unterarten haben die Ornithologen fleißig gezählt. Dazu kommen noch rund 500 Arten von Gastvögeln, die nur während der kalten Jahreszeit das mildere Klima Indiens vorziehen und im Sommer wieder in kältere Länder zurückfliegen.

Zu den bekanntesten Vögeln gehören einmal die vielen Arten der Enten, der Kraniche, Nashornvögel. Letztere fallen aber leicht den

Nachstellungen der Bergstämme zum Opfer, die gern die Federn der Nashornvögel als Kopfschmuck verwenden. Vom Zaunkönig bis zum Adler führt schließlich die stolze Reihe der Vögel über den immer mehr verschwindenden Bussard, dann den Schlangenhalsvogel, die Gabelweihe, den Geier und wie sie alle heißen mögen.

Freunde der Tierwelt wie der Pflanzenwelt können viel entdecken — allerdings muß man die Tiere in ihren Regionen aufsuchen. Auch in Indien ist für viele Tierarten der Naturschutzpark letzte Rettung. Demnächst wird New Delhi auch einen großen Zoo erhalten, dessen Pläne von dem Hamburger Carl Hagenbeck, aus der bekannten Zoo-Expertenfamilie stammend, geliefert werden.

Besiedlung

Der vorderindische Raum beherbergt die größten Menschenanballungen auf unserer Erde. Im Zeitabschnitt der letzten zehn Jahre nahm der Kontinent um rund fünfzig Millionen Menschen zu — das ist um so viel Menschen zusätzlich, wie augenblicklich das westliche Deutschland Bewohner zählt.

Wenn man eine Karte der Niederschläge mit der Bevölkerungskarte vergleicht, wird man entdecken, daß die Gebiete, die regenbegünstigt sind, zugleich die Räume dichter Menschenbesiedlung sind. Während so zum Beispiel Belutschistan nur 3,4 pro qkm zählt, sind die Zahlen für Westbengalen und Travancore-Cochin 310,9 und 391. Dabei aber darf man nicht vergessen, daß es sich bei den Gebieten stets um landwirtschaftliche Zonen handelt, in denen ein Kleinbauerntum herrscht. Auf die Dauer ist man in den verschiedenen Staaten Vorderindiens gezwungen, durch eine innerstaatliche Siedlungsbewegung einen Ausgleich zwischen den über- und unterbevölkerten Räumen zu schaffen. Um hierin aber Erfolge zu verbuchen, ist das große Ziel der Bewässerung eines der größten Indiens überhaupt.

3. Bevölkerungskunde

Indien war das Land großer Völkerbewegungen seit Urzeiten. Und alle Völker und Rassen haben dort ihre Spuren hinterlassen. Die Frage, welche von den Rassen Indiens eigentlich als Ureinwohner angesprochen werden können, bewegt schon seit langem die Forschung. Doch dürfte es wohl einwandfrei feststehen, daß diesen Anspruch die Munda-Völker erheben können.

Die traditionelle Einteilung der verschiedenen Rassen und Einwohner Indiens wurde aufgrund der deutschen Indien-Expedition, die von 1926 bis 1929 den gesamten Subkontinent erforschte, überholt und nach neuen Gesichtspunkten variiert. Der Leiter dieser berühmten Expedition, von Eickstedt, kommt dabei zu folgenden Aufteilungen:

Die Hauptrasse der Bevölkerung des vorderindischen Subkontinents wird durch die Indiden gebildet, die sich in die reichen Ackerbaugebiete des Landes drängten und deren grazile Ebenmäßigkeit der Körperformen für das indische Schönheitsideal Pate stand. Innerhalb dieses indiden Typs unterscheidet Eickstedt die beiden Arten von Hindustan und des Dekkhan. Als zweite der beiden großen Rassen, die mit dem Beiwort progressiv bedacht werden, erscheinen die Melaniden, die einem Teil des südlichen Indien das Gesicht gaben. Dabei ist der indische Typ nicht etwa nur auf die helleren Inder beschränkt und der melanide Typ, Bindeglied zwischen den Rassen Afrikas und der Südsee, wiederum steht der indiden Art so nahe, daß sie sich gegenseitig schon sehr angeglichen haben. Gilt für den Indiden etwa der Bewohner Kaschmirs oder der Sikh als ein guter

Vertreter, so ist der melanide Typ besonders durch die Bewohner des Tamilenlandes repräsentiert.

All diesen herrschenden Rassen in Vorderindien stehen die primitiven Rassen gegenüber, die nach Eickstedt Weddide genannt werden — in Anlehnung an die kleine Urrasse Ceylons. Diese Weddiden umfassen heute noch rund 25 Millionen Inder. Es handelt sich dabei nicht nur um die Angehörigen einiger in die abgelegenen Berge und Hochebenen abgedrängten Stämme, sondern auch um große Teile der bisher als unberührbar geltenden Unterschichten des Hinduismus. Aber auch die anderen religiösen Gruppen haben unter ihren Mitgliedern viele rassisch den weddiden Typ vertretende Angehörige. Für die Weddiden ist nach Eickstedt bezeichnend „die kindliche Stupsnase mit den breitgeblähten Flügeln, der weiche und volle, nach unten gebogene Kindermund, das kleine fliehende Unters Gesicht mit dem runden Kinn und die leicht kindlichen, etwas untergesetzten Proportionen mit den zarten Händen und Füßen“. Besonderer Vertreter dieses Typs ist der Stamm der Gond.

Auch an der dritten der großen Weltrassen, der mongoliden, hat Indien Anteil. Diese Einflüsse sind in den Himalayaländern und, über Assam kommend, bis tief in Bengalen hinein zu verspüren. Hier schufen sie eine neue Bevölkerung, die als Bindeglied zwischen der Welt des hinterindischen und fernöstlichen Raumes steht und doch ganz im Indischen beheimatet ist.

Zu diesen großen Rassengruppen kommen noch einige lokale Sondertypen — so Spuren des turaniden Einflusses, der von Bengalen bis zum Marathenlande sichtbar wird und im pakistanischen Westgebiet teilweise sehr deutlich zu sehen ist. Auch wollen einige Forscher besonders in dem größten Teil der Bewohner von Kerala — das ist Travancore-Cochin — einen solchen Sondertyp entdecken.

Die neue Einteilung der indischen Bevölkerung wurde auch von dem Hamburger Indologen Ludwig Alsdorf übernommen, dessen 1955 erschienenes Handbuch „Vorderindien“ zu den deutschsprachigen Standardwerken über Indien zählt und an dem derjenige, der sein Indienbild noch mehr erweitern will, keinesfalls vorbeigehen sollte. Es sei vermerkt, daß die deutsche Indienforschung seit Eickstedt eine neue Einteilung der indischen Bevölkerung vorgenommen hat, die die bislang übliche Identifizierung von Sprachengruppe, Volkstum und Rassenangehörigkeit vollständig verwirft.

Indien, das eine schon zur Tradition gewordene Freundschaft an Deutschland bindet, ist auch einer kleinen Gruppe von Deutschen zur Heimat geworden. „Heimat“ bedeutet allerdings nur Wahlheimat für die meisten. Nach zwei oder drei Jahren Indienaufenthalt werden viele nach Deutschland zurückgehen, aber ein Stück Indien wird sie immer begleiten. Um die Jahreswende 1955/56 wohnten rund 3000 Deutsche im vorderindischen Raum. Die meisten hatten ihren Wohnsitz an Orten mit größeren deutschen Kolonien wie Bombay, wo auch im Kulturellen ein dem Deutschtum aufgeschlossenes Leben herrscht, in Kalkutta, wo die Fäden an alte

deutsche Bindungen wieder geknüpft werden, und in Jamshedpur vor allem, wo viele deutsche Familien von Ingenieuren und Angestellten sich in den letzten Jahren zusammengefunden haben. Madras, New Delhi, Karachi sind die nächsten Städte, an denen nicht nur einige wenige offizielle Vertreter Deutschlands zu finden sind, sondern auch kleine, allerdings in der Öffentlichkeit kaum spürbare Kolonien.

Um Deutsche zu finden, gehe man aber auch an die Universitäten. Gastprofessoren und Austauschstudenten kommen in immer größerer Zahl nach Indien. Und hier trifft man nicht nur Studenten und Forscher der Indologie, die im Land des Sanskrit, des Pali und der Prakrits „ad fontes“ gehen, sondern auch Archäologen, Landwirte, Architekten, Forstfachleute, die die indische Situation auf ihren Gebieten kennen lernen wollen. Wenn all diese Menschen nach Deutschland zurückkehren, wenn sie dann nicht nur oberflächlich das Indien der cocktail parties kennen gelernt haben, sondern auch das der Menschen, die nur Hindi, nur Tamil, Bengali, Telugu, Pandschabi oder sonst eine der schönen Sprachen der Länder zwischen Hindukusch und der Südspitze Ceylons reden, dann wird der Reichtum der Heimkehrenden umso größer sein. Und er wird vielleicht auch andere bereichern können. Vorderindien wird immer nur mit den wenigen Ausnahmen derer, die sich mit Pakistanis, Ceylonesen oder Indern verheirateten, Menschen unseres Volkes zeitweise Wohnsitz sein. Dieser Umstand und die Tatsache, daß sich Äußerungen von Europäern zuerst in englischer Sprache zeigen, weist auf die ganz besonderen Voraussetzungen hin, die so sehr abstecken von Ländern mit anderen deutschen Kolonien etwa im tropischen Amerika. Was aber der Deutsche hier ausnahmslos findet, ist nicht nur ein reges Interesse an allem Deutschen, sondern auch eine große Liebe und verehrungsvolles Ansehen unseres Landes, die den deutschen Gast in diesen Ländern ehrlich bewegen sollten, diese aus tiefstem Herzen kommenden Geschenke durch gleichgroße Gegen Gaben zu erwidern:

Neue Einteilung Indiens



Wenn das Gesetz der Staatenneuordnung in Indien Oktober 1956 in Kraft tritt, besteht das Neue Indien aus 15 Staaten und 7 zentralverwalteten Territorien. Die dicken Linien zeigen die Zonen an, innerhalb deren die Einheiten gruppiert werden.

4. Politische Ordnung

Verfassung und Regierung

Die Trennung des vormals britischen Indien in die beiden Staaten Indische Union — Bharat — und Pakistan geht ursprünglich in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts zurück, als der Dichter Mohammed Iqbal und der Politiker Rahmat Ali einen islamischen Staat forderten und dies „reine, unverfälschte Land moslemischer Art“ — Pakistan bedeutet Land der Reinen, während es nach anderer Auslegung ein Akrostichon aus Punjab, Kaschmir, Sindh sein soll! — als eine politische Forderung aufstellten. Am 23. März 1940 verkündete auf einer historischen Tagung der Moslemliga in Lahore Mohammed Ali Jinnah den Kampf für ein islamisches Pakistan zur offiziellen Politik seiner Partei.

In einem turbulenten Zeitraum von sechs Jahren erlebte nun Indien den Kampf um die Freiheit, Quit-India-Resolutionen, Gandhis letzte große Kämpfe und britische Kabinettsmissionen, die zu retten versuchten und schließlich doch nachgeben mußten, wechselten in rascher Folge.

Am 2. September 1946 wurde in Neu Delhi die Interimsregierung durch Angehörige des Kongresses gebildet, der erst am 26. September Mitglieder der Moslemliga beitraten. Doch bedeutete gemeinsame Arbeit im Kabinett keinesfalls friedliche Zusammenarbeit. Am 20. Februar 1947 erließ die englische Regierung eine bedeutsame Erklärung, daß die Herrschaft Großbritanniens in diesem Gebiet spätestens im Juni 1948 ein Ende finden werde. Der Tätigkeit Mountbattens ist es zu danken, daß der von den Moslems geforderte Plan einer Teilung angenommen wurde, ohne daß überspitzte Forderungen

gen Jinnahs (er forderte das ganze Bengalen und Punjab!) und ebenso die mohammedanische Ansicht von der Identifizierung von Glauben und Nation angenommen wurden. Am 3. Juni 1947 wurde der Teilungsplan bekanntgegeben. Bereits am 5. Juni wurde im englischen Parlament der „Indian Independence Act“ eingebracht und nach einer Woche harter parlamentarischer Gefechte am 15. Juni verabschiedet. Genau einen Monat später war aus dem kolonialen Kaiserreich ein Doppeldominion geworden. Am 22. Juni 1948 verzichtete König-Kaiser Georg VI. auf das Vorrecht, den kaiserlich-indischen Titel weiter führen zu dürfen: so erlosch der Glanz des Kaiser-i-Hind.

An die Stelle des königlichen freien Staates Indien, in dem der Sünder Chakravarti Rajagopalachari als vizeköniglicher Generalgouverneur den König vertrat, trat die Republik der Indischen Union. Auf der bedeutsamen Commonwealth-Konferenz 1949 erklärte die indische Regierung ihre Absicht, ihrem Staat die republikanische Form zu geben. Aber es gelang der indischen Fähigkeit zur Harmonie, die Verbindung zwischen Monarchischem und Republikanischem zu finden: „Die Regierung Indiens“, so kann man in der Erklärung vom 27. April 1949 lesen, die endgültig das britische Empire liquidierte und an seine Stelle ein allen Rassen, Völkern und Staatsformen offenes Welt-Commonwealth stellte, „hat jedoch Indiens Wunsch erklärt und bestätigt, seine volle Mitgliedschaft im Commonwealth der Nationen und seine Anerkennung des Königs als Symbol der freien Vereinigung seiner unabhängigen Nationen und damit als Oberhaupt des Commonwealth aufrechtzuerhalten.“

Am 26. Januar 1950 — genau auf den Tag zwanzig Jahre nach dem feierlichen Gelöbnis der indischen Freiheitskämpfer, alles für die Freiheit ihres Landes zu tun, daß aber die wirksamste Art, die Freiheit zu erlangen, nicht auf dem Wege der Gewalt liege — wurde in Indien die Republik proklamiert und Rajendra Prasad zum ersten Präsidenten der Indischen Union gewählt.

Die indische Verfassung, die aus 22 Teilen besteht, bestimmt Form und Aufbau des Staates in 395 Artikeln und 9 Anhängen. Verfassungsexperten waren jahrelang an der Arbeit und haben eingehend auch die westlichen Konstitutionen studiert. Besonders standen die Traditionen Australiens, Kanadas und der Schweiz Pate bei dem einzigartigen Versuch, einen Staat, der bisher nach Klassen, Kasten und Religionsgemeinschaften, die fast den Charakter von nationalen Gruppen angenommen hatten, zu einer Gemeinschaft nach modernen Gesichtspunkten umzuformen. Auch das Grundgesetz der deutschen Bundesrepublik wurde dabei geprüft, ob es auch für Indien gültige politische Leitsätze habe. U. a. entstammen gerade die in der indischen Verfassung stehenden Grundsätze über die Unverletzlichkeit der Persönlichkeit diesem Grundgesetz.

Die Grundrechte sind in der indischen Verfassung in vier Gruppen eingeteilt: das Recht auf Gleichheit, das Recht auf Freiheit und gegen Ausbeutung, das auf Freiheit der Bekenntnisse und auf Er-

ziehung und das Recht auf Eigentum. Wichtig ist besonders der Artikel über die Staatsbürgerschaft (Artikel 5): „Jede Person, die in dem Territorium Indien beheimatet ist und

a) die in dem Territorium Indien geboren ist, oder b) bei dem ein Elternteil im Territorium Indien geboren wurde, oder c) die dauernd während einer Zeitspanne von fünf Jahren unmittelbar vor der Verkündung der Verfassung in Indien wohnhaft war, wird zum indischen Staatsbürger erklärt.“

Die indische Regierung wird nach parlamentarischen Spielregeln bestimmt. Die Indische Union ist ein föderalistischer Bund, dessen Unionsmitglieder allerdings durch eine mit weiten Machtbefugnissen ausgestattete Zentralregierung straff zusammengehalten werden. Das Haupt der Exekutive der Zentralregierung ist der Präsident, in dessen Namen alle Maßnahmen — auch die auf dem Gebiet der Landesverteidigung — ausgeführt werden. Die Amtszeit beträgt fünf Jahre. Vertreter des Präsidenten, der alle traditionellen Rechte eines Staatsoberhauptes besitzt, ist der Vizepräsident. Dieser gilt außerdem als der Ex-officio-Vorsitzende des Oberhauses. Vom Präsidenten ernannt, aber dem Parlament verantwortlich, ist aufgrund des Artikels 74 der Verfassung der dem Ministerpräsidenten unterstehende Ministerrat.

Die Verfassungsgebende Versammlung in Karachi hatte am 2. November 1953 die grundsätzliche Entscheidung gefällt, eine „Islamische Republik Pakistan“ in naher Zukunft auszurufen. Zwar hat die innere Lage — besonders in Ost-Bengalen — und damit die Hilflosigkeit der Verfassungsgebenden Versammlung es nicht zugelassen, daß ernstlich an die Verwirklichung dieses Planes in den ersten Jahren herangegangen werden konnte. Aber trotz aller Schwierigkeiten (so wurde u. a. am 24. Oktober 1954 die Nationalversammlung durch den Generalgouverneur aufgelöst!) wurde am 9. Januar 1956 der Verfassungsentwurf beim Parlament eingebracht und am 29. Februar 1956 vom Parlament angenommen. Am 23. März 1956, sechzehn Jahre nach der Lahore-Erklärung wurde die „Islamische Republik Pakistan“ ausgerufen und Iskander Mirza erster Präsident. Diese Verfassung besteht aus 13 Teilen mit 245 Artikeln und 5 Zusätzen. Sie bestimmt, daß die islamische Bevölkerung gemäß den Prinzipien, die zur Gründung des Staates Pakistan führten, nach den Regeln von Koran und Sunna leben sollen, daß der Präsident des Staates stets ein Moslem sein muß, daß zwanzig Jahre nach Verkündung der republikanischen Verfassung Englisch noch als Amtssprache gelten soll und daß zehn Jahre danach Schritte unternommen werden, Urdu und Bengali als offizielle Sprachen schrittweise einzuführen.

In Nepal bestand im letzten Jahrhundert eine Herrschaft der erblichen Ministerpräsidenten, die in ihrer Macht an die japanischen Schogune oder die fränkischen Hausmeier zur Zeit der Merowingerkönige erinnerten. Im Jahre 1816 hatte General Bhimsena Thapa die Macht im Lande an sich gerissen, ohne den schwachen König

aus der seit 1767 regierenden Dynastie der Shah abzusetzen. Zwar wurde Bhimsena 1839 vertrieben, aber ein Verwandter, Jung Bahadur, erreichte es, daß er erblicher Maharadscha wurde, während dem nominellen Herrscher der stolze Titel „Maharadschahdhiradsch“ — Allmächtiger König — überlassen wurde. Diese Herrschaft der Ministerpräsidentenfamilie der Rana ging am 18. Februar 1951 zu Ende. Am 10. August 1952 wurde ein gewähltes Mitglied des Rates Premier des Landes. Der König selbst übt die Rechte aus, wie sie in konstitutionellen Monarchien den Herrschern zustehen. Da die Verfassung noch ausgearbeitet werden muß, ist die Demokratisierung des Landes — die so sehr betont wird — natürlich erst in ihrem ersten Stadium. Ähnlich sind die modernen Tendenzen in Bhutan und Sikkim nur auf eine ganz kleine Schicht beschränkt.

Die portugiesischen Territorien in Indien, der „Estado da India“ genannt, gelten als Stück des Mutterlandes und die seit 1933 sich einheitlich und korporativ nennende Republik erklärte in ihrer am 11. April im gleichen Jahr in Kraft tretenden Verfassung in Artikel 2:

„Nenhuma parcela do território nacional pode ser adquirida por Governo ou entidade de direito público de país estrangeiro...“ („Keine Parzelle des nationalen Territoriums kann durch eine Regierung oder eine Organisation öffentlichen Rechts eines fremden Landes erworben werden...“). Teil 7 der Verfassung behandelt von Artikel 133 bis 175 die „Überseeischen Territorien“ (Text des Gesetzes 2048 vom 11. Juni 1951). Das politische und administrative Regime sowie die finanzielle und wirtschaftliche Ordnung, vom Conselho de Governo ausgeübt, ist hier im Einzelnen erläutert. Dieser Rat besteht in Goa unter dem dortigen Generalgouverneur aus fünf gewählten, fünf ernannten und fünf beamteten Mitgliedern.

Parlament und Parteiwesen

Die Legislative der Indischen Union besteht aus dem Präsidenten und dem Parlament. Letzteres besteht aus dem Staatenrat — genannt Rajya Sabha, und dem Unterhaus — Lok Sabha. Der Staatsrat setzt sich etwa aus 250 Mitgliedern zusammen, von denen 12 vom Präsidenten ernannt sind.

Pakistan befindet sich seit einigen Jahren im Stadium zwischen Bundesstaat und Einheitsstaat, nachdem am 28. März 1955 die pakistanische Regierung die Aufteilung des Landes in zwei Provinzen — West- und Ostpakistan — beschlossen hatte. Dazu kommt dann allerdings noch der Bundesbezirk Karachi, der direkt der Zentralregierung unterstellt ist, während die neuen Provinzregierungen nur noch als eigentliche Verwaltungsorgane der Landesregierung gelten. Das Parlament steht vor einer Transformation, um aus den bisher nur von der Moslemliga diktierten Gremien eine Versammlung verschiedener gut wirksamer Parteiorganisationen zu werden. Zwar hat die Opposition in Ostbengalen sogar die Regierung übernehmen

können, aber keinesfalls hat dadurch die führende Moslemliga ihre Sonderstellung aufgegeben. In gleicher Weise ist dies ja in der Indischen Union mit der Kongreßpartei der Fall, die noch immer dem gesamten Gebiet des Landes Bnarat das parteipolitische Gesicht gibt. Man soll allerdings nicht vergessen, daß die Regierung heftige Gegner fand, die zum Teil ernstlich die Position der Regierungsparteien in Indien und in Pakistan bedrohen konnten. Solche Kräfte fanden sich in Ostpakistan in der United Party und in Indien unter den Sozialisten. Ausgesprochenen extremen Richtungen ist zur Zeit nur ein kurzer Übergangserfolg möglich. Das gilt in allen Ländern Vorderindiens. Trotz der ungeheuren Anstrengungen haben auch die Kommunisten keinerlei Erfolge verzeichnen können. In Ceylon sind sie dabei noch untereinander gespalten, weil es einen ausgesprochen „stalinistischen“, der nach der Wandlung des Stalin-Kultes sich allerdings ändern dürfte, und einen klar national ausgerichteten Flügel der extremen Linkspartei gibt.

Parteienkämpfe spielen sich in ganz Vorderindien natürlich nur in einer kleinen Schicht ab. Zwar greifen sie hier und da in die breiteren Massen hinein, aber es gelingt nicht, die Menschen in dem europäisch parteipolitischen Sinn zu erfassen. Hierzu müßte dem Analphabetismus einmal gründlich zu Leibe gerückt werden. Dies aber ist eine Aufgabe, die mit viel Geduld und Liebe angefaßt werden muß. Das Ziel darf dann allerdings nicht im marxistischen Sinne eine parteipolitische Zweckmäßigkeit sein, sondern muß wirklich den Menschen zu selbständigem Denken und zu eigenen Entschlüssen führen.

Gerichtsbarkeit

Das Gerichtswesen der vorderindischen Staatenwelt basiert (mit Ausnahme Goas und Ceylons) fast nur auf britischer Tradition. Die jeweiligen Obersten Richter der Staaten werden vom Staatsoberhaupt ernannt. Die Richter bleiben überall bis zum 65. Jahr im Amt. Um Richter eines Obersten Gerichts zu werden, muß der Anwärter für dies Amt Staatsbürger des betreffenden Staates sein und wenigstens fünf Jahre Richter an einem oder mehreren Gerichtshöfen gewesen sein und sich wenigstens zehn Jahre lang als Verteidiger an einem höheren Gerichtshof beteiligt haben. Gewohnheit und Verfassung verbieten es einem ausgeschiedenen Richter, an einem Zivilgerichtshof tätig zu sein oder ein neues Amt innerhalb einer Behörde anzutreten. Ceylon ist in der britisch akzentuierten Justizwelt Vorderindiens eine Insel holländisch-römischen Rechtsdenkens.

Territorien

Als nach der Unabhängigkeitserklärung in Indien und Ceylon die Regierung wieder in einheimischen Händen lag, blieb die alte britische politische Landkarte der Union nicht mehr lange bestehen. Hier war es der energische Innenminister, Sardar Vallabhbhai Patel,

Inhaber des Staatenministeriums, der die innere Klärung Indiens durchführte und dabei auch die Fürstenstaaten zu Gliedern der Union machte.

Die neue indische Verfassung teilte die Staaten der Union in vier verschiedene Arten von Staaten ein. Aus den bisherigen britischen Provinzen wurden die sogenannten A-Staaten. Das waren (der 1953 aus dem Nordostteil von Madras gebildete Staat) Andhra, Assam, Bihar, Bombay, Madhya Pradesh (Zentralprovinzen), Madras, Orissa, Punjab (d. h. Ost-Pandschab), Uttar Pradesh (Vereinigte Provinzen), West-Bengalen.

Die Gruppe der B-Staaten umfaßt die früheren Fürstengebiete: Hyderabad, Jammu und Kashmir, Madhya Bharat, Mysore, Patiala und East Punjab States Union (PEPSU), Rajasthan, Saurashtra, Travancore-Cochin. Die Staaten Hyderabad, Jammu und Kashmir und Mysore bilden die Gebiete der alten Fürstenstaaten gleichen Namens, die als Verwaltungseinheiten erhalten blieben. Die übrigen Staaten sind Unionen mehrerer fürstlicher Territorien — bei Travancore-Cochin waren es die beiden im Namen des Staates genannten Gebiete, bei Saurashtra zum Beispiel 30 mittlere und 191 Kleinstaaten. Zu diesen Fürstengebieten gehörte auch Junagadh, dessen mohammedanischer Herrscher über eine zumeist Hindu-Bevölkerung sich für den Anschluß an Pakistan erklärt hatte, aber nach einem kurzen diplomatischen Kampf die Übernahme seines Landes durch Indien erlebte.

Madhya Bharat — oder Mittel-Indien — ist die Fürstenunion von 25 ehemaligen Prinzenstaaten, die sich um die ehemals berühmten Maharadschasitze Gwalior und Indore gebildet hatten. Madhya Bharat umfaßt den westlichen Teil der früheren Central India Agency. Den östlichen Teil bildet der C-Staat Vindhya Pradesh.

Die „Patiala and East Punjab States Union“ — in der Abkürzungsmanie unserer Zeit kurz Pepsu genannt — ist der Zusammenschluß von sieben Sikh-Staaten und einem Moslem-Gebiet. Patiala, ein Name, der in der indischen Fürstengeschichte einen guten Klang hat, nimmt dabei allein drei Viertel ein.

Flächenmäßig ist die größte Union, die aus einer Vereinigung der ehemaligen Fürstenländer hervorging, die alte Radschputana — der heutige Staat Rajasthan. Hier sind 18 Staaten zusammengefaßt, dazu gehören auch die vier Territorien Alwar, Karauli, Dholpur und Bharatpur, die ursprünglich sich „Matsya Union“ nannten, aber am 15. Mai 1949 mit den übrigen Radschputenstaaten fusionierten. Bikaner, Jodhpur, Jaipur und vor allem Udaipur gehören heute ebenfalls zu Rajasthan. Der Maharana von Udaipur, wegen der mythischen Abstammung vom Sonnengott oft auch „Sonne der Radschputen“ genannt, besaß unter den Fürsten der Radschputen den höchsten Rang.

Die B-Staaten, die in ihrer Größe so verschieden sind, unterstehen ernannten Präsidenten, die in Anlehnung an ihre fürstlichen Titel von ehemals „Rajpramukh“ („Fürststatthalter“) heißen und immer

dem vornehmsten oder den wenigen ersten Fürstenfamilien entstammen. Der Vertreter des Rajpramukh heißt „Uparajpramukh“. In den Rajpramukh-Staaten ist somit noch eine Zwischenstufe zwischen klar republikanischem System und monarchischer Herrschaft zu erblicken. Der Rajpramukh wird von den ehemaligen Fürsten aus ihrem Kreis gewählt und vom Präsidenten der Union anerkannt. Dagegen werden die Gouverneure der A-Staaten, die ehemaligen britischen Provinzen umfassend, vom Präsidenten direkt ernannt. Alle ehemaligen Fürsten, die ja freiwillig ihre Herrschaft abtraten, erhalten aus diesem Grunde noch heute eine aufgrund der alten Einkünfte berechnete Zivilliste.

Durch die Zusammenlegung einiger kleiner Fürstenstaaten entstand dann noch eine besondere Gruppe von Territorien, die man mit den in britischer Zeit sogenannten „centrally administered areas“ auf eine Stufe stellte. So wurde die Gruppe der C-Staaten geschaffen. Zu diesen Staaten gehörte ursprünglich auch Bilaspur, das aber 1954 mit Himachal Pradesh vereinigt wurde. Himachal Pradesh — das heißt Himalaya-Provinz — ist eine Union von 22 Staaten kleiner Himalayafürsten. Eine ähnliche Zusammenlegung fand in Zentralindien statt, wo der östliche Teil der früheren britischen Central India Agency (Bundelkhand und Baghelkhand) zur Vindhya-Provinz vereinigt wurde und den Namen „Vindhya Pradesh“ erhielt. Andere C-Staaten, die erst jüngst dieser Kategorie indischer Verwaltungsbezirke eingegliedert wurden, sind noch die ehemaligen Fürstengebiete Bhopal (wo vordem eine islamische Dynastie herrschte), Tripura, Manipur, Cutch (Kutch). Sie wurden damit auf die gleiche Stufe gestellt wie die Chief Commissioner's Provinces Ajmer-Merwara, Coorg und Delhi. Die vierte Kategorie der indischen Territorien umfaßt schließlich die D-Staaten. Das sind die streng zentralistisch ausgerichteten Gebiete der Inseln der Nikobaren und Andamanen.

Diese augenblickliche Landkarte Indiens bezeichnet die Situation der ersten sechs Jahre der indischen Republik. Indien hat auf einer Fläche von 3 288 358 qkm mit 361 799 000 Bewohnern folgende Bevölkerungsverteilung in seinen verschiedenen Territorien: Bei den A-Staaten in Andhra: 173 532 qkm mit 21 282 000 Bewohnern, Assam: 220 181 qkm und 9 604 000 Menschen, Bihar: 182 155 qkm mit 40 226 000 Einwohnern, Bombay: 288 614 qkm mit 35 956 000 Menschen, Madhya Pradesh: 337 404 qkm mit 21 248 000 Einwohnern, Madras: 147 549 qkm mit 34 960 000 Menschen, Orissa: 155 752 qkm mit 14 646 000 Einwohnern, Punjab: 96 809 qkm mit 12 641 000 Einwohnern, Uttar Pradesh: 293 729 qkm mit 63 216 000 Menschen, Westbengalen: 79 709 qkm mit 24 810 000 Menschen. Die Zahlen bei den B-Staaten sind folgende: Hyderabad: 212 815 qkm mit 18 655 000 Einwohnern, Jammu und Kashmir: 240 300 qkm mit 4 410 000 Bewohnern, Madhya Bharat: 120 378 qkm mit 7 954 000 Einwohnern, Mysore: 86 273 qkm mit 9 849 000 Einwohnern, Patiala and East Punjab States: 26 102 qkm mit 3 494 000 Einwohnern, Rajasthan: 337 236 qkm mit 15 291 000

Einwohnern, Saurashtra (die Halbinsel Kathiawar umfassende): 55 558 qkm mit 4 137 000 Einwohnern, Travancore-Cochin: 23 683 qkm mit 9 280 000 Einwohnern. Bei den dem Bund unterstellten C-Staaten ergibt die Statistik folgendes Bild: Ajmer-Merwara: 6 260 qkm mit 693 000 Einwohnern, Bhopal: 17 814 qkm mit 836 000 Einwohnern, Coorg: 4 108 qkm mit 229 000 Einwohnern, Delhi: 1 497 qkm mit 1 744 000 Einwohnern, Himachal Pradesh: 28 141 qkm mit 1 109 000 Einwohnern, Cutch: 43 315 qkm mit 568 000 Einwohnern, Manipur: 22 347 qkm mit 578 000 Einwohnern, Tripura: 10 443 qkm mit 639 000 Einwohnern, Vindhya Pradesh: 61 131 qkm mit 3 575 000 Einwohnern. Die Inseln der Andamanen und Nikobaren bedecken zusammen eine Fläche von 8 327 qkm und zählen 31 000 Bewohner. Das Protektorat Sikkim schließlich ist bewohnt von 138 000 Menschen, die über einen Staat von 7 107 qkm verfügen.

Diese bisherige Einteilung der Indischen Union wurde aber immer wieder von verschiedenen Seiten angegriffen. Aus diesem Grund hatte die Bundesregierung ein States Reorganization Committee eingesetzt, das die Neugliederung der Indischen Union auf sprachlicher Basis sich zur Aufgabe stellte. Der erste Sprachenstaat, den das neue Indien erhielt, war Andhra. In den Wintersitzungen 1955 und den Frühjahrstagungen 1956 des indischen Parlaments war die Neuordnung Indiens durch Sprachenstaaten das Hauptthema der Beratungen. Als in diesen Beratungen der Beschluß gefaßt wurde, Bombay der Zentralregierung zu unterstellen, kam es in dieser Stadt zu wochenlangen Kämpfen. Bürgerkriegsstimmung herrschte desgleichen in Teilen von Orissa. Auch die beabsichtigte Neuordnung der „Khasi Hill States“ in Assam, die autonome Distrikte bilden, hatte besonders im Gebiet der Naga kurze guerillakriegähnliche Auseinandersetzungen dieses indotibetischen Stammes mit den ordentlichen indischen Truppen zur Folge. Diese kleinen Staaten wehrten sich dagegen, einfach in größeren staatlichen Einheiten aufzugehen, wie das zum Beispiel der Fall gewesen war bei 167 Fürstenterritorien, die im Staat Bombay aufgingen, mit 24 in Orissa und 15 in Madhya Pradesh. Diese Kämpfe sind nur ein Zeichen der in dem ungeheuren Kosmos Indien so sehr verschiedenen Kräfte.

Während dieser Kämpfe um die Sprachenstaaten hat am 24. Dezember 1954 Ministerpräsident Nehru im Rajya Sabha plötzlich den Vorschlag von vier oder fünf Staatenunionen für ganz Indien gemacht, um den erstmals in solcher Stärke in Indien auftretenden „linguistic nationalism“ zu dämmen. Die Folge dieses Vorschlages waren nun die verschiedenen Pläne zu einem großen Paschim Pradesh — einem Weststaat, einem Purna Pradesh — einem Oststaat, der nach einem Plan der Ministerpräsidenten von Bihar und Bengalen diese beiden Provinzen umfassen sollte und später auch durch Orissa und Assam vergrößert werden sollte. Im Süden tauchten die Pläne eines Dakshina Pradesh auf, die einen Staat für alle dravidischen Länder vorsahen, während andere wiederum einen Dakshina Pranth — eine dravidische Staatenunion — innerhalb der Indi-

schen Union vorschlugen. Zentralindien und Nordindien wiederum sollten durch bedeutend vergrößerte Staaten Madhya Pradesh und Uttar Pradesh ein neues politisches Gesicht bekommen. In diesem Antagonismus zwischen engem linguistischem Staat und neuem übersprachlichen Staat — die Verteidiger der letzten Art neuer Einteilung Indiens werden von ihren Gegnern eines unrealistischen „escapism“, einer Flucht-vor-der-Wirklichkeit-Haltung, bezichtigt! — wird Indien noch eine Zeit lang verweilen. Wenn auch die neue regionale Einteilung auf sprachlicher Basis durchgeführt werden sollte, darf man die wirtschaftlichen und auch kulturellen Gegebenheiten nicht vergessen, die nach größeren Einheiten streben. Andererseits darf man nicht verkennen, daß Indien nach dem Zeitalter des Kolonialismus in seinen Regionen zentrifugale Kräfte entwickelt, die nach neuen Wegen suchen, die sie durch die Entwicklung der Regionalsprachen zu finden erhoffen. Ob diese Entwicklung nicht auch die beabsichtigte Ersetzung der als Amtssprache in ganz Indien gültigen englischen Sprache durch das nordindische Hindi vielleicht in Frage stellt, ist ein Problem, das allerdings erst in Jahren seine Klärung finden wird.

Eine Sonderstellung nimmt Kaschmir ein, dessen Rajpramukh auch einen eigenen Titel führt. Er heißt „sadr i-riyasat“ — Haupt des Staates — und hat noch Rechte, die die ehemaligen Standesgenossen teilweise auch als Rajpramukh aufgegeben haben und immer mehr aufgeben werden. Kaschmir hat eine eigene Verfassung, obwohl es sich zu einem untrennbaren Teil der Indischen Union erklärte. Dies geschah durch die Ratifizierung des „Vertrags von Delhi“ aus dem Jahre 1952, was erst am 6. Februar 1954 geschah. Inzwischen hatte Scheik Mohammed Abdullah, der einst den Vertrag geschlossen hatte, seinen Sturz erleben müssen, weil ihm separatistische Tendenzen nachgesagt worden waren.

Der Norden Kaschmirs ist von der sogenannten Azad-Kashmir-Regierung mit ihren Truppen besetzt. Hierbei handelt es sich größtenteils um die frühere Gilgit Agency, in der allerdings Pakistan durch einen Hochkommissar in Wirklichkeit die Herrschaft ausübt. Zwischen beiden Teilen Kaschmirs — einem der Länder, die der modernen politischen Krankheit des „dividism“ gleich Deutschland, Vietnam, Korea, um nur die größten zu nennen, erlegen sind! — liegt die Cease Fire Line, die am letzten Tag des Jahres 1948 von der UNO-Kommission in Kaschmir errichtet wurde. Diese bezeichnet die Linie, an der die Truppen Pakistans und der indischen Union standen, als der Befehl zum Feuereinstellen gegeben wurde. Seitdem ist sie die Demarkationsgrenze zwischen dem nördlichen unwirtlichen Teil des Landes, der praktisch zu Pakistan gehört, und dem reichen und mehr bevölkerten Süden des schönen und einst so friedlichen Landes.

Pakistans territoriale Aufgliederung ist auch noch nicht beendet. Die Provinz Westpakistan mit der Hauptstadt Lahore und die Provinz Ostpakistan mit Dacca als Hauptort sind noch nicht ganz Realität geworden, weil noch zu viele regionale Kräfte dem ent-

gegenstehen. Es sei hier nur an die Forderung der paschtu-(afghanisch-)sprechenden Bewohner der Nordwest-Grenzprovinz nach einem autonomen Pakhtoonistan (Paschtunistan) erinnert. Hier in der Nord-West-Grenzprovinz lebte und kämpfte der „Grenzland-Gandhi“, Ghaffar Khan, der Führer der „Rothemden“ genannten „Khudai Khidmatgars“ („Diener Gottes“), der als politischer Führer der mohammedanischsten aller später pakistanischen Provinzen eine klare großindische Kongreß-Haltung einnahm. Er sollte später jahrelang in pakistanischen Gefängnissen zubringen. Die eigentlichen Distrikte der Nord-West-Grenzprovinz umfassen 35 120 qkm mit einer Bevölkerung von 3 253 000 Einwohnern. Die Grenzgebiete, die zum Teil aus Stammesherrschaften bestehen, die zum Beispiel Rechte auf Straßenzoll und dergleichen haben und die sich herzlich wenig um die Gesetze aus Karachi kümmern, machen etwa 66 560 qkm mit 2 647 000 Einwohnern aus.

Eine ähnliche Einteilung in eigentliche Provinz und Fürstenterritorien gibt es noch in Belutschistan, wo die erstere 141 041 qkm mit 622 000 Bewohnern zählt, während letztere auf 206 024 qkm von 522 000 Menschen bevölkert sind. Punjab, eigentlich genauer West-Punjab zu bezeichnen, ist die volkreichste Provinz. Hier wohnen 18 824 Menschen auf 161 215 qkm. Hauptstadt dieser Provinz ist Lahore, die Stadt, um die Moslems und Sikhs 1947 lange erbitterte und blutige Kämpfe geführt haben.

Die beiden alten Fürstenstaaten, Bahawalpur und Khairpur, die immer mehr eine moderne Verwaltung erhalten, haben eine Ausdehnung von 45 250 qkm (mit 1 823 000 Einwohnern) beziehungsweise von 15 670 qkm (mit 320 000 Menschen). Im Sindh, das in seinem Namen die Erinnerung an den alten Namen des Flusses Indus wachhält, wohnen 4 608 000 Menschen auf 130 520 qkm. Zu diesen Provinzen kommt noch der Bundesbezirk (Federal Area) Karachi mit einer Bevölkerung von 1 126 000 auf 2 103 qkm hinzu.

Alle diese Provinzen umfassen die parlamentarisch längst beschlossene Provinz Westpakistan mit 803 511 qkm und einer Einwohnerzahl von 33 779 000 Einwohnern. Im westlichen Teil des pakistanischen Staates ist bei vielen Regionalsprachen und Stammesidiomen Urdu neben Englisch die verbindende sprachliche Brücke. Die Einheitsprovinz Ost-Bengalen, die offiziell nur Ost-Pakistan heißt, hat dagegen auf viel kleinerem Raum (141 158 qkm) eine bedeutend größere Einwohnerschaft (42 063 000). Das ergibt für ganz Pakistan eine Fläche von 944 669 qkm mit 75 842 000 Menschen.

Die übrigen Teile Vorderindiens muten auf der Landkarte nur wie kleine Landstreifen an. Man darf aber nicht vergessen, daß Nepal mit seinen 145 000 qkm fast dem gesamten Süden der deutschen Bundesrepublik südlich der Linie Kassel—Bonn entspricht. Allerdings ist der nepalesische Raum nur von 6 282 000 Menschen bevölkert. Ceylon hat eine Einwohnerschaft von 8 Millionen auf 65 000 qkm. In Bhutan wohnen 300 000 auf 47 000 qkm. Portugal herrscht noch

über ein Gebiet von 3 983 qkm mit 638 000 Einwohnern. Die inzwischen indisch gewordenen Besitzungen Frankreichs hatten dagegen nur eine Einwohnerschaft von 323 000 auf 525 qkm.

Staatliche Behörden

Der staatliche Behördenapparat gliedert sich in den drei vorderindischen Commonwealth-Staaten, der Indischen Union, Pakistan und Ceylon, in die einem Kabinettsminister unterstehenden Ministerien.

In der Indischen Union ist im Augenblick das Amt des Premierministers mit dem des Außenministers verbunden. Von Ministern im Kabinettsrang werden noch folgende Ministerien besetzt: Ministerium der Verteidigung, dann diejenigen für Erziehung und wissenschaftliche Forschung, für Verkehr (für alle Post, Straßen und Luftfahrt berührenden Fragen), für Finanzen, für Planung, Bewässerung und Kraftstromerzeugung, für Inneres, für Ernährung und Landwirtschaft, für Handel und Industrie, für Justiz (auch zuständig für Minderheitenfragen), für Eisenbahn und Transportwesen, für Wohnungsbau (ebenso auch für Angelegenheiten der Versorgung), für Arbeit, für das Gesundheitswesen, für die Produktion.

Ohne Kabinettsrang sind die verschiedenen Minister für die Verteidigungsorganisation, für die Flüchtlingshilfe, für Parlamentsangelegenheiten, für Information und Rundfunk und für den Handel.

Entsprechend den Bundesministern haben die Minister der einzelnen Staaten — natürlich mit Ausnahme der Außenpolitik und der Verteidigung — ähnliche Aufgaben in kleinerem Rahmen. Allerdings ist dabei die Koppelung der Ämter häufiger zu finden als bei den Bundesministern. So hat der „Chief Minister“ von Assam noch die Sorge um das Innere, Berufswesen, Co-ordination, Stammeswohlfahrt, der Arbeitsminister bemüht sich noch um die Erziehung und die Förderung der rückständigen Klassen und unterentwickelten Gebiete. Der Minister für Forsten muß seltsamerweise in diesem Grenzland Legislative und Elektrizität noch zu seinen Aufgabengebieten machen. Das Ministerium für Selbstverwaltung trägt unter den Landesbehörden von Assam die Sorge für das Veterinärwesen.

Die Verteilung der einzelnen Aufgaben in den verschiedenen Staaten wäre ein interessantes Thema für eine politisch-juristische Dissertation. Um nur die Gebiete der „Chief Ministers“ zu erwähnen: der Erstminister in Bihar bemüht sich noch um das Berufswesen, in Bombay um Inneres, der Minister von gleichem Rang in Madhya Pradesh um allgemeine Verwaltung, Berufswesen, Polizei und Publizität, in Madras um Inneres und Gesundheitswesen, in Orissa um Inneres, Arbeitsplanung, Flußregulierungen, Wiederaufbau, Öffentliche Beziehungen (Public Relations), in Punjab um allgemeine Verwaltung (einschließlich Fragen der amtlichen Publizität), Gesetz und Ordnung (Justizwesen und Gefängnisse), in Uttar Pradesh um allgemeine Verwaltung und Planung, in West-Bengalen um Inneres, wirtschaftliche Entwicklung, Gesundheitswesen, Finanzen und In-

dustrie, in Hyderabad um allgemeine Verwaltung und Steuern, in Jammu und Kaschmir um Information und Rundfunk, Äußere Angelegenheiten (Beziehungen zur Bundesregierung im Hinblick auf die internationale Situation Kaschmirs), Seidenkultur und Erziehung. In Madhya Bharat und Patiala and East Punjab States sind allerdings „Chief Ministers“ ohne weitere zusätzliche Ämter. Ein reiches Arbeitsfeld hat wieder der Erstminister von Rajasthan: die allgemeine Übersicht und Co-ordination gehört dazu — damit ist die Aufsicht über die Verwaltung und den Staatsdienst gemeint — und das Berufswesen. In Saurashtra und Travancore-Cochin gehört zu den Aufgaben des führenden Ministers auch das Steuerwesen. In dem nordwestindischen Halbinsel-Staat nennt er sich außerdem Kabinettsminister, während im Kerala-Land ihm die Aufgabengebiete, die Erziehung, Planung und allgemeine Verwaltung stellen, ebenfalls noch obliegen. So gibt es, schon am Beispiel der ersten Minister, in ganz Indien keine Richtlinie für die Verteilung der ministeriellen Aufgaben in den einzelnen Ländern. Je nach den lokalen oder regionalen Erfordernissen haben sich die seltsamsten Ämterkoppelungen ergeben. Diese Art der Belastung einiger Ministerämter fand auch bei den immer mehr verschwindenden pakistanischen Provinzregierungen statt. Kein großer Unterschied ist zwischen der Reihe der Kabinettsminister in Pakistan und der Indiens zu bemerken. Die Abkunft aus der gleichen politischen Welt ist ganz offensichtlich.

Ceylons höchste Verwaltung zeigt folgende Ministerliste: Ministerpräsident, der zugleich Verteidigungs- und Außenminister ist, Minister für die Finanzen, für Ackerbau und Nahrungsmittel, für das Gesundheitswesen, für das Innere, für Erziehung, für die Entwicklung des Landes, für Arbeit, für Selbstverwaltung, für Handel, Gewerbe und Fischerei, für Rundfunk und Postwesen, für Industrie, Hausbau und Sozialdienste, für Justiz, für Transporte und Arbeiten.

Halbstaatliche Organisationen, die im Sozialwesen in südamerikanischen Staaten große Erfolge errungen haben, gibt es in Vorderindien nicht. Hier hat nur die kulturelle Begegnung mit anderen Völkern halbstaatliche Vereinigungen hervorgebracht, auf die an anderer Stelle eingegangen wird. Die in der Sozialpolitik wirksamen Organisationen sind — entsprechend der ganz anderen politischen und sozial-geistigen Atmosphäre Asiens — rein staatlich und gehören zum Aufgabengebiet eines Fachministers oder sie liegen ganz auf der privaten Sphäre und sind zum Teil von geistig-religiösen Impulsen getragen, wie dies etwa bei der Bhudan-Yajna-Bewegung, die durch einen Appell an die Großgrundbesitzer das Los der landlosen Pachtbauern lindern will, so eindeutig der Fall ist. Diese Bewegung des Vinoba Bhave verkörpert im heutigen Indien ein Stück gandhischer Gewaltlosigkeit im Kampf gegen Not und Hunger.

5. Die Wirtschaft

Landwirtschaft im vorderindischen Raum

Asien ist mit Ausnahme der japanischen Randzone und einiger industrieller Inseln im sowjetischen mittelasiatischen Raum und vielleicht auch in Zukunft mit Ausnahme des sich immer mehr industrialisierenden Küstenstreifens an der asiatischen Mittelmeerseite ein Kontinent, der landwirtschaftlich bestimmt ist. Der vorderindische Raum besonders lebt ganz und gar in seinen Dörfern. Zwar sieht der Europäer leider oft nur die glänzende Fassade der sich teilweise kosmopolitisch gebärdenden Millionenstädte — aber nicht hier lebt das wahre Vorderindien, vielmehr in den armseligen Hütten der Dörfer.

In den Dörfern ist die Not ständiger Gast. Zur Not kommen Unbildung, Aberglaube und starres Verharren in primitiven Methoden des Ackerbaus. Die neuen Staaten nehmen sich dieser Probleme ihrer Landbevölkerung an, aber es ist eine Titanenarbeit, die vor ihnen liegt. Irgendwie ist auch die Landbevölkerung selbst von der Dynamik der neuen Zeit bewegt. Von den Dörfern aus sind spürbar eine Hoffnung und ein Sehnen, die nach Aktivität verlangen. Die Berührung mit dem Westen hat aus der stumpfen und starren Masse eine plötzlich nach neuen Zielpunkten suchende und nicht mehr nach traditioneller Kastenabkapselung sich teilende Gesellschaft sichtbar werden lassen.

Eine Reformgesetzgebung hat besonders in der Union das Problem des bäuerlichen Indiens kühn angefaßt. Der kisan, der bäuerliche Pächter, trat zum ersten Male eigentlich erst in Erscheinung, als der Mahatma im Frühjahr 1917 in Champaran eine Satyagrahabewegung ins Leben rief, der im späten Herbst des gleichen Jahres die

von Kaira folgte. Im gleichen Jahr war es übrigens, daß der kisan zum ersten Male eine politische Forderung stellte. Bislang waren diese immer nur von den Angehörigen nichtbäuerlicher Schichten vorgebracht worden. Als Mr. Edwin Samuel Montague, der Staatssekretär für Indien, eine Reise nach Indien unternahm, unterbreiteten ihm kisans aus den damaligen Vereinten Provinzen ein Memorandum mit 11000 Unterschriften, das dem als reformfreudig bekannten Mitglied der britischen Regierung Vorschläge zu einer Agrargesetzgebung machte. Am 11. Februar 1918 kam eine vom Indischen Nationalkongreß gebilligte Versammlung von kisans in Allahabad zusammen, um eine Delegation an den Staatssekretär aufzustellen, die zwar nicht empfangen wurde. Aber es war die Geburtsstunde einer Kisan Sabha genannten Bauernbewegung unter Purushottamdas Tandon. Die Bauernrevolten im Avadh-Distrikt der Vereinten Provinzen waren die erste politische Antwort der kisans in einer Sprache, die sich schon von der harten gandhischen Forderung nach ahimsa, jeglicher Entsagung einer Gewaltaktion (ahimsa heißt wörtlich Nicht-töten), bereits weit entfernte. Aber es gelang dem Kongreß, den extremen Teil der kisans zu seinen Idealen zu bekehren und gerade das bäuerliche Indien zu einer Gefolgschaft Gandhis zu machen.

Nach der Befreiung gab es besonders in Uttar Pradesh, den früheren Vereinigten Provinzen, Widerstände gegen eine Landreform von seiten der landbesitzenden Schichten, den Zamindaris. Das in diesem Staat am 16. Januar 1951 vom Landtag erlassene Gesetz über Auflösung des Zamindari-Systems der Pachten wurde von den Großgrundbesitzern vor den Obersten Staatshof gebracht und konnte erst am 5. Mai 1952 Gesetzeskraft erlangen. Hiernach wurden plötzlich Millionen von ehemaligen Pächtern Besitzer ihres Pachtlandes. Der Staat selbst verpflichtete sich, den Zamindaris eine Entschädigung zu entrichten, die sich auf etwa 750 Millionen Rupien belaufen dürfte. Ähnlich wie in diesem Staat wurden auch in West-Bengalen und in Orissa von den Betroffenen heftige Angriffe gegen die neuen Gesetze geführt. Aber mag auch hier die Gesetzgebung noch nicht klar sich für eine einheitliche Reform des bäuerlichen Besitzstandes erklärt haben, so zeigt doch das Beispiel der meisten Staaten, daß das System der Zamindari und Jagirdari mit den vielen Abarten, bei dem die Steuern einem Grundbesitzer zu zahlen waren, oder das der Ryotwari, wo der Staat die Großgrundbesitzer repräsentierte, auf gesetzlichem Wege ausgerottet werden soll. Alle diese Maßnahmen, die bäuerlichen Verhältnisse zu bessern, gingen davon aus, grundsätzlich Gerechtigkeit für die bislang Besitzenden walten zu lassen. Das ist der große Unterschied in der Art der Bodenreform im indischen Raum und in den kommunistisch dirigierten Ländern.

In den übrigen Staaten des vorderindischen Raumes ist die Landreform noch keinesfalls so aktuell wie in der Union. Sie könnte es seltsamerweise noch am ehesten in Nepal werden, wo bereits vor zwei Jahren König Mahendra Bir Bikram Shah seine Dreizehn Punkte

zur Landreform verkündete. In Ceylon gilt noch das aus Kolonialtagen kommende Römisch-Niederländische Recht, das den „fidei commissum“ kennt, ein System, das mehr die Art des Besitzstandes anerkennt, als etwa das des tatsächlich herrschenden Pächterstandes. Nach diesem Recht kann der Pächter zeit seines Lebens nicht von dem Besitzer des Landes vom Pachtlehen verwiesen werden. Da die Land Development Ordinance allerdings das Recht der Besitzer auf Veräußerung auch nach dem Tod des Pachtstelleneinhabers beschränkte, ist unter den Pachtbauern Ceylons nicht die Unsicherheit vorhanden, die immer wieder Ursache aller Bauernrevolten gegen eine Abhängigkeit vom Großgrundbesitzer sind. Natürlich gestattet das Gebrauchsrecht auch Ausnahmen. So wird zum Beispiel in Streitigkeiten über Baumzweige und das Obst an ihnen, das über fremdem Besitz hängt, das bei den Ceylon-Tamilen herkömmliche Recht des Thesawalamai angewendet. Daß alte singhalesische Gesetze daneben noch wirksam sind und selbst Reste portugiesischen Rechtsdenkens, sei am Rande vermerkt. Ein typisches englisches Gesetz ist etwa der Partnership Act von 1890, während ähnliche moslemische Gesetze bereits 1806 kodifiziert wurden. Hinzu kommen die Mukkawa- und Kandya-Gesetze. Da die meisten bürgerlich bestimmt sind, lassen sie die tropische Buntheit einer Insel von Bauern und Fischern auch im Recht widerspiegeln. Es mag dabei seltsam berühren, wenn in Urteilen von Landgerichten etwa Simon van Leeuwen mit seinem 1664 erschienenen Kommentar „Het Roomsche Hollandsche Regt“ angeführt wird oder Johannes Voet mit seinem 1698 gedruckten lateinischen Werk „Ad Pandectas“ als höchste Autorität des juristischen Ceylon auch heute noch gilt.

Der soziale Umbruch wurde in Indien erweitert durch eine friedliche Revolution, die von einer Botschaft der Liebe und des Friedens unter den Besitzenden und Besitzlosen ihre Impulse erhielt. Als 1951 sich in der Telangana im Gebiet des ehemaligen Nizamstaates Hyderabad kommunistische Elemente mit staatsumstürzlerischen Plänen trugen und dabei die landlose Bevölkerung auf ihre Seite bringen wollten, war es ein Schüler Gandhis, der Acharya Vinoba Bhave, der mit friedlichen Mitteln das Feuer des Aufstandes zum Erlöschen brachte. Er appellierte an die Herzen der Großgrundbesitzer und sammelte Länder ein, die er wiederum an die Armen verschenkte. Heute ist Vinoba auf dem Weg über die Straßen Indiens und predigt seine Botschaft eines modernen sozialen Evangeliums. Dies ist eine typisch indische Art, einem dringenden Problem auf eine ethisch-religiöse Weise zu begegnen.

Die Sorgen einiger weniger, daß eine grundsätzliche Aufteilung des Großgrundbesitzes aus volkswirtschaftlichen Gründen sogar töricht sei, dürfte wohl kaum gerechtfertigt sein, da die Inder nicht so leicht extreme Wege zu gehen gewohnt sind. Der Appell an die Herzen will überzeugen und durch Überzeugung das Gute schaffen. Im Gegensatz dazu hat die Landreform im kommunistischen China Methoden der Gewalt hochkommen lassen. Die zwei größten Staa-

ten der Erde exerzieren somit zwei verschiedene Arten der Bodenreform vor. Ihr Erfolg oder Mißerfolg dürften in allen Ländern Asiens Reaktionen zeitigen.

Um die Not der Dörfer zu bannen und um neue Wege zu zeigen, hat im vorderindischen Raum der Aufbau von Mustersiedlungen Schule gemacht. Diese Siedlungen nennen sich meistens in der in diesem Raum offiziellen englischen Sprache „Community Development Projects“ — Gemeinschaftsentwicklungs-Projekte. Zugleich mit der Bewegung des „National Extension Service“ — dem Nationalen Aufbau-Dienst — sind die Neusiedlungen von großer Bedeutung für die indische Landwirtschaft.

Um neue Wege zu suchen, verpflichtete im Jahre 1948 die Regierung von Uttar Pradesh für die Anlage von Mustersiedlungen amerikanische Landwirtschaftsfachleute, die sich als Modelldorf Mahema bei Agra aussuchten. Bald dehnte man die Arbeit auf 97 Dörfer des Etawah-Gebietes aus und schuf eine Zelle des Vorbilds und des Ansporns für das ganze landwirtschaftliche Indien. So wie hier der Ursprung der indischen Gemeinschaftsprojekte liegt, so sollte aus einem Auffanglager der aus Pakistan kommenden Flüchtlinge, Kurukshetra, und seiner Nachfolgesiedlung, Nilokheri, das erste Berufsbildungszentrum des Landes werden. Hier waltete der Geist Gandhis, der immer wieder die Pflege des bäuerlichen Handwerks angestrebt hatte. Eine wichtige Aufgabe dieser Musterdörfer ist vor allem auch die Darlegung moderner Ackerbaumethoden. Um diese aber zu übernehmen, muß die indische und pakistanische Landwirtschaft in erster Linie ausreichende Kredite erhalten.

Neben den finanziellen Problemen sind es noch andere Fragen, die im Vordergrund stehen. So ist zum Teil der Viehbestand zu hoch. Aber die Quantität drückt die Qualität. Eine Reduzierung würde dieser zugute kommen. Hier sind allerdings religiöse Gründe hinderlich, die zum Beispiel dem Hindu nicht gestatten, eine Kuh zu töten. Die Folge ist, daß fast alle Tiere gröblich unterernährt sind. Das gilt auch von den Ziegen, die so zahlreich sind, daß Indien nicht nur relativ, sondern auch absolut das ziegenreichste Land der Welt ist.

Asien ist der Erdteil der Hungersnöte. Einst nahm die Bevölkerung diese als Gegebenheiten hin, die wie eine Sturmflut oder ein Orkan einmal diese, dann jene Gegend heimsuchten. Die großen Mehrzweckanlagen sollen nun das Wasserproblem lösen. Die sehnsüchtig den Monsun erwartenden Massen sind dadurch nicht mehr den Zufälligkeiten des Klimas ausgesetzt, die so verheerende Folgen haben können, wenn die Niederschläge nicht zeitgerecht kommen oder ungenügend sind. Die Anglo-Indier sagen nicht umsonst: The Indian budget is a gamble on the monsoon — Indiens Budget ist ein Glücksspiel mit dem Monsun. Aber der Monsun bringt nicht nur Rückschläge im Finanziellen. Das „Glücksspiel mit dem Monsun“ greift in alle Bereiche des indischen Lebens. Ob die vielen hydro-elektrischen Projekte und die zahlreichen Talsperren und

Flußregulierungsanlagen — außer den bereits an anderer Stelle genannten sei hier noch auf das Rasul-Projekt in Punjab, die Nari-Bolan-Anlage in Belutschistan und das Warsak-Unternehmen in der Norwest-Grenzprovinz, ferner die weitgreifenden ostbengalischen Pläne am Karnafulli und im Raum Ganges-Kobadak sowie schließlich die Laksapana- und Gal-Oya-Kraftwerke auf Ceylon hingewiesen! — diesen Traum der Menschen im vorderindischen Monsunraum einmal wahr machen werden?!

Die Anbau-Karten des vorderindischen Raumes zeigen für Reis den Schwerpunkt im ostpakistani-schen Raum. Von hier aus reicht der Reis-Raum in die Gangesebene und den Küsten entlang bis zum westpakistani-schen Sindh, wobei die Bedeutung des Reisanbaus mit der Entfernung vom bengalischen Schwerpunkt immer mehr sinkt. Pakistan baute (die Zahlen sind Durchschnittszahlen von 1950 bis 1954) 12 Millionen Tonnen Reis an, während es in der Indischen Union 45 Millionen waren. In Ceylon sind es rund 550 000 Tonnen. Die Welterzeugung war im Jahresdurchschnitt 160 Millionen.

Die Weizen-erzeugung hat ihr Zentrum im westpandshabischen Raum. Von hier aus ziehen sich die Anbaugelände zu den westpakistani-schen Nachbarprovinzen, zur indischen Gangesebene und in die mittellindischen Vindhya-Regionen. Pakistan, das rund vier Millionen Tonnen Weizen erntete, wurde von der Indischen Union nur um rund zwei Millionen Tonnen übertroffen. Die Welternte betrug rund 150 Millionen Tonnen.

Die Tee-Erzeugung, deren Schwerpunkte im vorderindischen Raum in dem seit 1835 planmäßig bebauten Assam und in Ceylon liegen, wo erst nach 1870 die Teeproduktion wirklich aufgenommen wurde, zeigt folgende Zahlen an: Von der Welterzeugung von 600 Millionen Tonnen lieferten die Indische Union 300 Millionen, Ceylon 150 Millionen und Pakistan 25 Millionen Tonnen. Das Teeland Ceylon führte dabei im Jahre 1875 — fünf Jahre nachdem in den fruchtbaren Tälern von Dikoya und Dimbula die Kaffeekultur durch Teeanbau ersetzt worden war — genau 282 englische Pfund Tee aus!

Ostpakistan und das angrenzende Gebiet der Indischen Union ist die Heimat der „goldenen Faser Bengalens“, der Jute. Von der Weltproduktion von 1 400 000 Tonnen entfallen auf Pakistan 800 000 Tonnen, auf die Indische Union 600 000. Andere wichtige landwirtschaftliche Produkte sind Gerste (Welt: 50 Millionen Tonnen, Indische Union: 2,5 Millionen, Pakistan: 175 000), Baumwolle (Welt: 7 000 000 Tonnen, Indische Union: 1 000 000, Pakistan: 300 000), Kautschuk (Welt: 1 300 000, Indische Union: 20 000, Ceylon: 100 000 Tonnen), Rohzucker (Welt: 40 Millionen Tonnen, Indische Union: 3,5 Millionen, Pakistan: 500 000) und Erdnüsse (Welt: 10 Millionen Tonnen, Indische Union: 3,5 Millionen). An Obst und Gemüse führte die Indische Union für rund 140 Millionen Rupien aus, an Gewürzen für das Doppelte. Ceylon hat in Seeduwa für 23 Millionen Rupien eine Ölmühle errichtet, die besonders aus Kopra Öl produziert und demnächst als Öllieferant auf dem Weltmarkt erschei-

nen will. Pakistans Bestrebungen, Obstproduzent zu werden, werden ebenfalls systematisch gefördert. Die Provinzialregierungen und die Staatsregierung lieferten seit 1947 Hunderttausende von Obstpflanzen an Bauern und Siedler. Diese weitsichtige Aktion wird einmal von künftigen Generationen dankbar anerkannt werden.

Zahlreiche Institute in den verschiedenen Ländern Vorderindiens dienen der Entwicklung der landwirtschaftlichen Erziehung. Solche Institute sind u. a.: Pakistan Central Jute Research Institute in Dacca, Indian Agricultural Research Institute in New Delhi, Indian Dairy Research Institute in Bangalore, Indian Institute of Sugar Technology in Kanpur, Indian Forest College in Dehra Dun, Tea Research Institute of Ceylon on St. Combs Estate in Talawakelle, Coconut Research Institute of Ceylon at Bandirippuwa Estate in Lunuwila, Rubber Research Institute of Ceylon at Dartonfield Estate in Agalawatta. Baumwolle wird in Pakistan ebenso ein Forschungsgebiet im Pakistan Institute of Cotton Research and Technology, das demnächst seine Arbeit aufnehmen dürfte. Unterrichtssprache an allen Instituten ist — wie schon aus dem Titel hervorgeht — überall das Englische.

Bergbau

Das „Ruhrgebiet Indiens“ ist die Gegend, wo die drei Staaten Bengalen, Bihar und Orissa zusammenstoßen. Hier liegt die Gondwana-Region auf dem Chota-Nagpur-Plateau, wo neben Kohle unter anderem Eisenerze, Glimmer und Kupfer gefördert werden. Die Kohlenförderung im gesamten indischen Raum (kleinere Kohlengebiete liegen in Assam, in Belutschistan, Sindh, Kaschmir und in der Nordwest-Grenzprovinz) betrug seit 1948 erstmals über 30 Millionen Tonnen jährlich. Verglichen damit lagen die Zahlen für die deutsche Bundesrepublik (ohne die Saar) damals bei 110 Millionen Tonnen und werden in Zukunft nach der wachsenden Förderung und unter Zurechnung von den durchschnittlich jährlich geförderten Saarkohlen (um 15 Millionen) noch erheblich steigen. Demgegenüber hat der indische Raum natürlich nicht viele Förderkohle vorrätig. Nur ein knappes Zehntel kommt dabei dem Privatmann zugute. Industrie und Eisenbahn sind die Hauptabnehmer der indischen Kohle. Hier im indischen Ruhrgebiet arbeiten etwa 350 000 Menschen im Bergbau, während in der übrigen Indischen Union nur 130 000 und in Pakistan nur 8000 Bergarbeiter gezählt wurden.

Erdöl wird besonders in Assam und dem Ostteil Ost-Bengalens gefördert. Im pakistanischen Punjab gibt es kleinere Ölfelder bei Khaur, Joya Mair und im Sui-Gebiet des Bugti-Stammes in Belutschistan. Die Förderung in beiden Staaten ist etwa gleich groß. Sie beträgt in der Union 3,0 Millionen Hektoliter und in Pakistan 2,5 Millionen. Kleinere Braunkohlenlager sind in der Nähe der Nizamstadt Hyderabad, an der Südküste von Madras und im Süden von Madhya Pradesh. Indien liefert mit 1 600 Tonnen Glimmer rund drei Viertel der Weltproduktion. In Gips überflügelt Pa-

kistan bei weitem alle übrigen Staaten Vorderindiens. Besonders in Punjab und Belutschistan ist eine kleine Gipsindustrie entstanden, die jährlich etwa 22 000 Tonnen liefern kann.

Die anderen Schätze sind nur wenig ausgebeutet. Magnesit wird in den Chalk-Hügeln von Madras und im Kalat-Staat von Belutschistan gefunden. Andere Vorkommen sind: die strategisch wichtigen Ilmenit und Monazit an der Küste von Travancore-Cochin, Mangan besonders in Madhya Pradesh und Mysore, Bauxit in Chota-Nagpur, Madras, Bombay, Andhra, Kupfer in Madras und Bihar, Gold im alten Reiche Golkonda auf dem Boden des heutigen Hyderabad, Chromit in den Quetta- und Zhob-Gebieten von Belutschistan. Graphit (plumbago) ist auf der ganz landwirtschaftlich bestimmten Insel Ceylon das Hauptmineral. Hier holt man 70 Graphitminen rund 1 600 Arbeiter 12 600 Tonnen hervor, die den Staatssäckel des Inselstaates um 8 100 000 Rupien bereicherten.

Eine intensivere Förderung an Erzen könnte der Bevölkerungskarte besonders der Indischen Union in Zukunft neue Schwerpunkte geben, ohne dem Land allerdings seinen betont landwirtschaftlichen Charakter zu nehmen. Ähnliche Bestrebungen, die Förderung der Bodenschätze zu forcieren, sind auch in Pakistan zu verspüren.

Industrielle Entwicklung

Die zur Zeit noch nicht ganz ausgenutzten Möglichkeiten der Förderung der Bodenschätze zeigen, wohn die Anstrengungen der Planer auf bergbaulichen und industriellen Gebieten zielen sollten. Die Schwerindustrie könnte eines Tages im vorderindischen Raum eine große Zukunft haben.

Das Zentrum der Stahlindustrie ist die bengalische Stadt Jamshedpur, die den indischen Krupp, der Parsenfamilie Tata, ihre Entstehung verdankt. Die Stadt selbst ist nach Jamsetji Tata benannt, der in der Gründerzeit des letzten Jahrhunderts aus dem Dschungeldorf Sakchi eine weltbekannte Stadt schuf. Hier entstand dann 1912 der erste Stahlbarren. Heute beträgt die Kapazität der „Tata Iron and Steel Company“ 850 000 Tonnen Fertigstahl. Das 220 km von Kalkutta entfernt liegende Jamshedpur ist in neuerer Zeit übrigens mit der deutschen Industrie eng verbunden, da sich hier das Zentrum einer indisch-deutschen Firmenverbindung findet, der Tata-Mercedes-Benz-Gesellschaft.

Am 2. März 1954 wurde zwischen der Firma Tata Locomotive and Engineering Co. Ltd. und der Daimler-Benz Aktiengesellschaft ein Vertrag abgeschlossen, der die Herstellung von Mercedes-Benz-Wagen in der Indischen Union mit indischen Arbeitskräften und aus Rohmaterial, das im Lande gewonnen wird, vorsieht. Dadurch ist die Entwicklung einer eigenständigen indischen Automobilindustrie dank deutscher Initiative noch mehr forciert. Im Oktober des gleichen Jahres begann in Jamshedpur die Montage von Diesel-Last-

wagen. Die indische sowohl wie die Regierung der deutschen Bundesrepublik haben ihre Genehmigung zu dem Tata-Mercedes-Benz-Abkommen erteilt. Indien ist dadurch an eine führende Stelle im Programm der industriellen Beziehungen der deutschen Industrie gerückt.

Den ersten Platz in der indischen Industrie nimmt die Jute- und Baumwollindustrie ein. Während erstere auf das bengalisch-biharische Gangestral beschränkt ist, fand letztere eine Verbreitung in allen Teilen des Subkontinents. Die Seidenindustrie ist eigentlich nur auf Kaschnir und Mysore begrenzt. Kokosfaser, Wolle geben einigen Zehntausenden ihr Brot. Gerber, Kistenhersteller, Schuhfabrikanten (Batanagar), Fahrradreifenproduzenten führen in der Rangliste der indischen Heim- und Privatindustrie.

Der Colombo-Plan

Während des zweiten Weltkrieges, als sich bereits die neuen Konturen der politischen Landkarte des süd- und südostasiatischen Raumes abzuzeichnen begannen, fanden sich in Großbritannien bereits einige Kräfte, die auf die vernachlässigten und unterentwickelten Länder dieser Zone hinwiesen und für eine wirtschaftliche Förderung plädierten. Diese Fragen führten zur sogenannten Canberra-Konferenz britischer, neuseeländischer und australischer Diplomaten, in der die künftige wirtschaftliche Entwicklung Südasiens beraten wurde.

Im Anschluß an diese „letzte Empire-Konferenz“, wie man das Treffen der britischsten der Staaten des englischen Weltreiches nennen könnte, lud der Premierminister Ceylons, Senanayaka, die Mitglieder der Commonwealth-Regierungen nach Colombo ein, der ceylonesischen Hauptstadt. Hier gaben sich vom 9. bis 14. Januar 1950 die Außenminister des Staatenbundes ein Stelldichein, das von einer großen wirtschaftlich-politischen Bedeutung werden sollte. Eine neue Konferenz im Mai des gleichen Jahres in Sidney betonte unter Bekräftigung der in Colombo gefaßten Entschlüsse die Dringlichkeit sofortiger wirtschaftlicher Maßnahmen für Südostasien. Man darf nicht vergessen, daß damals der Weltkommunismus in Asien äußerst aggressiv war und daß man unter keinen Umständen ihm in Asien weiteren Nährboden liefern wollte. Deshalb wurden in Sidney, wo die Regierungen der Indischen Union, Ceylons, Pakistans, der Südafrikanischen Union, Neuseelands und Australiens vertreten waren, Empfehlungen ausgearbeitet, die nach der Stadt der ersten Beratung den Namen „The Colombo-Plan for Cooperative Economic Development of South and South East Asia“ — Der Colombo-Plan für die gemeinsame wirtschaftliche Entwicklung von Süd- und Südost-Asien — tragen sollte. Die den Commonwealth-Regierungen unterbreiteten Empfehlungen waren folgende:

1. Die Aufstellung eines Sechsjahresplanes unter Berücksichtigung der Bedürfnisse und vorhandenen Mittel der verschiedenen Länder.

2. Die Abhaltung einer Commonwealth-Konferenz in London im September 1950 zur Koordinierung der Einzelpläne und der Mobilisierung der Hilfsquellen des Commonwealth und anderer interessierter Länder zur wirtschaftlichen Unterstützung der betreffenden süd- und südostasiatische Gebiete:

3. Die baldige Aufstellung eines Technischen Hilfsplanes des Commonwealth zur gegenseitigen technischen Unterstützung in Höhe von acht Millionen Pfund Sterling für die nächsten drei Jahre, Einrichtung eines Commonwealth-Büros in Colombo zur Koordinierung der verschiedenen Maßnahmen. Die unmittelbare Ergänzung der bereits durch private, staatliche und überstaatliche Institutionen wie die Organisation der Vereinten Nationen und ihrer Abteilungen geleisteten Hilfe.

4. Die formelle Unterrichtung von nicht dem Commonwealth angehörenden Ländern in Süd- und Südostasien über die Ziele und die Maßnahmen des Beratenden Komitees. Solche Länder sollten ferner davon unterrichtet werden, daß ihre Teilnahme und Mitwirkung in allen Fällen von den Regierungen der Commonwealth-Länder begrüßt werde.

Der Colombo-Plan besagt nichts anderes als daß die asiatischen Länder des Commonwealth und die befreundeten Staaten derselben Region zuerst einmal bereit sein müssen, alle Möglichkeiten zu erschöpfen, um durch den Bau von Bewässerungsanlagen, Kraftwerken und Staudämmen, durch die Modernisierung der Landwirtschaft und somit durch die Erhöhung der Erträge, durch die erhöhte Produktion landwirtschaftlicher Geräte, Düngemittel und Scheunen, durch die Förderung der Heim- und durch die Forcierung der Eisen- und Stahlindustrie, durch die Verbesserung der Verkehrssituation die wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Völker selbst zu verbessern. Erst wenn die Möglichkeiten erschöpft seien, solle die Hilfe der befreundeten Länder des Westens einsetzen. Hier waren es nicht nur die Unterstützung und Mitarbeit in personeller und finanzieller Hinsicht, die großzügig von den reicheren Ländern des Commonwealth gegeben wurden, die auch zuerst die Initiative ergriffen hatten, sondern auch die großzügige Hilfe anderer westlicher Nationen. Länder wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika und selbst kleinere wie etwa Norwegen haben den wirtschaftlichen Aufbau der südostasiatischen Gebiete finanziert, dazu kamen die Internationale Bank in Form von Krediten wie auch der Internationale Währungsfonds und schließlich auf Vorstellungen der westlichen Colombo-Staaten hin die Vereinten Nationen und ihre Unterabteilungen. Selbst private Vereinigungen setzten ihre Mittel ein, um für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Völker des südlichen Monsun-Asien zu wirken. Dies hat zum Beispiel die Ford Foundation getan.

Die Commonwealth-Gelder verteilten sich etwa folgendermaßen: Australien hat jährlich rund vier Millionen Pfund Sterling für indische Projekte (z. B. Tunghabhadra-Anlagen in Hyderabad) aus-

gegeben, Kanada jährlich bis 15 Millionen Pfund (z. B. für das Mayurakshi-Projekt in West-Bengalen), Neuseeland etwa jährlich 375 000 Pfund (z. B. für das Allindische Medizinische Institut in Delhi). Bereits in den ersten Jahren gewährten die USA Indien eine 190-Millionen-Anleihe für den Ankauf von Weizen, es folgte kurz darauf eine wirtschaftliche Anleihe der US-Regierung in Höhe von 88,35 Millionen Dollar. Die westlichen Gelder reichten schließlich bis zu den zehn Millionen norwegischer Kronen für die wirtschaftliche Entwicklung. Der Colombo-Plan, der am 1. Januar 1951 begann, sollte ursprünglich bis zum 30. Juni 1953 zu Ende geführt sein. Bis zu diesem Datum wurden an alle Länder, die in den Colombo-Plan einbezogen worden waren (und das waren auch die dem Commonwealth nicht angehörenden Staaten Burma und Indonesien!) rund 1 344 000 000 Pfund Sterling für ihre Weiterentwicklung ausgegeben. Mehr als 800 Millionen — also fast 60 vom Hundert der Summe — entfielen auf die Indische Union, während Pakistan 181 Millionen und Ceylon 70 Millionen erhielten (Burma bekam 57 Millionen und Indonesien 143 Millionen Pfund). Als aber 1953 sichtbar war, daß diese Summe keinesfalls reichte, aus dem süd- und südostasiatischen Raum ein gesundes wirtschaftliches Gebiet zu schaffen, wurde der Endtermin des Colombo-Programmes bis zum 30. Juni 1957 hinaus verlängert. Damit hat der Westen, der diese Hilfe einige Jahre, nachdem sich diese Staaten politisch von ihm getrennt hatten, in großzügiger und uneigennütziger Weise gegeben hatte, Wege einer konstruktiven Zusammenarbeit zwischen den Völkern der Erde gezeigt. Die nationalen Pläne der einzelnen Völker dieses Raumes zeigten übrigens, daß — wie es in den beiden indischen Fünfjahresplänen geschah — diese Völker nicht einfach nur die Beschenkten sein wollten, sondern auch sich selbst anstrebten, um durch Förderung der wirtschaftlichen Energien der Not und dem Elend zu entgehen.

Handel und Gewerbe

Der Außenhandel der vorderindischen Länder zeigte in den letzten Jahren eine gewisse Stabilität. Er schnellte nur in den Jahren 1951/52 wegen der hohen Preise für kurze Zeit an. Die Ausfuhr betrug in den übrigen Jahren aus dem Gebiet der Indischen Union um rund 5,5 Milliarden Rupien, während zur gleichen Zeit die Einfuhr in die Union bei rund 6 Milliarden lag. So war der Gesamtwert des Außenhandels etwa 11 bis 12 Milliarden Rupien für die Indische Union. Für Pakistan standen einer Ausfuhr im Werte von 1,2 Milliarden eine Einfuhr in Höhe von 1,1 Milliarden Rupien gegenüber. Bei Ceylon halten sich (mit Ausnahme des Jahres 1952, als die Ceylonesen ein Handelsdefizit von 200 Millionen Rupien entdecken mußten) Einfuhr und Ausfuhr mit etwa 1,5 Milliarden Rupien die Waage.

Wenn man heute den Gesamtwert des Außenhandels der vorderindischen Staaten mit dem vor dem zweiten Weltkrieg vergleicht,

wo Einfuhr und Ausfuhr kaum 3,5 Milliarden ausmachten, erkennt man, wie man damals an einer weltweiten Förderung der kommerziellen Beziehungen dieses Raumes mit der übrigen Welt uninteressiert war. Nach dem Kriege hat der Außenhandel in diesem Gebiet eine weitgehende Umschichtung erfahren. Heute ist die Außenhandelsituation dieser Länder recht stabil — verglichen mit der zu kolonialer Zeit, wenn sie auch noch immer sehr gepflegt werden muß.

Nachdem in den letzten Jahren sich auf vielen Gebieten eine Verbesserung der Exportpreise zeigte, konnten viele Bedingungen, die Indien dem Außenhandel gestellt hatte, gelindert werden. Eine weitgehende Liberalisierung des Handels erfolgte auch im pakistani-schen Bereich.

Auf der Importseite der Außenhandelsbilanz kann man feststellen, daß die Einfuhr von Getreide erheblich zurückgegangen ist. Nach 1952 ist dann die Erzeugung von Rohbaumwolle in Indien um das Doppelte gestiegen, der Juteanbau wurde bedeutend vergrößert. Auf dem Gebiet der Lebensmitteleinfuhr ist Indien heute praktisch unabhängig. Es sind viele Summen eingespart, die zum Erwerb von maschinellen Fertigwaren und Maschinen eingesetzt werden können.

Indiens Sterlingbestände liegen zur Zeit recht günstig — in den letzten Jahren seit 1953 etwa bei sieben Milliarden. Eine solche günstige finanzielle Ausgangsstellung konnte eine liberalisierte Lizenzierung von rund dreißig Warengattungen in Indien rechtfertigen. In Pakistan war in den letzten Jahren die Situation nicht in der gleichen Weise erfreulich, da die uneingeschränkte Liberalisierungspolitik auch auf dem Sektor der Importe nach dem „commodity boom“ im Anschluß an den Ausbruch des Koreakrieges nicht mehr zu halten war. Im August 1952 wurde die Open General License XIII, die eine ungehemmte Liberalisierung vorsah, durch die Open General License XIV ersetzt, die diese Liberalisierung auf dem Gebiet der Importe erheblich beschnitt. Schließlich mußte man in Karachi die Liberalisierung im November des gleichen Jahres bereits fallen lassen. Um aber die restriktive Politik auf dem Gebiet der Importe auszugleichen, wurde eine verdoppelte Liberalisierung der Exporte angestrebt. Die schließlich am 19. Februar 1953 erlassenen Maßnahmen, die in Pakistan eine Art Tauschpolitik (Barter Policy) begünstigen, beschränken den Tausch auf den Import von Garn gegen den Export nur der alten Baumwoll-Ernte, und der Export der neuen Baumwoll-Ernte wurde nur erlaubt im Tausch gegen wichtige Erzeugnisse wie Weizen, Zucker und dergleichen. Diese Politik wirkte sich natürlich günstig aus gegenüber den angesammelten Vorräten aus alten Baumwollernten.

Günstig im vorderindischen Raum ist die Lage Indiens und Ceylons auf dem internationalen Teemarkt. In beiden Ländern konnten sogar die Exportzölle erhöht werden, ohne daß das von irgendwelchem Einfluß auf die Ausfuhr dieses begehrten Artikels war. Allmählich hat auch die Jute-Industrie in Bengalen Vollbeschäftigung

erreicht, weil viele Exportaufträge vorliegen. Alles dies berechtigt zu einem gewissen Optimismus, wenn man auch nicht überschauen darf, daß die Tendenzen einer restriktiven Politik, die von spekulativen Preiserhöhungen auf dem Inlandsmarkt diktiert wurde, auch eines Tages auf den Exportmarkt überschlagen könnten.

Die Importpolitik Ceylons, die darauf gerichtet war, die Dollarreserven des Landes aufzubauen und die Position im Sterlingblock sich weiterhin zu sichern, führte ein gewisses Kontrollsystem ein, das sich für einige Länder besonders auswirken sollte. Hierzu gehörten China, Japan und in Europa Deutschland (der Handel betraf eigentlich nur den Teil der Bundesrepublik) und Österreich. Diese Politik wird als „Ceylonisierung“ bezeichnet. Sie bestimmte, daß der Handel mit den genannten Ländern nur durch die Hände von Handelshäusern gehen dürfe, deren Leiter geborener Ceylonese oder als Bürger eingetragen sei („citizen of Ceylon by descent or by registration“). Die Bedingungen dieses ceylonisierten Handels wurden genau festgelegt in der Import Control Notice No. 16/53 vom 25. Mai 1953. Diesem Regierungserlaß zufolge flossen allein im Jahre 1953 durch die Hände von „registered Ceylonese traders“ 67 Millionen Rupien im Handel mit Japan, 17 Millionen mit Deutschland, sechs Millionen mit China und fünf Millionen mit anderen „ceylonisierten“ Gebieten. Das amtliche „Ceylon Year Book 1954“ schreibt zu dieser Politik, die sich einseitig gegen einige wenige Länder wendet: „Die Vorteile der Registrierung haben sich als nicht unbeträchtlich erwiesen. Der Hauptteil des Importhandels mit Deutschland und Japan wie auch mit China war ausschließlich „Registered Ceylonese Traders“ vorbehalten. Einmal registriert, erhielt der Importeur Generallizenzen für Japan und Deutschland, die ihn ermächtigten, frei aus diesem „reserved trading area“ einzuführen. Das bedeutete, daß im Grunde genommen eine große Anzahl von Manufakturwaren über die Open General Licenses aus diesem Gebiet kam — so weit wie der „Registered Ceylonese Trader“ betroffen war — so weit wie der „Registered Ceylonese Trader“ betroffen war.“ („Ceylon Year Book 1954“, Seite 122.)

Deutsch-indische Handels- und Wirtschaftsbeziehungen

Seit der Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1947, besonders aber nach 1950 gelang es dem deutschen Außenhandel immer mehr, auf dem indischen Markt Fuß zu fassen. Die Einfuhr von der deutschen Bundesrepublik nach Indien machte 1948 allerdings nur 0,5 v. H. der Gesamteinfuhr nach Indien aus. Nach 1953 aber war es dem deutschen Außenhandel möglich, 3 v. H. einzunehmen. Bei Pakistan stiegen diese Vergleichszahlen im gleichen Zeitraum von 0,7 auf 4,8 v. H.

Verschiedene Handelsabkommen haben den Warenaustausch zwischen der Deutschen Bundesrepublik und den indischen Gebieten günstig beeinflusst. In der Regel sind diese Abkommen für ein Jahr gültig.

Für den in Indien lebenden Kaufmann, der aus einem nicht dem Commonwealth angehörenden Land stammt, ist die Situation immer schwieriger als bei Briten, Australiern usw., weil er oft Schwierigkeiten bei der Verlängerung des Visums begegnen wird. Dennoch steht der Handel mit der deutschen Bundesrepublik an dritter Stelle. Erschwerend war in den ersten Jahren der Wiederanknüpfung des deutschen Handels, daß die Inder nur zugelassenen Importeuren Einfuhrlicenzen überließen, die eine Referenzperiode nachweisen mußten. Da aber des Krieges wegen der deutsch-indische Handel lange unterbrochen war, konnte dies nicht immer möglich sein. Zum Teil hatten sich inzwischen viele ehemalige Vertreter deutscher Firmen auf Waren aus nichtdeutschen Ländern umgestellt. Unter Berücksichtigung des direkten und indirekten Handels stieg dennoch der deutsche Export nach Indien immer mehr an — heute nähert er sich fast der Summe von 300 Millionen DM, während der indische Export nach der deutschen Bundesrepublik etwa 125 Millionen DM niedriger liegt.

Da innerhalb des zweiten Fünfjahresplanes die Indische Union plant, ihre Teeproduktion von 650 Millionen indischen Pfund auf 700 Millionen zu erhöhen, dürfte demnächst auch in Deutschland Tee, einer der Hauptausfuhrartikel Indiens, zum Thema eines intensiven „sales campaign“ werden. Dem indischen Tea Board gelang es, den Ankauf von Tee durch deutsche Kunden von 1954 auf 1955 bereits von 19 auf über 20 Millionen Rupien zu steigern.

Die Indische Union, die ihre Gesamtkaffeeausfuhr von 23 Millionen Rupien im Jahre 1954 auf 30 Millionen im Jahre 1955 steigern konnte, hat auch Deutschland in die künftige Marktpolitik einbezogen. Seitdem im Jahre 1799 in Tellicherry die erste Versuchspflanzung für Kaffee begonnen wurde, konnte sich Indien zu einem Kaffeelieferanten entwickeln, aber es konnte nicht mit den traditionellen Kaffeeländern konkurrieren. Vielleicht wird es den Besitzern der Kaffeeplantagen in den südlichen Westghats gelingen, uns das indische Getränk genau so schmackhaft zu machen, wie es die Händler aus Mittel- und Südamerika so meisterhaft erreichten. Daneben dürfte Indien mehr Textilien, Tabak, Fisch und besonders Erzeugnisse seiner bekannten Heimindustrie nach Deutschland schicken. Daß dafür wiederum die deutsche Fertigwarenindustrie ihre Gegenangebots immer reichhaltiger anbieten wird, ist selbstverständlich.

Die deutsch-indischen Handelsbeziehungen spielen im kommerziellen Leben des indischen Subkontinents und der deutschen Mitte Europas eine gleich wichtige Rolle. Dies wurde noch besonders unterstrichen durch die Gründung der Indisch-Deutschen Handelskammer in Bombay am 20. Januar 1956. Diese Gründung wurde vollzogen in Gegenwart des stellvertretenden Regierungschefs der deutschen Bundesrepublik, Vizekanzler Dr. Franz Blächer. Von indischer Seite war der Gouverneur der Provinz Bombay erschienen. Die feierliche Eröffnungszeremonie in Gegenwart höchster Staatsbeamter bewies, welchen Wert man dem Handel zwischen den beiden Völkern beilegt.

Die deutsche Wirtschaft profitierte stark von der günstigen Tendenz im vorderindischen Raum — besonders in der Indischen Union, mit Deutschland immer engeren Kontakt zu erhalten. So wurde am 15. August 1953 in Bonn ein Vertrag unterzeichnet, in dem die beiden deutschen Firmen Krupp und DEMAG über die deutsche Bundesregierung mit der indischen Bedingungen über technische und finanzielle Beteiligung an der Errichtung eines Stahlwerkes fixierten. Aufgrund der Empfehlungen der technischen Berater wurde ein bisher industriell vollständig unentwickeltes Gebiet gewählt — der kleine unbedeutende Ort Rourkela, 400 Eisenbahnkilometer von Kalkutta entfernt, in Orissa im Flußgebiet des Brahmani liegend. Um ihrer Aufgabe in Indien nachkommen zu können, gründeten die beiden Firmen eine Tochtergesellschaft, die Indiangemeinschaft Krupp-Demag GmbH. Wenn einst das 710-Millionen-Projekt des Stahlzentrums und der dazugehörenden Siedlungen vollendet sein wird, ist es für immer ein Symbol deutsch-indischer Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet.

Ein anderes deutsch-indisches Abkommen, das sich diesen Verträgen mit Krupp und Demag und auch mit dem bereits erwähnten Tata-Mercedes-Benz-Vertrag anschloß, wurde am 6. August 1954 in New Delhi geschlossen. Hier wurde der Bau des zukünftig längsten indischen Schienen- und Straßentunnels, des Banihal-Tunnels, den Firmen Baresel und Kunz übertragen. Zu diesen Aufträgen kommt noch die gewaltige Anlage eines neuen Hafens in Kandla an der Westküste von Saurashtra, der Karachi ersetzen soll und dessen Bau in den Händen deutscher Ingenieure liegt, besonders der Firmen Butzer und Hoch- und Tiefbau-Aktiengesellschaft. Die recklinghauser Firma Still baut eine Koksofenanlage in Sindri. Dies sind nur wenige Beispiele, wie es der deutschen Industrie gelang, Fuß im vorderindischen Raum zu fassen. Daß dies leicht ist, weil wir nicht mit dem Odium des Kolonialismus behaftet sind, sollten wir in selbstverständlicher und fairer Weise ausnutzen, wenn sich auch innerhalb unserer Handelsbeziehungen der Umstand erschwerend auswirken dürfte, daß Indien ebenso ein Preismarkt wie ein Qualitätsmarkt ist.

Nach einer fast zehnjährigen Pause sind die neuen Versuche des deutschen Handels im vorderindischen Raum recht verheißungsvoll. Auch die deutschen Wirtschaftsinteressen begegnen hier größter Sympathie. Wie aber ist es mit einer weiteren Bindung der deutschen Industrie an die indische? Ist es günstig, sich von deutscher Seite aus noch weiter am Ausbau der indischen Industrie zu beteiligen? Hierzu darf ich die Stellungnahme eines Wirtschaftlers anführen:

„Die deutsche Konsumgüterindustrie vertritt häufig den Standpunkt, daß die Aufnahme der Fabrikation in Indien den deutschen Interessen in höchstem Maße abträglich sei. Man glaubt, daß Indien auf vielen Gebieten nicht — oder zumindest nicht in absehbarer Zeit — in der Lage wäre, eine eigene Fabrikation aufzuziehen, und man möchte daher den indischen Markt bis zu dem

Augenblick halten, in dem die letzten — wenn auch noch so niedrigen — Einfuhrlicenzen endgültig gestrichen werden. Zwei wichtige Tatsachen werden bei dieser Denkungsweise jedoch nicht genügend in Rechnung gestellt, nämlich

1. daß Indien nicht auf Deutschland angewiesen ist, sondern sich ebenso an andere europäische Länder sowie an Japan oder an die Ostblockstaaten wenden kann, wofür bereits viele Beispiele vorliegen — niemals sei dies vergessen! —;

2. daß die Aufnahme der Fabrikation in Indien den indischen Markt — zumindest in den ersten Jahren — nicht verschließt, sondern im Gegenteil durch Lieferungsmöglichkeiten von Zubehörteilen oder Halbfabrikaten, die aus technischen Gründen anfänglich noch nicht in das Fabrikationsprogramm in Indien aufgenommen werden, sogar noch erweitern kann. Auch dafür ein Beispiel aus der Praxis:

Die Firma Bosch hat in Südindien in Zusammenarbeit mit einer indischen Gruppe die Fabrikation von Zündkerzen und Einspritzpumpen aufgenommen. Zuvor hatte Bosch mit starker ausländischer Konkurrenz auf dem indischen Markt zu kämpfen. Nun sind jedoch mit der Aufnahme der Fabrikation in Indien zum Schutze dieses neuen Industriezweiges die Einfuhrbestimmungen für Zündkerzen und Einspritzpumpen so verschärft worden, daß Bosch seinen Indien-Absatz durch Lieferung von Teilen, die bis auf weiteres noch nicht in Indien hergestellt werden, vervielfältigen wird. — Auf lange Sicht bleibt uns auf vielen Sektoren gar nichts anderes übrig, als in Indien zu fabrizieren, wenn wir im Indien-Geschäft bleiben wollen. Bei der jeweiligen Entscheidung, ob die Fabrikationsaufnahme in Indien zweckmäßig ist oder nicht, kommt es natürlich darauf an, zu prüfen, wieweit die zu erwartende Exportsteigerung nach Indien in angemessenem Verhältnis zu dem investierten Kapital steht.“ (Dr. Wolf von Arnim: Die wirtschaftliche Entwicklung der Indischen Union unter Berücksichtigung der deutschen Beteiligungsmöglichkeiten. Kiel 1955. S. 16/17).

Das sowjetisch besetzte Mitteldeutschland hat durch das Regime in Pankow am 17. Oktober 1954 das erste Waren- und Zahlungsabkommen geschlossen. Hiernach sollte eine sowjetzonale Handelsvertretung und eine Agentur in Kalkutta eingerichtet werden. Die „volkseigene“ Industrie in der Sowjetzone lieferte besonders Ausrüstungsgegenstände für Zement- und Zuckerfabriken. Ebenso wurden für die Schwerindustrie einige Maschinen geliefert. Die dritte große internationale Industrieausstellung auf dem Boden Asiens, die nach den bedeutenden Messen in Tokio und Karachi im Dezember 1955 in New Delhi abgehalten wurde, nahm das sowjetzonale Regime zum Anlaß, einmal propagandistisch für sich zu werben, dann aber auch die wirtschaftlichen Bande des kommunistischen Teiles von Deutschland zum vorderindischen Raum zu verstärken. Nach der Ausstellung blieb plötzlich in New Delhi eine sowjetzonale Handelsmission in New Delhis Curzon Road zurück, deren Leiter sich „Economic Councillor of the German Democratic Republic“ nennt,

dessen Aufgabe nicht nur wirtschaftlicher Natur ist. So wurden kulturelle Veranstaltungen von dieser Mission aus begonnen, während polnische und andere volksrepublikanische Staaten politische Handlangerdienste zu leisten hatten. Die politisch-kulturellen Beziehungen werden von indischer Seite durch die kommunistische Organisation „Indo-Eastern European Republics' Friendship Association“ gefördert, die, 1955 gegründet, ihren Hauptsitz in Bombay hat. So fühlt man nirgendwo auf der Welt außerhalb Deutschlands die unheilvolle Teilung unseres Vaterlandes so deutlich, wie gerade in Indien. Nirgendwo aber sind auch so sichtbar nicht nur die Begegnungen zwischen so verschiedenen Kulturen und so divergierenden Interessen der wirtschaftlichen Kreise, sondern auch die aufeinanderprallenden Rivalitäten in den politischen und ideologischen Bereichen. Sollte es auf indischem Boden dem sowjetzonalen Regime gelingen, die bisherige Haltung Indiens Deutschland gegenüber zu ändern, so würde das nicht nur dunkle Schatten auf die bisher gemeinsamen deutsch-indischen Wege werfen, sondern die Vereinigung der Teile Deutschlands und eine Regelung der ostdeutschen Frage, das heißt der Gebiete jenseits von Oder und Neiße unter polnischer und sowjetrussischer Verwaltung nur noch weiter hinausschieben. Bislang vertrat die Regierung der Indischen Union die Ansicht, daß die Pankow-Regierung keine legale Sprecherin für Deutschland sei. Deshalb erkannte New Delhi nur die Regierung der deutschen Bundesrepublik an.

Erfreulich sind auch die günstigen Zahlen für den indisch-österreichischen Handel, der besonders nach Aufnahme der offiziellen Handelsbeziehungen stieg. Während sich die Exporte aus Österreich auf etwa 20 Millionen beliefen, stiegen nach 1953 die Importe aus Indien von jährlich bislang etwa vier Millionen Rupien auf rund zehn Millionen. Der indisch-schweizerische Handel hat sich in den letzten Jahren kaum geändert. Er liegt bei rund 100 Millionen schweizer Franken, während umgekehrt kaum ein Viertel dieses Wertes von Indien zur Schweiz exportiert wird. Das liegt daran, daß gerade die Schweiz Fertigwaren abnehmen möchte, die es aber nicht aus Indien erhalten kann. So beschränkt sich die Ausfuhr von Indien fast nur auf Ölsaaten, Öle, Jute, Jutewaren, Kaffee, Häute, Gewürze und Felle.

Vielleicht ist es mir gestattet, noch einmal auf eine andere Seite der wirtschaftlichen Beziehungen kommend, das Wort eines Wirtschaftlers anzuführen. Hier handelt es sich um einen indischen Gelehrten, der allerdings nicht nur Wirtschaftler war, sondern in der Art des echten Polyhistor über Soziologie, Geschichte, Kunst, Theologie, Geographie und Sprachlehre schrieb — um Benoy Kumar Sarkar. Dieser aus Bengalen stammende Gelehrte, der in Deutschland studierte und eng mit dem deutschen Geistesleben und dabei auch mit der deutschen Presse verbunden war, hat einmal in einer deutschen Zeitschrift Gedanken geäußert, die nichts von ihrer Aktualität verloren haben, auch wenn sie vor einem Vierteljahrhundert geschrieben wurden:

„Zum Schluß möchte ich die Aufmerksamkeit der deutschen Maschinenfabriken, Gelehrten sowie Wirtschaftsführer darauf lenken, daß diejenigen Industrievölker, welche die eng mit der Industrialisierung verbundene technische Erziehung der indischen Jugend zu Hause sowie im Ausland beeinflussen würden, selbstverständlich bestimmt sind, gleichzeitig die Wirtschaft und Kultur des indischen Volkes der nächsten Generation zu beherrschen. Deswegen bin ich überzeugt, daß, wenn die großen Männer der Technik und Wissenschaft in Deutschland eine ziemlich große völkische Lehranstalt in Indien, wie z. B. die von mir vertretene Nationalhochschule in Kalkutta, als eine geistige Filiale des deutschen Hochschulwesens mit Rat und Tat unterstützen würden, ein gegenseitiger Arbeitsaustausch von höchstem Wert zwischen Indien und Deutschland als eine Kraft in der Weltkultur erscheinen würde. Präzis und praktisch sei vorgeschlagen, daß jedes Jahr ein englisch sprechender Professor der Maschinen-, Elektrizitäts- oder chemischen Technologie von Deutschland an diese Lehranstalt in Kalkutta geschickt würde. Für diese Professoren handelt es sich nicht nur um eine Ausbildung der indischen Lehrlinge, sondern auch um Studienreisen und Erweiterung des Forschungsgebietes. Es soll für die Träger der deutschen Wirtschaft, Technik und Kultur möglich sein, für — sagen wir — ungefähr zehn Jahre die Mittel für die Entfaltung der Tätigkeit von zehn Vertretern der deutschen Wissenschaft in einer technologisch-wirtschaftlichen Zentrale wie Kalkutta zu schaffen. Die Arbeit, die die Deutsche Akademie auf dem indischen Gebiet begonnen hat, sollte gestärkt und weitergetragen werden.“ (Benoy Kumar Sarkar in der „Bayerischen Industrie- und Handelszeitung“, Nr. 49 vom 9. Dezember 1930).

Diese Mahnung und Bitte eines sich dem deutschen Geist so verbunden fühlenden indischen Gelehrten von Weltrang, der in drei Kontinenten Mitglied hochangesehener wissenschaftlicher Vereinigungen war, sollte wirklich nicht überhört werden. Wir Deutschen sollten, wenn wir an Indien denken, nicht einseitig in den Fehler verfallen, das Land mit einer geistigen Wesenheit zu identifizieren, die vielleicht nicht in Verbindung mit den technisch-zivilisatorischen Erfordernissen des Tages gebracht werden kann. Andererseits sollten die Pioniere einer weltumspannenden Industrialisierung nicht vergessen, daß Technik beherrscht werden soll, daß es immer der Geist ist, der dominieren muß. Wie sehr die Männer des Geistes und der Technik zusammenarbeiten können, bewies auf seiner Bengalen-Reise nach dem ersten Weltkrieg der Gründer des Deutschen Museums in München, Oskar von Miller, durch dessen Wirken die Firmen Borsig und Krupp in der bengalischen Mahaluxmi-Olmühle von Shamsi bei Malda eine vollkommene Technisierung durchführten und für eine vorteilhafte Ausbildung des Personals sorgten. Hier war die Technik verantwortungsvoll durchgeführt und in Einklang mit Mensch und Natur gebracht worden. Es ist kein Wunder, daß dies Experiment von Shamsi — hier steht neben dem deutschen Gelehrten aus München ebenfalls auch der Name

Sarkars — beispielhaft für andere wurde. Leider ist es nicht der Auftakt für ein großzügiges deutsch-indisches Industrialisierungsprogramm gewesen. Aber was im kolonialen Indien nicht möglich war, wird vielleicht eines Tages nach den bemerkenswerten Verträgen zwischen der Indischen Union und deutschen Privatfirmen in der freien Republik der Fall sein.

Handwerk

Indien ist die Heimat vieler handwerklicher Kunstfertigkeiten. In einzelnen Gegenden haben gewisse Gewerbe seit je einen besondern Ruf. Sie wurden meistens seit Jahrhunderten von Generation zu Generation vererbt.

Die alte Kasteneinteilung, die gewissen unteren Bevölkerungsschichten bestimmte Berufe aufdrängte, war in einer Weise eine rassische Angelegenheit, zum anderen wurde sie auch eine soziologisch-berufliche. Der Weber, der Schmied, um nur einige Beispiele zu geben, gehörten einer bestimmten Kaste an, weil einst in Urtagen die arischen Sieger einen bestimmten Teil des Volkes dazu verpflichtet hatten, diese Arbeiten auszuführen. Ähnlich wie bei den mittelalterlichen Zünften in Europa, deren Ursprung natürlich ganz anders war, vererbten sich auch hier Kunstfertigkeit und handwerklicher Sinn, das Gefühl für Formen und Farben. So blieb es nicht aus, daß eine landschaftlich verwandte Kunstfertigkeit, geboren aus handwerklichem Geschick, in den einzelnen Regionen entstand.

Edelsteingeschmeide wird, mit schönen Steinen besetzt, in vielen Teilen Indiens hergestellt. Jaipur ist eines der Zentren, doch ist es meistens das billigere Material, das hier angeboten wird. In Mysore gibt es Goldschmiedewerkstätten, die einen guten Ruf besitzen. Dacca ist bekannt für gute Silberfiligranarbeiten. Cuttack und verschiedene Orte auf Ceylon machen ihm diesen Ruhm streitig. Auch Bhutans Silberwaren sind durchweg kleine handwerkliche Raritäten.

Emaillarbeiten auf silbernem Grund kann man wiederum in der Nähe von der Dekkhan-Stadt Hyderabad bewundern. Ähnliche Schmelzarbeiten kommen aus Jaipur. Die alte Radschputenstadt nimmt für sich in Anspruch, die besten Stücke dieser Art in ganz Vorderindien zu liefern. Wer die Juweliere in Jaipurs Bazaren in der Nähe vom Sanganer-Tor nach der schönsten Farbe der Emaillekünstler fragt, wird sofort auf Hindi die Antwort erhalten: „Kabutar ka khun“ — Taubenblut. Dieses besondere Rot ist bekannt in ganz Indien. Moradabad und Benares wetteifern in den Fertigkeiten der Schmelzkunst. Auf Silber eingebrannte Emaille wird in Lahore hergestellt, in Bhuj auf Cutch, in Kangra und Multan, aber auch in verschiedenen Orten Kaschmirs und des Sindh. Der Ruhm der indischen Schmelzkunst ist fest begründet.

In Partabgarh in Uttar Pradesh und in Ratlam in Madhya Bharat wird eine grüne Emaillearbeit geliefert, die allerdings nicht in dem traditionellen Schmelzverfahren hergestellt wird. Die Schöpfer die-

ser Kunstwerke haben geschickt um ihre Arbeit ein Geheimnis gewoben, das die Käufer zum Teil noch mehr anreizt. Die Metallarbeiter Indiens — ob es sich um die Künstler in südindischer Bronze handelt oder um die Reliefhersteller in Cutch, im Punjab oder in Uttar Pradesh — liefern einen hohen Beitrag nicht zuletzt zum Nationaleinkommen der vorderindischen Länder.

Ebenholz und Elfenbein waren für andere Künstler der Stoff, ihrer Fantasie freien Lauf zu lassen. In Vizagapatam erhält man hübsche, am Ort hergestellte Ebenholz-Kästen, die als Schmuckbehälter gedacht sind. In Ratlam stellt man aus dem gleichen Material Armreifen her, die dann mit den metallenen Ringen, die überall in Indien hergestellt werden, abwechseln. Was der Kunstsinne indischer Handwerker schaffen kann, zeigt die Moslem-Architektur in Mosaik und in der Verbindung von Arabesken und Ornamenten mit den Tughra-Charakteren, die dem Betrachter Koranverse sagen. Man muß einmal in Agra das Tadsch Mahal gestanden haben und das Wunder des marmornen Schirmes oder des Muhajjar rund um Mumtaz Mahals und Shahjehans Kenotaph betrachtet haben, um zu wissen, welche Eleganz aus hartem Stein geformt werden kann. Die pietra-dura-Mosaiken in Agra soll übrigens der bekannte französische Indienfahrer Austin eingeführt haben. Genau so scheint die gehämmerte repoussé-Arbeit, die man auf Cutch bewundern kann, holländischen Ursprungs zu sein — gewisse Schnitzarbeiten in Ebenholz, wie sie in Bombay gepflegt werden, verleugnen wiederum nicht ihre portugiesische Abstammung.

Den Lebensbaum kann man in Kaschmirs Teppichen sehen. Desgleichen findet man hier eine Schönheitslinie, von der die reiche über Teppiche handelnde Literatur manches zu erzählen weiß. Aber nicht Indien ist das Teppichland — das ist Zentralasien. Der indische Raum ist vor allem ein Land der Weber. Textilien, zum Teil mit herrlicher Stickerei versehen, geben in allen Winkeln des Landes Tausenden Brot. Ob es um Shawls aus Kaschmir geht oder um Saris aus Surat oder etwa Bahawalpur, die mit so viel Charme getragen werden können, ob es die Seiden aus Lahore, Benares oder Tanjore sind oder die wollenen pattu aus Dhariwal, immer künden sie vom Fleiß arbeitsamer Weber. Der Philologe wird wissen, daß der griechische Name für baumwollene Stoffe überhaupt „sindon“ war, was dem Namen Hind oder Sindh, der Landschaft, mit der die Griechen lange Zeit in engem Kontakt standen, entspricht. Der „Zitz“, eine Art Möbelkattun, der im Englischen chintz genannt wird, hat seinen Namen vom Hindiwort Chhinta, während calico — im Englischen auch gewöhnlichen Kattun bezeichnend — nach Calicut weist.

All diese vielen und schönen Handwerke künden von einer alten Tradition. Sie auch in einer Zeit zu bewahren, da so viel Gestriges über Bord geworfen wird, dem man wirklich nicht nachtrauern sollte, mußte die dankbare Aufgabe der Führer jener Völker sein, die augenblicklich in einem großen Umschichtungsprozeß, hervorgerufen durch die Begegnung mit dem Westen, sich befinden.

Verkehrswesen

Das Verkehrsmittel des Durchschnittsinders — d. h. der Millionenmassen der Dorfbevölkerung und der armen Stadtbevölkerung — ist heute wie vor Jahrtausenden der Ochsenkarren. Auf allen Straßen und Wegen — ob sie asphaltiert sind oder ob es sich um holprigstes Steinpflaster handelt — begegnen die Wagen dem Reisenden immer wieder. Diese Ochsenkarren gehören einfach in das Bild Indiens hinein.

Die Straßen sind ein Problem. Wer schon in den Hauptorten wie Bombay oder Neu-Delhi von den großen Verkehrsstraßen abbiegt, glaubt oft in dem entferntesten Dorf zu sein, so schlecht sind die Wege. Es gibt nur einige wenige wirklich gute Straßen. Man kann etwa 18 000 km als recht gut ansprechen. Es handelt sich da größtenteils um Asphalt- und Betonstraßen, die zwischen den größten Orten die Verbindung schaffen. Die Straße von Neu-Delhi nach Agra etwa kann man als gut in diesem Sinne bezeichnen. „Sonst befestigte Straßen“ sind allerdings meistens eine Quelle besonderer Sorgen. Es kann da dem Reisenden passieren, daß er plötzlich eine Strecke zu fahren hat, die nach europäischem Begriffe einfach nur ein besserer Feldweg ist. Rund 130 000 km dieser Art Wege gibt es, dazu kommen noch 270 000 km unbefestigter Straßen. Alle diese Zahlen gelten für das Gebiet der Indischen Union. Die entsprechenden Zahlen sind für Pakistan 9 100 km für Asphalt- und Betonstraßen (davon 900 km in Ost-Bengalen) und 10 000 km auf Ceylon, an „sonst befestigten Straßen“ hat Pakistan 3 800 km und Ceylon hat 6 000 km. Unbefestigte Wege gibt es in Pakistan rund 80 000 km und auf Ceylon 20 000 km. Besonders in Ceylon sind die Straßenverhältnisse gut. Die Regierung gibt seit 1951 jährlich fünf Millionen Rupien aus, um rund 600 km jährlich auf den besten Stand zu bringen. Nach zehn Jahren sollen nach dem 1951 er Plan die Straßen zweiter Ordnung auf den Stand erster Ordnung gebracht sein.

Der Stand an Motorfahrzeugen aller Art für den Zivilverkehr zeigt, daß hier auch Ceylon am günstigsten liegt. In der Indischen Union sind rund 300 000 Zivilfahrzeuge gemeldet, in Pakistan etwa 60 000, in Ceylon dagegen über 80 000.

In einem Gebiet solch unermesslicher Entfernungen spielt natürlich die Eisenbahn eine besondere Rolle. Die Dichte des Eisenbahnnetzes ist recht gering, wenn man es einfach mit Europa vergleicht. Man darf aber nicht vergessen, daß die Eisenbahn bis vor einem Dutzend von Jahren nur unter dem Gesichtspunkt kolonialer Nützlichkeit gesehen wurde. Die Streckenlänge ist für die einzelnen Gebiete folgende: Indische Union: 25 000 km Breitspur, 25 000 km Meterspur, 5 500 km Schmalspur — Pakistan: 8 000 km Breitspur, 2 500 km Meterspur, 800 km Schmalspur — Ceylon: 1 300 km Breitspur und 150 km Schmalspur. Auch bei dieser Statistik schneidet Ceylon recht gut ab.

Die vom Himalaya scharf vom übrigen Asien getrennte große indische Halbinsel bot seefahrenden Völkern immer wieder einen Anreiz, Handel zu treiben. Arabische Seefahrer waren Jahrhunderte lang die Herren des Indischen Ozeans, dessen bekanntester Teil bei allen großen Völkern noch heute die Arabische See heißt. Indische Schiffe suchten besonders die malaiische Inselwelt auf und haben in den heute Indonesien umfassenden Inseln dem Hindutum eine neue Welt erschlossen. Ein solches Stück Indien repräsentiert noch heute die schöne Insel Bali. Wie in Indien wacht ein Pantheon von Gottheiten über das Eiland: Souria, der Gott der Sonne — Wischnu, Gott des Wassers — Srih, die Reisgöttin — Kala, Gott der Nacht — Waruna, Herr des Meeres...

Auch von China aus erreichten bereits vor der Ankunft der Europäer Seelente indische Hafenstädte. Zur Zeit des Ming-Kaisers Yung Lo war es besonders der Flottenchef Cheng Ho, der Indien mehrmals besuchte. Seine Abenteuer hat uns der Eunuch Ma Huan, der als Dolmetscher die Fahrten mitmachte, mitgeteilt. Dieser Admiral, der mehrmals bis Ceylon und Calicut gelangte, hat sogar die Südküste Arabiens gesehen. Der britische Historiker Sir George Sansom behauptet sogar, die Chinesen hätten in Calicut eine richtige Faktorei besessen. Sansom, der Verfasser eines weitausgreifenden Werkes „Western World and Japan“, weiß zu berichten, die Chinesen hätten Calicut zerstört, weil sich in der indischen Stadt und unter den Indern der Umgebung Widerstand gegen die chinesische Faktorei gebildet habe. Der indische Diplomat und Politiker Kavalam Madhava Panikkar wendet sich in seinem Buch „Asia and Western Dominance“ scharf gegen diese Behauptung, sie gebe Sansom nur den „Tröst“, nicht die Portugiesen, sondern die Chinesen hätten die erste Aggression in der modernen Zeit auf Indien verübt.

Wer von beiden recht hat, dürfte eine Frage zweiter Bedeutung sein. Eines darf allerdings nicht vergessen werden: durch die Berührung mit dem Westen begann für Indien das eigentlich maritime Zeitalter. In Indien wurden in der Folge große Häfen gebaut, die heute den ersten Seestädten der Erde in nichts nachstehen. Bombay, seit 1534 portugiesisch und seit 1661 (1665) englisch, wurde erst aus einem unbekannten Ort, der den Namen der Koli-Gottheit Mumbai trug, die Weltstadt, die sich selbst stolz „urbs prima in Indis“ nannte, als die Engländer seit 1670 Parsen und Mitgliedern der Banya-Kaste, der Kaufleute, die Tore der Stadt öffneten. Kalkutta wurde nach 1688 von Job Charnock geplant und ist ganz aus europäisch handelspolitisch-wirtschaftlicher Schau angelegt. Desgleichen ist Madras, die Schöpfung des Francis Day aus dem Jahre 1639, ganz und gar dem maritimen Denken der Briten zu danken. Karachi, eine unbedeutende Feste der Talpur-Emire zwischen 1725 und 1838, wurde in seiner Bedeutung als guter natürlicher Hafen erst von den Engländern erkannt, die dadurch auch die alte berühmte Sindh-Hauptstadt Hyderabad entthronten. So ließe sich die Reihe auch für die Häfen zweiter und dritter Ordnung fortsetzen. Indien besaß immer Häfen, aber es waren nur kleinere Austauschstätten zwischen frem-

den und einheimischen Kaufleuten. Die Welthäfen an Indiens Küste verdankt dieses kustenreiche Land erst dem Europäer. Die letzten Hafenbauer sind die Deutschen, die den Hafen Kandla auf Cutch für die Inder bauen, um den nordindischen Gebieten einen Ersatz für das nach der Teilung schwer zu erreichende Karachi zu schaffen.

Kalkutta, das im Durchschnitt einen Jahres-Umschlag von zehn Millionen Tonnen hat, steht bei weitem an der Spitze der indischen Häfen. Es folgen dann: Bombay mit sieben Millionen, Karachi mit 3,5 Millionen, Madras mit 2,5 Millionen, Colombo mit 2,5 Millionen, Chittagong mit 1,5 Millionen, Cochin mit 1,25 Millionen und Vizagapatam mit einer Million Tonnen.

Als eine Folge des Wechsels im politischen Status bemühten sich die Staaten Vorderindiens sofort nach der Erlangung der Selbständigkeit, ihre Luft-Legislation der der übrigen freien Länder im Hinblick auf die Regulationen der Chicago-Konvention über Zivilluftfahrt anzugleichen. So wurden von allen Staaten mit den Nachbarn und den größeren Staaten der Welt Luftabmachungen geschlossen, die das Anfliegen der einheimischen Flugplätze erlauben und die vorderindischen Luftgesellschaften — es gibt deren fünf, zwei indische, zwei pakistanische und eine ceylonesische — in das internationale Flugnetz einspannen. Die Zahl der Flugkilometer stieg in Indien aufgrund der regen Tätigkeit der zwar noch jungen, aber doch im internationalen Verkehr schon recht spürbaren indischen Zivilluftfahrt von 15 Millionen im Jahr 1947 auf weit über das Doppelte bereits nach einigen wenigen Jahren. Fast eine halbe Million Fluggäste werden im Durchschnitt von den indischen Gesellschaften bedient. Bei den pakistanischen Gesellschaften sind es auch immerhin rund hunderttausend Passagiere, die sich den wenigen Flugzeugen dieser Linien gern anvertrauen. Die aufgrund eines Gesetzesakts am 1. Mai 1951 ins Leben gerufene Air Ceylon Limited hatte ein weites Gebiet zu befliegen, das von Sidney bis London reichte. Im Jahre 1953 wurde aus finanziellen Gründen außer den beiden Linien nach den indischen Flughäfen Madras und Tiruchirappalli (Trichinopoly) jeglicher Auslandsverkehr eingestellt. Übrigens sind an der ceylonesischen Linie 49 v. H. der Anteile im Besitz der Australian National Airways in Melbourne. Die kleine Majorität der 51 v. H. der Anteile gehören der Regierung von Ceylon. Manches auf dem Gebiet des Verkehrs mag unerfreulich erscheinen, aber alle Maßnahmen der Regierungen beweisen, wie sehr man auch hier bestrebt ist, langsam, wenn auch oft sehr langsam der kolonialen Ära zu entfliehen.

6. Kultus und Kultur

Der indische Subkontinent beherbergt seit Urzeiten Mitglieder fast aller Religionsgemeinschaften. Neben den Hindus, Mohammedanern, Buddhisten, Jainas (Dschaina), Sikhs, Parsen gibt es ein indisches Christentum wie es auch eine indische Judenschaft gibt. Aus dem Nebeneinander der verschiedenen Religionen und Glaubensgemeinschaften entwickelte sich gerade auf dem Boden Indiens der für diese Geisteslandschaft so typische Toleranzgedanke. Von diesem Gedanken sind alle oder die meisten der von uns Westlern als typisch indisch angesehenen Ideen durchtränkt. Er läßt die vielen, sich oft so widersprechenden Mischungen von Glaubensrichtungen und religiösen Anschauungen dennoch als gemeinsames Gepräge erscheinen. Wir in Europa und im okzidentalischen Geistesraum haben uns gefangen nehmen lassen vom Gesetz des Widerspruchs. In Indien aber gibt es dieses nicht. Um den indischen Religionen, deren es so viele gibt, nahezukommen, wäre es am besten, die verschiedenen Einflüsse aufzuspüren und aus den vordrawidischen, drawidischen und austroasiatischen, indogermanisch-arischen, semitischen und turkotatarischen und modern-europäischen bzw. -okzidentalischen Quellen das große Erbe, das Indien und seine Religion ist, zu erklären. Über allen Religionen Indiens ragt die Kuppel des Gotteshauses einer allesverbindenden Einheit. Das soll allerdings nicht besagen, daß der Forscher, der diese Religionen untersucht, sich sehr vom Gedanken der Synthese einnehmen lassen darf, zum anderen darf er dem allzu westlichen Zug, in peinlich genauer Spezialistenarbeit die großen Aspekte zu verlieren, nicht erliegen.

Es kann hier selbstverständlich nicht der Reichtum der Beziehungen indischer Menschen zu Gott auch nur annähernd geschildert

werden. Das verbietet schon der Umfang dieser wenigen, nur den Religionen gewidmeten Seiten. Aus jener Religion, die einmal Brahmanismus, dann Vedismus, allgemein aber Hinduismus genannt wird, sind eine Unmenge Sekten entstanden, von denen eine den Charakter einer Religionsgemeinschaft — Sikhismus — angenommen hat, während zwei andere bei weitem diesen Rahmen sprengten und das Gebilde einer eigenen Religion schufen — der Jinismus und der Buddhismus.

Der Hinduismus

Die große Religion, der die meisten Bewohner des vorderindischen Raumes anhängen, ist ein in mehreren Jahrtausenden errichtetes Geistesgebäude, das nicht durch die Ordnung eines Dogmas zusammengehalten wird, sondern auf empirischem Wege erworbene Wahrheit ist. Die Lehren sind die Summen von Erfahrungen und Mitteilungen vieler Weiser. Sie sind weder von einem als Religionsstifter gefeierten Heiligen geschenkt worden, noch hat sie ein Gott in Menschengestalt verkündet. Der Hinduismus ist daher eine Gemeinschaft, die das für die anderen Weltreligionen so deutliche Signum der Autorität und damit der durch ihren Stifter faßbaren historischen Urgründe und stets gültigen Lehrsätze entbehrt. Vielleicht ist dies auch ein Grund gewesen, daß bereits seit den ältesten Zeiten ein religiöser Synkretismus, eine Verschmelzung der widersprechendsten Anschauungen, im Hinduismus möglich war.

Urquelle der gesamten brahmanischen Tradition sind die Veden. Der Veda — d. h. allgemein Wissenschaft — ist der Name für die ältesten Texte, von Brahma einst weisen Männern in den Mund gelegt. Die Götter, die uns in den Veden entgegentreten, sind hingestellt in den weiten Pantheon Indiens. Doch ist die Rangstufe dieser Götter nicht so klar abgegrenzt wie es im griechisch-lateinischen oder germanischen Geistesraum der Fall war. Wenn wir in den Veden Gebeten an die Himmlischen begegnen, so gibt der Betende immer wieder dem einzelnen Gott, an den er sich gerade wendet, die höchste Macht und die ersten göttlichen Attribute. Diese Erscheinung wird gedeutet als eine Kompromißlösung zwischen dem arischen Polytheismus eines Naturgötterhimmels und dem nicht-arischen Monotheismus. Max Müller gab ihr den Namen Henotheismus.

Der Hinduismus umfaßt, wie wir sahen, nicht eine einzige klare Denkweise, sondern er ist das Sammelbecken verschiedener Arten geworden. Es gibt Hindus, die wirklich dem buntesten Polytheismus huldigen, und es sind deren nicht wenige, die zu einem ganz vergeistigten Monotheismus sich durchgerungen haben. In urarischer Zeit waren es einst die Naturgötter Dyaus Pitar (Zeus pater — der Genetiv von Zeus ist Dios! — und Jupiter!), die Göttin Usas (das Wort „Asien“ hängt damit zusammen, Morgenröte — Eos, Aurora), Vayu, der Windgott (Wodan war nicht nur der germanische Gottvater, sondern auch der Sturmgott!), Surya (Sonne, Helios, Sol). Doch soll man, um die religiöse Rolle der einzelnen Götter zu identifizieren,

sich nicht allein auf die Etymologie verlassen. Der indische Varuna entspricht mehr dem iranischen Ahuramazda als etwa dem etymologisch verwandten griechischen Ouranos! Übrigens kann man die indischen Götter der Urzeit auch entsprechend der Dreiteilung der oberen Teile des Volkes in priesterliche, kriegerische und bäuerliche Schichten ebenfalls in einem solchen Schema wiederentdecken. Unter den Gottheiten, die besonders in den Schichten, die für den Ritus und die Pflege des priesterlichen Erbes verantwortlich waren, verehrt wurden, nahm Agni eine erste Stellung ein. Der Gott des Feuers gilt als der Schenker des vedischen Rituals, dem sich Soma als Herr des Opfers zugesellt. Kriegerisch ist Indra, der Herr der Heere, in dessen Gefolge die Sturmgeister der Maruts erscheinen, die sich wiederum Söhne Rudras nennen. Dieser war der zerstörende Gott, der Furcht verbreitete und deshalb mit euphemistischen Ausrufen bedacht wurde wie etwa Mahadeva — der große Gott — oder Schiwa — der Milde — ein Name, der in jüngerer Zeit diesen Gott zum Träger neuer Glaubensimpulse machen sollte. Zu den Göttern, die die ackerbauenden und viehtreibenden Schichten ansprechen, gehören die Söhne des Dyaus, die Zwillinge Nasatyas, die Dioskuren des indischen Mythos. Eines der heute bekannten ältesten Zeugnisse, die uns den Namen dieser Bauerngottheiten bewahren, ist übrigens der erst vor einigen Jahrzehnten aus dem Sand Vorderasiens ans Tageslicht geförderte Vertrag, hinterlassen in Ton, den im vierzehnten vorchristlichen Jahrhundert der hettische König Schuppililiuma und der Mittaniherrscher Mattiwaza geschlossen haben. Hier erscheinen die Nasatyas unter den Namen Nasattiyanna. Es werden ferner noch die Namen Mitra (gleich dem indischen Mitra, dem Beschützer der Verträge), Uruwana (Varuna) und Indar (Indra) erwähnt. Hier sieht man, wie der arische Kult von West gen Ost zog. Neben den Devas, denen der Mensch Opfer bringt und dafür Siege erhält und Wohltaten empfängt, waren die Asuras die Götter, die vom Opfer unabhängig sind. Zu ihnen gehören die schon erwähnten Mitra und Varuna, der Herr des Weltalls.

Wie die Götterwelt schon eine verschiedene Schichtung zeigt, die auf Naturerlebnisse und seelisch-geistiges Ringen hinweist, so prallten auch im reinen Denken verschiedene Anschauungen aufeinander. Der fast wie ein Tauschgeschäft anmutende Glaube an die Naturgötter hatte ein Gegengewicht in den Göttern, die kein Opfer beeinflussen konnte. Dem „Tauschgeschäft-Glauben“ entsprach eine etwas äußerliche religiöse Haltung, die wiederum ihr Gegengewicht fand in teilweise überbetont geistiger Versenkung und Askese, die letztere dem arischen Geist widersprach. Im Kampf der beiden Anschauungen wurde die Religion ganz ritualisiert, was natürlich im Laufe der Jahrhunderte zu großen geistigen Krisen führte. Der geistige Träger dieser Bewegung führt das mehr abstrakte Prinzip zum Sieg, und Begriffe wie Atman — das Selbst als Herr des Kosmos — und Brahman — die magische Kraft (des Opfers) — fesseln die Menschen. Plötzlich entdecken sie in einer Zeit der spirituellen Revolten, die andererseits auch zu den Reformbewegungen des Jinismus und des

Buddhismus führen, daß nicht das Ritual dem Menschen die Rettung bringt, sondern das Wissen. Höchste Realität ist nicht die personifizierte Naturerscheinung, sondern das Abstraktum, der höchste Geist. Sich mit ihm zu vereinen, ist das Ziel der Weisen, ist aber auch die Forderung, die im Menschen liegt, um die Kette der Wiedergeburten zu brechen. So war aus dem Vedismus eine ganz neue Religion entstanden, in der plötzlich auch etwas ganz Neues geglaubt wurde. Die Seelenwanderung fesselt die Suchenden. Und die Lehrenden sind nicht nur wie in vedischer Zeit die Männer. Auch Frauen nehmen eine hervorragende Stellung ein wie die gelehrte Teilnehmerin einer *disputatio theologica* im *Brhadaranyaka-Upanischad*, Gargi *Vacaknavi*. Und der Upanischadengelehrte *Yajnavalkya* widmet seine Lehre seiner Frau *Maitreyi*. All dies sind Beweise, wie die arische, männlich betonte Kultur der Herrenschicht mit den mutterrechtlichen Systemen der Ureinwohner einen Kompromiß eingehen mußte. *Karman* als bewegende Kraft der Wiedergeburten nimmt jetzt die erste Stellung im Religionsgespräch der Inder ein und zugleich wird die Frage nach der Errettung und der befreienden Erlösung aus diesem Gefängnis der ewigen Wiederkehr gestellt.

Nach Epochen naturalistischen und dann wieder betont abstrakten Denkens wurde der Hinduismus schließlich die Brücke, auf der sich alle Anschauungen trafen. Allen gemeinsam ist der Glaube an Wiedergeburt, an *karman*, an die Erlösung von der Seelenwanderung. Sie sind sozusagen die Dogmen dieser „dogmenlosen Religion“. Der heutige Hindu erkennt in der Mehrzahl ein überpersönliches Wesen an, *Brahman*, das sich in *Brahma*, dem Schöpfer, in *Wischnu*, dem Erhalter, und in *Schiwa*, dem Zerstörer, persönlich manifestiert.

Wer einen Hindu-Tempel betritt, wird all diesen Göttern und einer Unzahl anderer begegnen. Das Bild des schöpferischen *Brahma* wird gewöhnlich mit Köpfen und vier Händen dargestellt, die eine heilige Schrift, einen Löffel, ein Wassergefäß und einen Rosenkranz halten. *Sarasvati* ist die göttliche Frau *Brahmas*, Beschützerin der Sprache, der Musik und aller übrigen schönen Künste, reitend auf einem Pfau und eine „*vina*“, das typisch indische Musikinstrument, in der Hand haltend.

Brahma-Wischnu-Schiwa bilden eine Dreieit, die *Trimurti*, die zu einer größeren Einheit verschmilzt. *Wischnu* und *Schiwa*, die erhaltenden und zerstörerischen Kräfte, fanden innerhalb des Hinduismus eigene große Gefolgschaften, die sich besonders in Stirnmalen unterscheiden. Die *Wischnu*-Verehrer haben auf der Stirn verschiedene senkrechte Striche, während die des *Schiwa* waagrechte, die zum Teil eine Dreiecks- oder Halbmondform annehmen, als Zeichen ihrer Gemeinschaft vorziehen.

In den Hindutempeln kann man vor den Bildern *Wischnus* und *Schivas* die Anhänger des jeweiligen Gottes antreffen, wenn sie Blumen opfernd vor dem Bild des Himmlischen stehen und beten. Genau so wie *Brahma* in der traditionellen Kunst eine gewisse Haltung zeigt, so kann man auch den Bewahrer und den Zerstörer an ihren Attributen erkennen.

Wischnu hält einen Wurfring in einer Hand, eine Schnecke in der anderen, in der dritten Hand manchmal eine Muskatblume und in der vierten eine Lotosblume. Die vierhändigen, teilweise mit Tiergesichtern ausgestatteten indischen Götterbilder haben Goethe, der zur indischen Literatur ein so inniges Verhältnis fand, in seinen „Zahmen Xenien“ zu scharf ablehnenden Worten veranlaßt. Er konnte nicht verstehen, daß der Inder als Sohn einer anderen Geisteslandschaft ein anderes Formempfinden und ein anderes Schönheitsgefühl mitbringt als derjenige, der auf seiner ästhetischen Pilgerfahrt im Schatten des athenischen Parthenon von des Phidias Werken in parischem oder pentelischem Marmor träumt oder staunend vor dem Erechtheion die Grazie anmutiger Karyatiden bewundert, die ernst und schön marmornes Gebälk mit königinnenhafter Würde zu tragen wissen.

Wischnus Gefährtin ist Lakschmi, die als Göttin der Schönheit und des Glücks verehrt wird und deren Bild oft in den Läden der kleinen Geschäftsleute hängt. Sie sitzt auf der kosmischen Schlange Shesha, während aus ihrem Nabel eine Lotosblume steigt, aus der Brahma herauswächst. Wischnu selbst erschien öfters auf der Erde — es war in verschiedenen Inkarnationen, so als Fisch, Schildkröte, Eber, Löwenmensch, Zwerg. Die bekanntesten aber sind die Menschwerdungen (avatara) als Rama und als Krischna. Während Wischnu als Rama Held des epischen Gedichts Ramayana ist, lebt Krischna in den Zeilen des gewaltigsten indischen Epos, des Mahabharata. Er ist der Gott der Hirten und Bauern, des einfachen Volkes, er liebte die gopis (Milchmädchen) und lebt als der Gobind Deo — Göttlicher Hirte — besonders in der Landschaft von Brindaban noch heute in den heiligen Legenden des frommen Volkes. Es ist selbstverständlich, daß der Gott, dessen avatara göttliche Menschenkinder waren, sich bei allen Hindus größter Beliebtheit erfreut.

Schiwa, dessen Symbole ein Dreizack, eine Antilope, eine Schlange und eine Art Trommel sind und der außerdem am Tigerfell zu erkennen ist, das seine Blöße bedeckt, wird verehrt im Zeichen des Lingam. Sein heiliges Tier ist der Bulle — Nandi. Dieser Gott ist dem Menschlichen ganz entfernt. Er wurde schließlich auch der Herr der Asketen und Eremiten, derer, die sich durch Abtötung das Leben erwerben wollen. Genau wie Schiwa ruht auch in seiner furchtbaren Frau, der Göttin mit den vielen Namen wie Kali, Durga, Devi, die Kraft des Zerstörerischen. Die Kali war einst die furchtbare Schutzherrin der blutrünstigen Sekte der Thags, die sogar eine eigene Sprache untereinander sprachen, das Ramasiana.

Schiwa hat zwei Söhne. Das ist einmal der mit einem Elefantenrüssel ausgestattete Ganesch oder Ganpati, der als Gott des Glücks und der Wissenschaft gilt. Während sein Vater Verehrung bei Priestern und Mönchen genießt, ist er in hohem Ansehen bei Lehrern und Lernfreudigen. Dann hat Schiwa einen anderen Sohn, Kartikkeya, den die Sünder Skanda oder oft auch Subrahmanya nennen, der als Schutzherr der Gäste und der guten Dämonen gilt. Andere vielverehrte Götter sind auch heute noch der auf einem Elefanten

reitende Indra, der auf einem Büffel sich zeigende Totengott Yama, der mit dem Papagei befreundete Liebesgott Kama.

Der Hinduismus wird die älteste Religion der Welt genannt. In Wirklichkeit aber hat sein Gesicht sich immer wieder geändert. Einmal stand mehr das Wort, dann wieder die Tradition der Form im Mittelpunkt, dann galt die nüchterne ratio, dann wieder der alles erfassende Gefühlsimpuls. Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wehte nach der Berührung mit dem Westen wieder ein rationalistischer Wind in die indischen geistigen Regionen hinein. Damals — es war 1828 — schuf Ram Mohan Roy die erste Reformbewegung, die Brahma-Samaj (Samadsch), die ein nüchterner Deismus lenkte. Mehr von einem aufs Indische gerichteten Theismus war sein Nachfolger Debendranath Tagore (Thakur) inspiriert. Gegen ihn rebellierte Keschab Chandra Sen, der 1866 bewußt christliche Züge eines sozialen Denkens und Ideen einer auf alle gerichteten Menschlichkeit in die Bewegung hineinbrachte. Die eigentliche Brahma-Samaj unter Debendranath wurde eine kleine unbedeutende Gemeinschaft, die sich nun Adi-Samaj, die „ursprüngliche Gemeinde“ nannte. Andere Reformbewegungen im Hinduismus wie die Arya-Samaj, ein Jahr nach Vollendung der Max-Müller-Rigveda-Übersetzung 1875 gegründet, dann die Prarthana-Samaj, die Dev-Samaj, die theosophisch inspirierten Kreise um Krishnamurti, schließlich die Lehren des Bengalen Gadadhar Chatterji, der den Mönchsnamen Ramakrishna annahm, und seines Propheten Narendranath Dutt — besser bekannt unter dem Namen des Swami Vivekananda — haben die inneren Kräfte des Hinduismus bis in die europäische Szenerie hinüberspielen lassen. Sie wurden aber aller Welt spürbar, als christlich-okzidentale Begegnung Strömungen im Hinduismus auslöste, die sich auf geistig-literarischem Gebiet in Rabindranath Tagore (Thakur), auf sozial-politischem in Mohandas Karamchand Gandhi und auf religiös-philosophischem in Sri Aurobindo Ghosh demonstrierten. Hier haben Monotheisten klarer Prägung Zeugnis für eine Religion abgelegt, die das Welt- und Gottesbild so vieler Systeme in sich vereinigt. Kein Wunder, daß eine Religion, die ja eigentlich gar keine Religion ist, sondern eine aus religiösen Tiefen kommende Lebensanschauung (im Gegensatz zu den westlichen, auf materialistischem Boden gewachsenen Weltanschauungen), stets das Widerspruchsvollste und Gegensätzlichste zusammenfließen und zu einem Neuen vereinigen ließ, immer wieder Menschen fesselt und sich durch alle Religionskämpfe hindurch zu erhalten wußte. Eine neue Bewährungsprobe allerdings wird für den Hinduismus kommen, wenn nach der geistigen Berührung mit dem Westen die Auseinandersetzung mit dem rein Technischen und Zivilisatorischen des Okzidents beginnen wird.

Der Jinismus

In den ersten uns bekanntgewordenen inneren Auseinandersetzungen im Hinduismus war das Rebellenelement vertreten durch Angehörige der Kriegerkaste, der Kshatriya. Das war sowohl bei dem Gründer

der jainistischen Gemeinschaft als auch dem der buddhistischen der Fall. Die Jainas gehen zurück auf Vardhamana, der später mehr bekannt wurde unter seinem Ehrentitel Mahavira — großer Sieger. Die jainistische Tradition schreibt zwar die Gründung dieser Religionsgemeinschaft, die in erster Linie mehr eine Mönchsgemeinde war als eine Versammlung von Laien, Parsvanatha zu. Hierbei handelt es sich wahrscheinlich auch um eine historische Persönlichkeit etwa hundert Jahre vor Mahavira. Doch ist Mahavira der wahre Schöpfer der jainistischen Gedanken.

Der Jaina sucht sein Heil ohne priesterliche Hilfe und ohne die der brahmanischen Götter zu erreichen. Das Vorhandensein eines persönlichen Gottes oder eines unendlichen Absoluten, des atman-karman, wird strikt abgelehnt. Besonders wird im Jinismus die Bedeutung der Askese betont, die sich allerdings zugleich mit einer Hochachtung vor fremdem Leben vereint. Das strenge Gebot, durch Ahimsa — Nichttöten — Gutes zu tun, hat übrigens das gesamte indische Leben tief beeinflusst. Es war Gandhi, der schließlich in unserem Jahrhundert dies Jaina-Prinzip zur Kernlehre seiner politisch-geistigen Botschaft machte. Die rechte Lebensführung wird durch fünf große Versprechen gewährleistet. Diese sittlichen Gebote (vrata) sind ahimsa, das Nichttöten jeglichen Lebens, satya — Sagen der Wahrheit, asteya — Enthaltung von Diebstahl, brahmacharya — Wandel in Keuschheit und aparigraha — Enthaltsamkeit von Habgier. Neben diesen Hauptgeboten gibt es noch einige zweitrangige Laiengebote wie etwa täglich dreimal zu meditieren und viermal im Monat zu fasten. Die Gebote für Mönche sind die gleichen, aber werden viel schärfer ausgelegt. Da bei dem strengen Ahimsa-Gebot eine landwirtschaftliche Beschäftigung der Jaina fast ausgeschlossen ist, findet man die Angehörigen dieser Religionsgemeinschaft fast ausschließlich in kaufmännischen Berufen.

Gegenstand der Jaina-Verehrung sind in erster Linie die sogenannten „Furbereiter“ — die Tirthankara, die mythischen Vorläufer Mahaviras, die für viele allmählich göttliche Wesen — allerdings ohne göttliche Schöpferkraft — wurden. Es gibt 23 Vorläufer des Stifters der jainistischen Religion, aber nur der letzte in dieser Reihe dürfte eine historische Persönlichkeit sein, der oben genannte Parsvanatha, der auf dem später nach ihm noch heute so bezeichneten Hügel Parasnath im Hazaribagh-Distrikt starb. Mahavira selbst (die buddhistische Tradition nennt ihn Niggantha Nataputta), der um 599 v. Chr. als Sohn des Radschah Siddhartha aus der Nata-Familie biharischer Fürsten und der Königstochter Trisala geboren wurde, erlangte einst genau wie sein Zeitgenosse Gautama Erkenntnis unter einem Baum. Diese Stunde war irgendwo beim Ort Jrimbhikagrama. Seitdem hieß der Mönch Vardhamana der „Sieger“-Jina (nach der Sanskrit-Grammatik heißt ein Anhänger des Jina — Jaina. Gegenüber der sehr oft gebrauchten Terminologie „Jainismus“, „jainistisch“ sollte man nur von „Jinismus“ und „jainistisch“ sprechen, da in den Endsilben ja schon ein Ableitungssuffix steckt!). Mahavira trat stets als ein Reformator auf. Er dürfte wahrscheinlich für die Systema-

tisierung und starre Fixierung einer irgendwie bestehenden Weltanschauung verantwortlich sein. Er hat nämlich im Gegensatz zum Agnostizismus Buddhas gerade die Seiten einer systematischen Welterklärung bis ins Kleinste gepflegt. Die Folge ist natürlich, daß der Jinismus starr und unwandelbar wurde und heute unter allen Religionen Indiens die archaischesten Züge aufweist.

Die jinistischen Gemeinden — es gibt in ganz Indien nur etwa 1,5 Millionen Jainas, besonders in Gujerat, Rajasthan, Saurashtra — zerfallen in zwei große Sekten, die Svetambaras, die „Weißgekleideten“, und die Digambaras, die „Luftgekleideten“, die auf ein Schisma aus den Jahren 70 bis 82 n. Chr. zurückgehen und die noch heute in Fragen der Asketendisziplin die verschiedenen Ansichten zeigen.

Heute ist zum Teil ein Hinüberfließen der jinistischen Frömmigkeit zum Gottglauben der Hindus zu verspüren. Der Spaltung im Jinismus liegen fast die gleichen Züge zugrunde, der asketische und die Realität der Außenwelt leugnende Schiwaismus und der in glühender Hingabe an Gott, bhakti, und in freudiger Weltbejahung sich demonstrierende Wischnuismus. Dazu tritt im Jinismus an die Stelle des Opfers bei der Laienschaft immer mehr die hinduistisch annuende Verehrung (puja), die sich im Schmücken und Waschen der Tirthankara-Bilder zeigt.

Die Jaina, durchweg reichen Schichten entstammend, legen heute sehr viel Wert auf Missionierung. Das Jain Mission Centre in Indore bemüht sich besonders um innerindische Ziele. Ihr Hindi-Organ heißt „Ahinsa-Wani“. Die World Jain Mission hat in Aliganj (Etah) in Uttar Pradesh ihren Sitz, wo seit 1951 die englischsprachige „Voice of Ahinsa“ erscheint. Die Auslandsmission der Jaina wurde gerade in Deutschland forciert. In Bad Godesberg bei Bonn, wo einst der große Forscher über den Jinismus, Hermann Jacobi, lebte, wurde am 10. Februar 1952 eine repräsentative Shri Champat Rai Jain-Bücherei eingeweiht, die Zentrum dieser Bemühungen im mitteleuropäischen Raum ist.

Der Buddhismus

Nächst dem Christentum ist der Buddhismus die bedeutendste unter den Weltreligionen. Im Lande seines Ursprungs, in Indien, hat er nur noch sehr wenige Anhänger. Es sind einige Hunderttausend. Dabei handelt es sich bei diesen Buddhisten nicht um Anhänger der alten indischen Schule, sondern um Lamaisten, die zum größten Teil in den kulturell und religiös von Tibet her beeinflussten buddhistischen Ländern Bhutan und Sikkim sowie in dem „Klein-Tibet“ genannten Ladakh in Kaschmir, ferner in einigen Landstrichen Nepals und im ostpakistanischen Raum von Chittagong zu finden sind. Buddhistisch ist aber der größte Teil der Bevölkerung der Insel Ceylon, deren singhalesische Bewohner der ursprünglichen Schule, Theravada, anhängen.

Buddha — „der Erleuchtete“, der einst unter einem pippala- oder Bo-Baum bei dem nach diesem Ereignis heute genannten Budh-Gaya

genannten Ort das Wissen fand — ist immer wieder das Forschungsobjekt vieler Gelehrter gewesen. Dieser große Lehrer des Ostens, einst als Siddharta Gautama wie Mahavira in einer Kschatriya-Familie, und zwar der Sakya, geboren, ist nicht nur der Schöpfer einer Religion, sondern eines ganzen Kulturkreises geworden. In den vielen heiligen Schriften ist uns das Geisteserbe dieses wahrhaft Großen, dessen Lebensdaten die Jahre 624 bis 544 v. Chr. umfassen, bewahrt worden.

Der Buddha brachte eine neue Interpretation der alten brahmanischen Begriffe wie karman (hier ist bemerkenswert, daß nicht die Tat als solche gilt, sondern die Absicht und somit die Gesinnungsethik zum ersten Male im indischen Raum klar betont wurde), Seelenwanderung und Erlösung (das Ende, d. h. die Erlösung vom Leid ist ein Nichtwiedergeborenwerden. Wissen, Moral und Versenkung sind die Wege dahin). Durch das Predigen der Liebe und der Milde wurde der Buddhismus eine der ersten Liebesreligionen, die sich an alle Schichten und alle Rassen wandte.

Auch der Buddhismus sollte bald große Spaltungen erfahren. Mönchisch streng ist die ursprüngliche Religion, die sich Schule der Älteren, „Theravada“, nennt und die von Ceylon aus auf Birma, Thailand-Siam, Kambodscha und Laos übergriff. Dieser Zweig des Buddhismus, verächtlich von den Anhängern der nördlichen, in China, Korea, Japan und Vietnam mächtigen Richtung „Hinayana“ — kleines Fahrzeug — bezeichnet, entwickelte zum Teil atheistische Tendenzen, indem er durch das Dogma des nirvana die Seele negiert. Das Bewußtsein des „Ichs“ wird geleugnet. Der Mensch ist die Zufälligkeit einer psychologischen Erscheinung, entstanden durch die kausalen Fügungen des karman. Erlösung von ihm bedeutet Nichtsein. So ist für die Theravada-Anhänger Buddha nicht das vergöttlichte Wesen, für das er oft im Westen gehalten wird. Er ist einfach der Mensch, der einen Weg wies und der dann Erlösung im Verlöschen fand. Alle Tätigkeiten der sogenannten Theravada-Schule, die ihren Höhepunkt im dritten buddhistischen Konzil zu Pataliputra und in der dortigen Fixierung des Palikanons fanden, spielten sich im Norden Indiens ab. Es ist daher umso bemerkenswerter, daß heute gerade im Süden des vorderindischen Raumes dieser Buddhismus seine Heimstatt fand.

Durch den Geist der sozialen Gleichheit hat der Buddhismus einst die Massen gewonnen. Die Erlösung war im Brahmanismus Privileg einer priesterlichen Oberschicht. In der Religion des Mönches aus dem Stamm der Sakya, in dem maitri (Liebesfreundschaft) und karuna (Mitleid) aller für alle gepredigt wurde, war die Erfüllung des Heils dem einzelnen Individuum selbst gegeben. Neben diesen Ideen tauchen Gedanken einer allgemeinen Relativität und einer vollständig materialistischen und nihilistischen Haltung auf, eingebettet in eine indische Geistigkeit, die sich ganz freigemacht hatte von der Autorität der Veden. Der Buddhismus ist eher eine philosophische Weltanschauung als eine Religion, weil die agnostische Haltung die religiösen Aspekte vernachlässigen muß. Beispielhaft für diesen Standpunkt sind die im „Majjhima Nikaya“ überlieferten Buddha-Worte:

„Warum habe ich die Jünger nicht gelehrt, ob die Welt endlich oder unendlich ist, ob der Heilige nach dem Tode weiterleben wird oder nicht? Weil die Kenntnis dieser Dinge keinen Fortschritt bringt auf dem Wege der Heiligkeit, weil das nicht dem Frieden und der Erleuchtung dient. Seht, das hat Buddha die Seinen gelehrt: die Wahrheit über das Leid und die Befreiung vom Leide. Deswegen, o Jünger, bleibt das, was von mir nicht geoffenbart wurde, ungeoffenbart.“

Daß dennoch diese Anweisungen, die zum Teil auf vorbuddhistischem Erbe beruhen mochten, nicht ausschließlich Richtschnur zum Suchen der Heilswege war, zeigt die spätere Entwicklung der buddhistischen Lehren. Die rationalistischen Lehren der Hinayana-Richtung fanden im Norden keinen günstigen Boden. Im Zusammenstreben wurde die religiöse Welle des „großen Fahrzeugs“ — Mahayana — geboren. Man hat — etwas ungenau, aber in etwa die Richtung angehend, Hinayana mit dem christlichen nüchternen Protestantismus und Mahayana mit dem universelleren, das Gemüt ansprechenden Katholizismus verglichen. Im Mahayana brach die Gottessehnsucht wieder stark durch. Nicht mehr die Exklusivität eines unpersönlich werdenden Buddha dominiert hier, sondern die Möglichkeit, den Heilsweg erfolgreich zu Ende schreiten zu können dank der Hilfe von Heiligen. Das sind die vergöttlichten Bodhisattvas, die kurz vor der Erlangung des nirvana auf das Heil verzichten, um vielen anderen Menschen ewiges Heil zu bringen. Auch die Individualität der menschlichen Seele wird negiert. Aber die Seele wird anerkannt, nicht als Zufallskomplex wie bei der hinayanistischen Philosophie hingestellt und doch zugleich verleugnet. Vielmehr ist der Anhänger der nördlichen Schule der Meinung, daß sie Teil einer seit je bestehenden universalen Wesenheit ist. Diese Universalität wird nicht durch die kalte ratio des Südens erreicht, sondern durch die im Mahayana heimisch gebliebene Mystik.

Im Rahmen dieser Schrift darf nicht vergessen werden, daß es zur hinayanistischen und mahayanistischen Richtung noch den Weg des „Diamantenfahrzeugs“ — Vajrayana — gibt. In dieser Glaubensrichtung wird das im Mahayana noch lebende mystische Erbe zu einem Heilsweg gezeigt, der einfacher und simpler nicht sein kann: Rezitation magischer Formeln (mantra oder dharani) und die Technik metapsychischer Übungen verspricht bereits Erlösung. Hier ist nichts mehr von der ethisch-rationalen Disziplin der Hinayana-Mönche oder von der mystischen Glut der mahayanistischen Gläubigen zu spüren. Der Tantrismus, der von Tibet aus in die mongolischen Gebiete und die nordindischen Randländer des Himalaya einströmte, zeigt, daß die „Elitereligion“ Buddhas rein nur in ganz wenigen wohnt, weil die Sehnsucht zu dem Höheren — auch wenn es auf uns Westlern unbegreiflich scheinenden Wegen geschieht — einfach nicht erstickt werden kann in der disziplinierten Kälte des hinayanistischen Rationalismus. In seinem Bereich aber finden sich

auch selbst wieder Ansätze metaphysischen Ringens und in der Religion der Massen klare Widerspiegelungen eines Gottesglaubens.

Das „Diamantenfahrzeug“ hat im mongolisch-tibetischen Gebiet und im indotibetischen Kulturraum seit einem halben Jahrtausend seine Anhänger. Die geistigen Nachfolger des 1358 gestorbenen Reformators Tsong Ka-pa glaubten, das Haupt ihrer Gemeinschaft werde wiedergeboren werden und manifestiere sich in den jeweiligen Führern dieser Kirche. So wird der Dalai-Lama, dessen vierzehnter heute herrscht, als die Verkörperung des Bodhisattva Avalokiteshvara und der zweithöchste geistliche Fürst der Lama-Kirche, der Taschi-Lama (Pan-chen Rin-po-che) als die irdische Erscheinungsform des Amitabha-Buddha angesehen.

Obwohl Indien heute nur wenig Buddhisten zählt, wird der Buddhismus von der Führungsschicht des augenblicklich betont säkular prononcierten Indien bewußt gefördert. Welche Rolle dem Buddhismus dabei auch als politischem Faktor zukommt, kann hier nicht im Einzelnen gezeigt werden. Es sei dabei auf meine Sonderarbeit im „Hochland“ verwiesen (Beitrag: „Panbuddhismus?“ in Heft 4, April 1955).

Deutsche Begegnung mit dem Buddhismus

Die westliche Buddhaforschung wurde im Anfang nur von Indologen getragen, die das Mahayana oft als eine Entartungsform des „wahren“ Theravada-Buddhismus ansehen. Die Kritik des Palikanons bediente sich verschiedener Methoden. Eine Schule versucht die ursprüngliche Reinheit des Kanons wiederherzustellen, indem sie alles aus ihm verbannt, was sich nicht mit dem Großteil der Texte vereinbaren läßt. Constantin Regamey, Professor an den Universitäten Freiburg im Uchtland und in Lausanne, nennt diese Schule, deren Vertreter etwa Rys Davids, Hardy, Oldenburg, Pischel und Winternitz sind, die englisch-deutsche Schule, während er die Forscher wie O. Rosenberg, Th. Stcherbatsky und E. Obermiller, die den ursprünglichen Buddhismus in der buddhistischen Scholastik bewahrt sehen wollen, als russische Schule bezeichnet. Die dritte Schule, die zwar von der Scholastik im Buddhismus ausgeht, aber objektiv alle Quellen benutzt, trägt nach dem schweizer Forscher den Namen „französisch-belgische Schule“. In ihr spielen allerdings nicht nur Männer wie de la Vallée Poussin, Etienne Lamotte, Jean Przyluski, Sylvain Lévy, Paul Demiéville eine Rolle, sondern auch der Italiener G. Tucci, der Engländer A. B. Keith, der Pole St. Schayer und die Deutschen H. von Glasenapp, M. Walleser und O. Strauß.

Einer der ersten Deutschen, die Wegbereiter des Buddhismus in ihrem Heimatland waren, hieß Arthur Schopenhauer. Er sah im Buddhismus die ideale vollkommene Religion. Eines der ersten Werke im deutschen Kulturraum über den Buddhismus war allerdings erst das 1859 erschienene Buch „Buddhismus“ von Koeppen, der diese Religion kritisch untersuchte. Im Gegensatz zur enthusiastischen Einstellung Schopenhauers nannte Koeppen die buddhistische Ethik negativ, und

in der Moral der Entsagung und des Verzichts sah er eine Schule der Energielosigkeit. Mit Koeppen hat die Kritik am Buddhismus eingesetzt.

Zu den deutschen Indologen, die sich voll und ganz für den Buddhismus einsetzten, gehörte Max Müller. Es war ein heißer Tag auf dem Philologenkongreß 1869, als er sich plötzlich als Verehrer des „Erleuchteten“ bekannte. Im gleichen Jahr veröffentlichte J.V. Widmann sein Epos „Buddha“. So erfaßte der Buddhismus auch das schöngestige Schrifttum. Zwar läßt sich über den künstlerischen Wert eines Teiles dieser Buddhaliteratur, die eine Zeitmode geworden war, streiten, aber sie spiegelt doch eine intensive Beschäftigung mit dem Gedankengut des östlichen Weisen wider. Über Ferdinand von Hornstein (Drama: Buddha, 1898), Fritz Mauthner (Der letzte Tod des Buddha, Szenen, 1912) und Alfons von Czibulka (Roman: Der Tod vor dem Buddha, 1935) führt die Linie zu erstrangigen Schriftstellern wie Stefan Zweig, Hermann Hesse und Thomas Mann, die alle irgendwann einmal sich dem Bannkreis des Buddha näherten. Es darf hier daran erinnert werden, daß auch das mittelalterliche europäische und hier besonders das deutsche Schrifttum sich um buddhistische Fragen bemühte — teilweise ohne um die eigene Wesensart des östlichen Gedankenguts zu wissen. So schrieb bereits am Ende des dreizehnten Jahrhunderts Rudolf von Ems seinen Roman „Barlaam und Josaphat“, dessen zweiter Name den buddhistischen Ursprung verrät. Er bedeutet nämlich Bodhisattva, der Name, der den Wesen gegeben ist, die auf die Erleuchtung hinstreben — als künftiger Buddha. Als 1906 der aus Dänemark stammende Karl Gjellerup in deutscher Sprache seinen Roman „Der Pilger Kamanita“ schrieb, sprach hier durch einen Modernen, der ein ganz anderes Pilgerleben uns nahebrachte, ein überzeugter Buddhist. Gjellerup glaubte einst, er werde der Initiator einer deutsch-buddhistischen Literatur werden. So schrieb er in einer Note zu seinem „Kamanita“: „... Wenn Dr. K. E. Neumann, ohne dessen Arbeiten diese Dichtung nicht hätte entstehen können, in seinem Nachwort zum „Wahrheitspfad“ vor dreizehn Jahren schrieb: „Die letzten Jahrzehnte, die letzten Jahre haben uns erst Aufschluß darüber gegeben, wer der Buddha war und was er gelehrt hat... Die Poesie des Buddhismus, sein Innerstes, ist uns aber noch ein Buch mit fünf Siegeln. Eins nach dem anderen muß gelöst werden, wollen wir sein Herz verstehen lernen... Nachdem die Gelehrten das ihrige getan haben, komme nun der Dichter und tue das Seinige: die Pali-Urkunden warten auf ihn. Dann erst wird die Buddhalehre auch bei uns zum Leben erwachen, wird deutsch unter Deutschen blühen“ — so hoffe ich, daß mein gelehrter und verehrter Freund — und vielleicht mancher mit ihm — in diesem Werk den Anfang der Erfüllung jenes Wunsches begrüßen wird.“

Auch in die Sphären der Musik drang der Buddhismus ein. Richard Wagner fühlte sich, angeregt durch Schopenhauers Philosophie, lange Zeit im Banne des Buddhismus. Im Jahre 1856 entstand in ihm der Plan, das Leben Buddhas in einer glanzvollen Oper un-

ter dem Titel „Der Sieger“ zu gestalten. Doch kehrte Wagner in seinem letzten großen Werk, dem „Parsifal“, zu einem mystischen Christentum zurück.

In dem Augenblick, als die Begeisterung für den buddhistischen Gedanken schopenhauerscher Prägung zu verfliegen begann, weckte Eduard von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ neuen Enthusiasmus für Buddhas Lehren. Im Jahre 1881 erschien ein Buch, das eine ungeheure Wirkung auf die Geister ausübte und dem Buddhismus Tür und Tor öffnete, obgleich sein Verfasser keineswegs ein Anhänger der buddhistischen Ideen war: „Buddha, sein Leben, seine Lehre und Gemeinde“ von Hermann Oldenberg.

Von den Erforschern des Buddhismus, deren Reihe von dem Balten Leopold von Schröder über Theodor Schultze, Bruno Freydausk, Franke, Beckh, Garbe, Neumann, Seidenstücker, Geiger bis zu Helmut v. Glasenapp führt, seien die drei Buddhisten unter ihnen besonders erwähnt: Seidenstücker, Neumann und Geiger. Seidenstücker rief in Europa eine kleine Sensation hervor, als er als erster auf unserm Kontinent im Jahre 1905 eine buddhistische Zeitschrift herausbrachte: „Der Buddhist“. Neuen Auftrieb hatte die buddhistische Welt durch die Veröffentlichung einer kleinen buddhistischen Anthologie erhalten, deren Herausgeber der aus Wien stammende Schopenhauer-Verehrer Karl Eugen Neumann war. Sein Essay über Sarasangaha, einen jüngeren Pali-Text, ließ zuerst auf den bislang unbekannten Gelehrten aufmerksam werden. Es folgten Übertragungen von Majjhima-Nikaya, Thera- und Theri-Gatha, Suttanipata und Digha-Nikaya. Diese Übersetzungen werden von den deutschen Buddhisten gern als die „Bibel des Buddhismus“ bezeichnet. Wilhelm Geiger hat sich als Herausgeber der „Zeitschrift für Buddhismus“ (1913—1928 und 1931) und Übersetzer des Samyutta-Nikaya einen Namen gemacht.

Nachdem vor dem ersten Weltkrieg neben den bereits erwähnten Blättern die „buddhistische Journalistik“ Eingang in Europa über Deutschland gefunden hatte, folgten die „Buddhistischen Blätter“ und die „Maho-Bodhi-Blätter“. Diese Zeitschriften wurden zum Teil in Verbindung mit der „Buddhistischen Gesellschaft“ oder Schwester-Vereinigungen wie der 1909 in Breslau gegründeten „Deutschen Pali-Gesellschaft“ (Gründer war Markgraf, der als Buddhist unter dem Namen Samanero Dhammanusari bekannt ist) oder dem von Dr. Bohn in Döhlau bei Halle an der Saale 1911 ins Leben gerufenen „Bund für buddhistisches Leben“ herausgegeben. Im Jahre 1918 erschien die „Neubuddhistische Zeitschrift“. Dann folgten die „Brockensammlung“ (1924—1938) von Paul Dahlke, der „Buddhistische Weltspiegel“ (1919—1921) von Georg Grimm und Karl Seidenstücker. In den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen wirkte in buddhistischem Sinne besonders die 1928 in Heidelberg gegründete „Gesellschaft für Buddhakunde“. Eine neue Deutsche Buddhistische Gesellschaft wurde im September 1955 in Frankfurt am Main wiedergegründet.

Bis 1933 gab es in München einen buddhistischen Benares-Verlag, der vor dem ersten Weltkrieg in Markgrafs Verlag in Breslau den Vorgänger hatte. Nach dem zweiten Weltkrieg war es der Kurt-Weller-Verlag in Konstanz, der buddhistische Literatur in der „Asoka-Edition“ anbot. An Zeitschriften erscheinen zur Zeit neben der Züricher „Einsicht“ in München seit 1949 als Mitteilungsblatt der natürlich nur winzigen buddhistischen Gemeinden die „Buddhistischen Monatshefte“, und die Arbeitsgemeinschaft der buddhistischen Gemeinde in Hamburg veröffentlicht die „Studia Pali Buddhica“, während die altbuddhistische Gemeinde in Utting am Ammersee die Zeitschrift „Yana“ herausgibt.

Deutsche Buddhisten, die selbst oder durch ihre Schüler heute wirken, wie Dahlke, Grimm, Tao Chün und Nyanatiloka haben einen weltweiten Ruf innerhalb des Buddhismus erworben. Georg Grimm schrieb 1918 das Werk „Buddhistische Weisheit“, 1928 „Buddha und Christus“ und 1932 „Das Glück — die Botschaft des Buddha“. Er war der Gründer der „Loge zu den drei Juwelen“ in München — hier wird die Verbindung westlicher Freimaurer und östlicher atheistischer Philosophen sichtbar. Nach den Ereignissen der Jahre 1933 nannte sich diese Loge „Altbuddhistische Gemeinde“. Sie begann unter diesem Namen nach dem zweiten Weltkrieg wieder zu wirken. Dahlke, der 1925 in Berlin-Frohnau das Buddhistische Haus hatte errichten lassen, veröffentlichte u. a.: „Buddhismus als Religion und Moral“ (1914) und „Der Buddhismus“ (1926). In der 1940 unter dem Patronat der buddhistischen Gemeinde in Potsdam erschienenen Schrift „Buddha und China“ hat der Buddhist Tao Chün (Chin., deutsch: „Steilheit des Weges“) — sein bürgerlicher Name ist Martin Steinke — seinen Weg zu Buddha beschrieben. Dieser Buddhist gab u. a. auch die Zeitschrift „Der Buddhaweg und wir Buddhisten“ heraus.

Mitten auf Ceylon lebt heute als Buddhist unter Buddhisten der deutsche buddhistische Großabt Nyanatiloka, der 1903 buddhistischer samana (Asket) in Rangun wurde, 1909 einem buddhistischen Ashram-Kloster im Tessin vorstand und den seine Lebensstationen schließlich über Japan zur Insel des Buddhismus führten. Die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, die Nyanatiloka Mahathera am 31. Juli 1955 zu ihrem Ehrenmitglied wählte, schrieb in der Urkunde über den auf Ceylon weilenden deutschen Buddhisten, dessen eigentlicher Name Walter Florus Gueth ist, folgende anerkennende Worte: „Sie (die Deutsche Morgenländische Gesellschaft) ehrt in ihm den hochverdienten Kenner der Literatur des Pali-Buddhismus, den Übersetzer des Anguttara-Nikaya, des Malinda-Panha, des Visuddhi-Magga und anderer kanonischer und scholastischer Texte, den Verfasser zahlreicher Werke in deutscher und englischer Sprache, welche dem Westen die Lehre der Theravadin bekannt gemacht und näher gebracht haben. Sein bereits ein halbes Jahrhundert zurückliegender Eintritt in den buddhistischen Orden in Ceylon hat ihm eine praktische Kenntnis der sittlichen Gebote und der ununterbrochenen Tradition des Hinayana-Schrifttums verschafft, die seinen von ernst-

lichem philologischen Bemühen getragenen Arbeiten, besonders denen über das Abhidhammapitaka, zugute gekommen sind.“

In diesem Zusammenhang sei schließlich auch die deutsche Nonne Buddhas nicht vergessen, deren Wahlheimat Südindien war. Bei ihr handelt es sich um eine früher gefeierte Musikerin, Else Buchholz aus Berlin, deren Paliname wie ferne exotische Musik klingt: Uppalavanna — „eine die dem Lotos gleicht“. Ein Berliner — Conrad Nell — war auch der 1935 in einem kleinen burmesischen Städtchen gestorbene deutsche Bhikku U Nyanadhara.

Wenn der Buddhismus auch kaum Einfluß auf größere Schichten des Westens gewonnen hat, so wird er doch hier und da auch einen Außenseiter in seinen Bann schlagen, wie dies der Fall des Schlesiens Ludwig Stöhr beweist, der 1928 plötzlich die fünfbändige Neumann-Ausgabe unter den Arm nahm und in der Lüneburger Heide bei Töppingen im Kreise Soltau ein buddhistisches Mönchsleben begann. (Für weitere Angaben s. meinen Beitrag im Organ des Internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschungen, der „Zeitschrift für Missionswissenschaft und Religionswissenschaft“, Heft 1, 1955, 39. Jg.: „Buddhismus in Deutschland“).

Die Sikhs

Die Sikhs sind eigentlich eine Reformsekte unter der Hindugemeinschaft. Sie entstand in dem Jahrhundert, als der Weber Kabir seine von tiefem Seelenerleben zeugenden Gedichte geschrieben hatte. Diesem bescheidenen Menschen sollte es bestimmt sein, mit der Kraft seiner Verse ein Glaubensbekenntnis zu verkünden, das die tiefe Hingabe an das Göttliche dem Hinduismus entnahm und dem Islam die Strenge des Eingottglaubens. Dieser Dichter, erzogen im Mittelpunkt des Hinduismus, in Benares, von einem Moslem-Weber, der den Kleinen einst als Findelkind aufgenommen hatte, schrieb in Alt-Hindi seine entzückenden Gedichte, die er als „Bijak“, Rechnung, seinen Landsleuten präsentierte.

Die Schüler Kabirs bildeten eine Gemeinde, die sich den Namen Kabirpanthis gaben und die noch heute in Uttar Pradesh Mitglieder hat. Die geistige Begegnung mit Gleichgesinnten, die der Religion anthropomorpher Götter des Hinduismus entfliehen wollten, ließ aber eine Reihe ähnlicher Bewegungen aufkommen, die allerdings die Inspiration der im Mutterboden Indiens gewachsenen Anschauungen nicht verleugnen konnten. Eine dieser Bewegungen, die sich erfolgreich behaupten sollte, war die religiöse Bruderschaft der Sikhs. Ihr Schöpfer war Nanak Dev, der zwischen 1469 und 1538 im Punjab lebte. Zwar wird jeder Sikh eine Beeinflussung durch Gedanken, die Kabir lehrte, ablehnen, doch hat wohl im ältesten Sikhismus das Wissen um den Ursprung stärker gelebt. So hat Arjun, der fünfte „Guru“ oder „Lehrer“, wie sich der damalige Führer der Gemeinschaft nannte — im Gegensatz zur Gemeinde, deren Mitglieder jeweils „Sikh“ oder „Schüler“ heißen, die heilige Schrift —

Granth Sahib — zusammentragen lassen und darin auch Gedichte Kabirs eingefügt.

Im Sikhismus ist der Hinduismus trotz aller Bemühungen noch nicht ganz verschwunden. Gewisse Riten leben noch nach und erinnern an die Welt, aus der die ersten Sikhs kamen. Dennoch sollte man das monotheistische (oder vielleicht sollte man eher sagen: panentheistische) Element im Sikhismus nicht vergessen.

Der neunte Guru der Sikhs starb den Opfertod zur Zeit des fanatischen Aurangzeb. Sein Nachfolger war der letzte Guru, Govind Singh, der die bisher pazifistische Gemeinde zu einer wehrfähigen Gemeinschaft umformte und aus ihr eine Art Kriegerkirche schuf. Er wollte, daß in Zukunft die Sikhs nur vom Buch regiert würden und gebot: „Jeder, der den Guru befragen will, befrage den Granth“. Seine theokratische — besser gesagt: nomokratische — Gemeinde, die somit dem Buch folgte, war eingeteilt in diejenigen, die den „leichten Weg gehen“ (Sahijdhari) und diejenigen, die in Reinheit Gott suchen wollten, die die eigentliche Sikh-Gemeinde, „Khalsa“ (vom Arabischen khalis — rein), bilden.

Der eigentliche Sikh, der also Mitglied der Khalsa ist, trägt immer den Namen Singh — das heißt Löwe. Bei den Sikhs steht besonders die Keuschheit, auch in der Ehe, sehr hoch und bildet eine der Zentraltugenden der Gemeinschaft. Die Khalsa-Mitglieder sind außerdem an einigen Merkmalen zu erkennen, den fünf kakkars: kesh — ungeschnittenes Haar, kacch — kurze Hosen, kara — eiserner Armreif, kanga — hölzerner Kamm und kirpan — Dolch oder Schwert. Einst wurden alle diejenigen, die in die Gemeinde aufgenommen wurden, im Goldenen Tempel von Amritsar in feierlicher Zeremonie und in einer Taufe mit süßem Wasser — das ganze Ritual nennt sich khandi-di-pahal — geweiht. Heute kann diese feierliche Handlung natürlich überall stattfinden. Sie wird dann beendet mit einem jener Gesänge oder jener Gedichte, die meistens in dem Ruf enden: Wahiguruji ka Khalsa, wahiguruji ki Fatteh — O Khalsa des großen Lehrers, du immer siegreiche des großen Lehrers!

Innerhalb der Sikh-Gemeinde hat sich ein im Osten fast unbekanntes Gemeinschaftsgefühl entwickelt. Schon der erste Guru legte auf die Pflege dieser Tugend ein besonderes Gewicht. Er weckte es durch verschiedene Maßnahmen, zu denen besonders die „Guru ka Langer“ gehört, die Freie Küche, die errichtet wurde, um Gutes zu tun und um die Unberührbarkeit, Standesvorrechte und rassische und religiöse Vorurteile abzuschaffen. So verdienstvoll die Anstrengungen waren, diese Ziele durchzusetzen, so blieben sie schließlich doch nur auf die eigene kleine Gemeinde beschränkt. Dennoch darf man nicht übersehen, daß gerade im Sikhtum hohe moralische Werte gepredigt werden und daß hier eine von militärischer Disziplin bestärkte politische Haltung anerzogen wird, die die einzelnen Mitglieder zu hohen Gemeinschaftsopfern befähigt.

Während der Monate der Teilung Indiens im Jahre 1947 haben die Sikhs solche hohe Opfer bringen müssen. Fast das gesamte Sikh-

Land im sogenannten Bari-Doab zwischen Ravi und Sutlej, von den Anhängern der Khalsa „Manjha“ genannt, ging verloren, während das östliche Malwai-Land zum Großteil im Sikh-Besitz blieb. Es ist daher verständlich, daß die Anhänger des Sikhismus heute im Punjab eifersüchtig über ihre Rechte wachen und dabei bestrebt sind, aus dem östlichen Teil ihrer Heimatprovinz einen wahren Sikh-Staat — natürlich im Rahmen der Indischen Union — zu schaffen. Mag auch die Entwicklung in der Indischen Union über die regional-religionsgemeinschaftlichen Ziele hinweggehen, so werden sie doch immer wieder gepredigt werden und dem geteilten Land zu beiden Seiten des Sutlej zum mindesten in seinem östlichen Teil eine besondere Note verleihen.

Der Islam

Während Hinduismus, Buddhismus und Sikhismus ganz im geistigen Boden Indiens verwurzelt sind — mag auch die Khalsa teilweise ihre moslemische Verwandtschaft nicht verleugnen können, so sind die anderen bekannten Religionen, die Anhänger auf indischer Erde fanden, doch von außen hereingedrungen. Das gilt vom Islam, vom Parsitum, vom Christentum wie auch vom Judentum. Sie alle verkörpern zugleich zum Unterschied von den polytheistischen und panentheistischen Religionen Indiens, die natürlich auch in einzelnen Mitgliedern zum allesbeherrschenden Eingott fanden, einen klaren Monotheismus.

Zur Zeit noch die größte monotheistische Religion im vorderindischen Raum ist der Islam. Auch der Schöpfer des Islam (der „Hingabe“ bedeutet) war gleich den anderen Religionsschöpfern der Sohn einer herrschenden Familie, des Stammes der Kureisch. Als Sohn dieser bekannten Sippe wuchs Mohammed, der „Gepriesene“ (von hamd — Lob), dennoch in ärmlichen Verhältnissen auf und trat schließlich als Angestellter in das Handelshaus einer reichen Witwe namens Khaditscha ein. Eines Tages heiratete er sie und es scheint ein sehr harmonisches Familienleben geherrscht zu haben. Mohammed wurde zwischen 570 und 580 n. Chr. in Mekka geboren. Etwa im Alter von dreißig Jahren bekam er zum ersten Male Erscheinungen und verkündete, daß er Prophet Gottes sei. In dem Arabien der damaligen Zeit lebten unter Heiden, die zum größten Teil einem Mondkult huldigten, einige Christen und recht viele Juden. Mit diesen Religionen hatte Mohammed enge Berührung. Aus der religiösen Beschäftigung mit ihnen fand Mohammed einen anderen Weg. Man könnte Islam den Reflex christlichen und jüdischen religiösen Ringens in einer arabischen Seele nennen.

In Mekka hatte Mohammed den eigenen arabischen Kult des aus dem Polydämonismus seiner Zeit herausragenden Stammesgottes Hubal kennen gelernt. Seine Heimatstadt war längst ein Zentrum für Wallfahrer und Pilger. Als er seine neuen Glaubensansichten verkündete, stieß er auf energischen Widerstand, sodaß er sogar eines Tages fliehen mußte. Am 16. Juli 622 verließ er seine Vaterstadt und

wandte sich nach der nördlich von Mekka gelegenen Handelsstadt Yatrib, wo viele Christen und Juden wohnten und wo die Araber schon aus einer gewissen Aversion gegen ihre Landsleute in Mekka Mohammed gern willkommen hießen. Er schuf in Yatrib eine neue soziale Ordnung und wurde Führer der Stadt, die fortan ihren Namen in Madinat-un-Nabi änderte — Stadt des Propheten, oder einfach Medina. Die Parole „Lá illáha illá 'lláh Muhammad Rasulu 'lláh“ — es gibt nur einen Gott und Mohammed ist der Prophet Gottes — wurde zum Revolutionsgeschrei dieser religiösen Aufstandsbewegung, die nach langen Kämpfen schließlich am Ende Mekka kampflos im Jahre 630 gewinnen konnte. Zwei Jahre später gelegentlich einer Fahrt nach Medina starb Mohammed am 8. Juni 632.

Das Feuer des Propheten und der Bewegung, deren Zeitrechnung mit der Flucht nach Yatrib-Medina, der Hidschra, beginnt, brannte auch in den Nachfolgern. Arabien wurde das Kraftzentrum der ungeheuren religiösen Bewegung, die innerhalb weniger Jahrhunderte den gesamten arabischen, vorderasiatischen, zentralasiatischen und nordafrikanischen und selbst den größten Teil des iberischen Raumes erfaßte. Die militärisch-religiöse Aktion schuf eine neue gewaltige geistig-politische Zone im mittelmeeerisch-asiatischen Raum und reichte von Andalusien bis an die Pforten Indiens.

Nicht alle Menschen in den unterworfenen Ländern konnten zur Religion Mohammeds bekehrt werden. Für sie gab es besondere Vorschriften, die sich zum Teil danach richteten, ob es sich um Heiden oder um „Leute des Buches“ — ahl al-kitáb — handelte. Mit den letzteren meinte man die Christen, Juden, Zoroastrier usw. Gegen Zahlung einer Kopfsteuer traten diese „Buchleute“ in ein „dimma“ — das heißt Schutzverhältnis — zur islamischen Gemeinschaft und durften ihre Angelegenheiten selbst regeln. Daß daneben eine erfolgreiche Missionierung einsetzte, — in einzelnen Epochen des Fanatismus gab es für einzelne oft nur die Wahl zwischen Tod und Übertritt, wie dies bei den missionierenden Völkern vieler großer Religionen übrigens der Fall war — ist selbstverständlich. Oft waren Vorteile auf wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiet die besten Werbemittel. Doch sollte man die hellen Seiten eher sehen: es ist zweifellos eine Tat hoher Toleranz, daß der Islam bereits vor vierzehn Jahrhunderten ein so ausgesprochen gutes Schutzverhältnis zu Juden und Christen fand. Dies kommt allerdings aus dem Anspruch Mohammeds, der letzte der Propheten zu sein und zu seinen prophetischen Ahnen rechnete er alle Känder einer monotheistischen Religion.

An der Spitze der islamischen Gemeinde steht der Nachfolger, der Kalif. Es gibt viele Kalifen, und im Bereiche des Islam wanderte dieser Name zu innerasiatischen und zu nordafrikanischen Stämmen, wie er heute noch im marokkanischen Raum zu finden ist. In der ursprünglichen islamischen Gesellschaft war der Kalif als Führer einer theokratisch regierten Gemeinde dafür verantwortlich, daß nicht nur die Gebote des Staates befolgt wurden, sondern daß auch der Pflichtenlehre des Glaubens entsprechend gelebt wurde. Der Islam

ist aufgebaut auf fünf Säulen — arkan — die jeder Moslem anerkennen muß: schaháda — Glaubensbekenntnis, salát — Gottesdienst, zakát — Almosensteuer, saum — Fasten im Monat Ramadan, hadsch — Pilgerfahrt (dies ist die große Pilgerfahrt, die jedes Jahr im zwölften Monat des Mondjahres stattfindet. Die kleine, jederzeit zu vollziehende Pilgerreise heißt umra!). Wichtig für den Moslem sind die vielen Gebote der Reinheit (tahára), die durch kleine (wudu') oder große Waschungen (gusl), durch Enthaltung vom Unreinen (nadschis) wie etwa von Hunde- oder Schweinefleisch oder durch unbedingte Abstinenz vom Alkohol zu erfüllen sind.

Fünfmal am Tage ist der fromme Moslem verpflichtet, rituelle Gebetsübungen zu verrichten. Dabei hat er stets in die Richtung zu schauen, in der die heilige Stadt Mekka liegt. Um das Gebet auch rein und unbefleckt Gott darbringen zu können, bedient sich der Betende eines Gebetssteppichs — sadschdscháda. Die Zeremonien während des Gebets sind eine Verbindung geistiger und körperlicher Übungen, des strengen Gebets und der genau festgelegten Haltung, die siebzehn Male wechselt. Der Gebetsruf — adan — von den Minaretten der Moscheen bestimmt noch heute die Zeiten des Gebets. In den Moscheen lauscht die Gemeinde dem Imam, dem Gemeindeleiter oder Vorbeter, oder dem Hatib, dem beamteten Prediger.

Besonders am Freitag trifft sich die moslemische Gemeinde in der Moschee. Zwar gibt es keinen ausgesprochenen Feiertag im Islam, aber die nach der Hidschra, der Flucht, geoffenbarte 62. Sura Al — dschumu'ah des Koran (Qur-án), des heiligen Buches des Islam, bestimmt: „O die ihr glaubt, wenn der Ruf zum Gebet am Freitag erschallt, dann eilet zum Gedenken Allahs und lasset den Handel ruhn. Das ist besser für euch, wenn ihr es nur wüßtet.“ (Sura 62, 10).

Der Islam legt auf die Verrichtung der salat großen Wert. Dies rituelle Gemeinschaftsgebet fördert das allislamische Bruderschaftsbewußtsein und dient damit der Lebenskraft und der Zähigkeit dieser großen monotheistischen Religion. Daß daneben dem Einzelgebet (du'a) eine große Bedeutung zukommt, haben besonders immer wieder Reformbewegungen und mystisch beeinflußte Kreise mit Erfolg gefordert.

Zu den Bewegungen, die eine starke Einwirkung auf die Gestaltung des Islam bewirkten, gehört der Sufismus oder die islamische Mystik. Diese hat ihren in Europa gebräuchlichen Namen von dem arabischen Wort suf — „Wolle“ — entlehnt. Von diesem Wort wiederum stammt die arabische und fast allen Moslems geläufige Bezeichnung für Mystik tasawwuf. Wolle oder wollenes Gewand besagt, daß derjenige, der sich in härene Kleider wirft, ein Leben der Beschauung und der tiefen Andacht beginnen will. Die Sufis sprengen natürlich das feste Gefühl der islamischen Ordnung. Es kam immer wieder zu Zusammenstößen zwischen mystisch-freier Haltung und der Staatsautorität. Das bekannteste und wohl älteste Beispiel ist der Fall des Abu-l-Mudschir al-Halladsch, der im neunten Jahrhundert hingerichtet wurde und dennoch heute als Heiliger gilt. Sufische Ideen wurden schnell heimisch unter indischen Moslems. Auch gab

es hier und da ein Hinüberfließen von Hinduismus und Islam, das zum Beispiel in der Akzeptierung des Toleranzgedankens durch die indischen Moslems sich zeigte.

Andererseits aber hatte auch die Rand- und Diasporalage des indischen Islam zur Folge, daß sich ein ausgeprägtes allislamisches Gefühl regte. Hier auf indischem Boden entstand nach dem ersten Weltkrieg die Kalifatsbewegung, die sich energisch dafür einsetzte, daß auch nach der Ausrufung der türkischen Republik im November 1922 der Kalif erster Lehrer des Islam, shaik-ul-Islam, bleiben solle. Als im März 1924 die republikanischen Heißsporne in der Türkei das Kalifat aufhoben, wandelte sich die Kalifatsbewegung zu einer allislamischen Organisation, deren Aktivität in indische Bahnen gelenkt zu haben ein Verdienst Gandhis war. Viele nahmen später ein anderes Bekenntnis an: das zu einem künftigen heiligen Land des Islam, und der zweite Mohammed, Mohammed Ali Jinnah, war der Moses, dem sie auf dem Wege in dies Gelobte Land unseres Jahrhunderts folgten. Pakistan und schließlich auch der Antipode der vorderasiatischen Moslem-Staaten, Israel, sind Beweise dafür, daß die politisch-religiöse Romantik auch in unserem nüchternen Zeitabschnitt sich noch hier und da zu Worte meldet.

Am Islam haben deutsche Forscher immer lebhaftes Interesse gezeigt. In Nürnberg erschien bereits 1616 die erste Koranübersetzung in deutscher Sprache. Der Verfasser war Salomon Schweiger, der das heilige Buch des Islam allerdings aus dem Italienischen übersetzt hatte. Die erste Übersetzung direkt aus dem Arabischen kam im Jahre 1772 in Frankfurt am Main heraus. Sie war von David Friedrich Megerlin verfaßt. Aber diese Werke waren nicht die erste Berührung mit islamischem Geist. Diese war bereits im Mittelalter erfolgt. Damals zogen arabische Universitäten wie Cordoba immer wieder europäische Studenten an. Männer wie Albertus Magnus, Albert der Deutsche, sind stark von islamischer Logik beeinflusst. Die Fäden von der europäischen zur islamischen Wissenschaft, die ähnliche Gedanken wie die Scholastik entwickelte, sind recht zahlreich und stark gewesen. Die politische Berührung zwischen dem deutschen und islamischen Raum hatte bereits Karl der Große veranlaßt. Auch die zweite Austauschperiode im Zeitalter der Kreuzzüge ist einem deutschen Kaiser, dem zweiten Friedrich, dem Stauferherrscher in Palmen — Palermo, zu danken, der in dem universalen Treffpunkt griechisch-lateinischer, italienischer, deutscher und arabischer Kulturströme, in Sizilien, seinem Reich erstmals in Europa eine straffe moderne Ordnung gab.

Doch die moderne Beschäftigung mit dem Islam geht über Paris, wo 1795 ein Lehrstuhl für Arabisch errichtet wurde. Es war der deutsche Gelehrte Fleischer, der dort seine Arabischkenntnisse erhielt und dann Leipzig zum Treffpunkt der europäischen Arabisten machte. Ein anderer Deutscher, Alois Sprenger, der 1842 nach Indien kam und 1850 Direktor der Kalkuttaer medrasa wurde, und in Zusammenarbeit besonders mit Nassau Lees die Bibliotheca Indica veröffentlichte, gab der Islamistik neuen Aufschwung. Carl Brockel-

mann schrieb 1898 und 1902 seine beiden Bände „Geschichte der arabischen Literatur“. Vorher aber waren erschienen: im Jahre 1860 die „Geschichte des Koran“ von dem Straßburger Professor Theodor Nöldeke, 1884 von Goldziher: „Die Zahiriten, ihr Lehrsystem und ihre Geschichte“ und 1889/1890: „Mohammedanische Studien“. Darauf folgten im Jahre 1902 von Julius Wellhausen: „Das arabische Reich und sein Sturz“, im Jahre 1909 von Schwally, Bergstrasser und Pretzl: „Über den Ursprung des Qorans“, 1919 „Die Sammlung des Qorans“ und 1938 „Die Geschichte des Qorantextes“. Im deutschen Sprachgebiet haben inzwischen Zeitschriften wie „Islam, Zeitschrift für Geschichte und Kultur des islamischen Orients“, dann andere Publikationen wie die „Bibliotheca Islamica“, die Helmut Ritter im Auftrage der „Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ herausgab, die Beziehungen deutscher Wissenschaft zum islamischen Kulturraum vertiefen können. Die „Epigraphia Indo-moslemica“ wurde von dem deutschen Gelehrten Horowitz im Auftrage indischer Behörden herausgebracht.

Daß die deutsche Islamkunde heute nicht nur zum arabischen, iranischen und türkischen Raum traditionell gute Beziehungen hat, sondern ähnlich glückliche auch zum pakistanischen Gebiet aufweist, darf vermerkt werden. Hier hat besonders der greise Professor P. E. Kahle als Vermittler deutscher und pakistanischer Gelehrsamkeit gewirkt.

Die Islamwissenschaft, die heute eine bevorzugte Heimstatt in Deutschland und im deutschen Kulturraum besitzt, hat schließlich auch die Augen der islamischen Mission auf Deutschland gerichtet. Besonders die Bewegung des Hazrat Mirza Ghulam Ahmad (1835 bis 1908), die Ahmadiyya, „entdeckte“ Deutschland. Im Jahre 1954 erschien im Auftrag des „Zweiten Kalifen des Verheißenen Messias“, Mirza Mahud Ahmad, aus Rabwah (Pakistan) in Zürich und in Hamburg eine arabisch-deutsche Ausgabe des Koran mit einer (recht problematischen) Einführung („Der Heilige Qur-ân“). Daß die Ahmadiyya natürlich als Sekte nur im Namen einer beschränkten Zahl von Moslems spricht, darf noch erwähnt werden. Dennoch bedeutet die hübsche Koran Ausgabe (von ihrem teilweise recht fragwürdigen und im rein Polemischen etwas oberflächlichen Vorwort abgesehen) ein bemerkenswertes literarisches Ereignis in den Beziehungen des islamischen Raumes zu unserem.

Die Parsen

Die indischen Religionen haben sich, auch wenn sie in einzelnen ihrer Bekenner einen Monotheismus vertraten, mehr einem Polytheismus zugeneigt. Sie haben daneben auch dem Atheisten in dem gleichen Gottes- und Bekenntnisgebäude Raum gegeben und die Abgrenzung des eigentlichen Glaubens und seiner Gemeinde stark gelockert. Anders ist aber die Situation bei den Religionsgemeinschaften, die nicht auf indischem Boden geboren wurden. Von den

großen Religionen, die in Vorderindien heimisch wurden, haben neben dem Islam die Bekenner des Parsismus, des Christentums und des Judentums in diesem Raum heute die gleichen geistigen Bürgerrechte wie die Anhänger irgendwelcher indischen Welt- oder Gottesanschauungen. Diese Religionen, die von außen kamen, sind klar monotheistisch. Göttliche Autorität gibt ihnen zumeist — wie wir das auch bereits bei der islamischen Gemeinschaft gesehen haben — die geistige Ausrichtung.

Die Parsen bewahren das religiöse Geistesgut des alten Iran. Die Religion des vorislamischen Persien-Iran war nach einer kurzen Zwischenpause, in der der Nestorianismus seit der syrisch-persischen Synode von Seleukia-Ktesiphon unter dem Katholikos Aqaq im Jahre 486 zu einer persischen Kirche aufsteigen konnte, Opfer der arabisch-islamischen Aggression geworden. Nur in einigen ostiranischen Oasenorten leben heute noch wenige Bekenner dieser Religion. Die meisten, die nach der Invasion der Araber, denen es in der Schlacht von Nehavend im Jahre 642 gelang, das Sassanidenreich zu erobern, ihre Heimat verließen, flohen nach Indien. Die letzte Thronbesteigung eines sassanidischen Herrschers, der 16. Juni 632, wird noch heute bei allen Parsen gefeiert — es ist der Beginn der parsischen Zeitrechnung. Der letzte Sassanide starb um 708 in China. Nur die Parsen bewahren heute noch das hohe kulturelle Gut ihrer iranischen Ahnen. Ihre wenigen Glaubensgenossen in Persien gehören durchweg armen Schichten an, während die Parsen zu den wohlhabendsten Kreisen ihres Landes zählen.

Zarathuschtra, dessen Schreibart seit Nietzsches Werk „Also sprach Zarathustra“ allgemein im deutschen Raum die dieses Philosophen ist und die wir hier auch akzeptieren wollen, war wie die meisten Religionsstifter eigentlich nur Reformator. Er lebte wahrscheinlich in jenem sechsten vorchristlichen Jahrhundert, das auch in anderen Geistesregionen so fruchtbare religiöse Erneuerungen hervorbringen sollte. Auch Zarathustra war der Sohn einer reichen Fürstenfamilie, der mit dem damaligen medischen Königshaus verschwägerten Sippe der Spitama. Er wurde wahrscheinlich in dem Ort Raga geboren. Später hat anscheinend die legitime Erbin des Mederreiches — es mag Zarathustras Mutter gewesen sein — den Perserherrscher Cyrus (Kurus) geheiratet. Damit wäre Atossa, wie uns der Name von den Griechen berichtet wird, die Hutosa der Awesta. Dann aber wäre die Stammutter der Achämeniden des Religionsschöpfers Halbschwester gewesen. Die zarathustrische Lehre fand ihren Niederschlag in dem heiligen Buch der Parsen, dem Awesta, von dem einst am Ende des 18. Jahrhunderts der französische Forscher Anquetil-Duperron ein Manuskript nach Europa gebracht hatte. Bei dem Awesta handelt es sich nicht um ein einziges Buch, sondern um eine ganze Sammlung. Erst die modernen Ausgaben von Forschern wie Westergaard und den deutschen K. F. Geldner („Awesta, die heiligen Bücher der Parsen“, 1886—1895), Chr. Bartholomae („Die Gathas der Awesta“, 1905), F. Wolff „Awesta. Die heiligen Bücher der Parsen“, 1910) haben aus einer unzusam-

menhängenden Sammlung ein einziges Werk geschaffen. Aus diesem Awesta ragt wiederum ein Teil besonders heraus. Das sind kurze metrische Texte, die Gathas, die bestimmt aus der Zeit Zarathustras stammen. Mit Geist und Scharfsinn hat hier die Forschung gearbeitet und literarische und geisteswissenschaftliche Kleinodien ans Tageslicht gefördert. Auch der Kommentar der heiligen Schriften (Zend) gehört mit zu den von den Parsen als verehrungswürdig erachteten Schriften.

Die Welt Zarathustras — der von den Griechen Zoroaster genannt wird, und dessen Konzeption des Geistig-Stofflichen oft mit der platonischen Ideenlehre, oft auch wieder mit aristotelischen Denkgebäuden in Verbindung gebracht wird — ist eine ganz andere als die der stammverwandten arischen Inder. Zarathustra vertritt eine monotheistische Auffassung — allerdings mit einer Einschränkung. Sein Gott ist ein Hochgott Ahura Mazda. Er ist es, der herrscht, doch regiert mit ihm ein anderer, Ahriman, das Prinzip des Bösen. Ahura Mazda ist der Ewige, der Hohe, der Weise, der Schöpfer und Endrichter. Aber gleichzeitig mit ihm wurde von Ewigkeit her der Welt Ahriman gegeben. Vielleicht ist dies dualistische Prinzip, das dennoch auf einen Monotheismus ausgerichtet ist, Erbe eines uralten göttlichen Zwillingsmythos. In diesem Mythos aber wurde die dualistische Auffassung von der Welt hineingelegt. Die tiefe Beschäftigung mit eschatologischen Dingen gab ihnen die Gewißheit, daß einst Ahura Mazda siegreich Ahriman bestehen werde. Das wieder zeigte im Sieg des Guten, im optimistischen Glauben an die einstige Herrschaft des Wahren den monotheistischen Charakter der heute als Parsenreligion bezeichneten zarathustrischen Bekenntnisse.

In dieser Welt hat der Mensch in seiner freien Wahlentscheidung sich für Ahura Mazda oder für Ahriman zu entscheiden. Die hohe ethische Auffassung in diesem Glauben, in dem die persönliche, sittlich freie Verantwortung den Menschen zu leiten hat, hat sich in einem gesunden sozialen Denken innerhalb der Parsengemeinschaft eindeutig gezeigt. Um nur ein Beispiel zu nennen: die parsische Tatafamilie, in ihrem sozialen Bemühen verwandt mit den deutschen Krupp, führte bereits im Jahre 1908 den Achtstundentag ein. Das geschah in einer Zeit, als in ganz Indien zwölf und mehr Arbeitsstunden am Tage einfach die Regel waren.

Der Tod ist für den Parsen etwas Unreines. Darum ist es nicht gestattet, daß Tote berührt werden. Mit heiligem Feuer die Toten zu verbrennen war deshalb unmöglich. Genau so aber schien es dem Anhänger der zarathustrischen Lehre eine Sünde, die Leichname in die Erde zu versenken. Man gab daher die Toten den Geiern zum Fraß. Bei Bombay, das die größte Parsenkolonie der Welt beherbergt, stehen darum die Türme des Schweigens — dakhma — und künden von einer uns so erscheinenden Respektlosigkeit der Parsen gegenüber den Toten. Aber es ist in Wirklichkeit doch etwas ganz anderes: die scheinbare Respektlosigkeit sagt, wie sehr der Parse vom eschatologischen Gedanken durchdrungen ist. Er sieht die Vollendung wirklich erst im Jenseits. Dies irdische Leben ist nur ein Spiegelbild des

wirklichen Lebens. Und warum soll man dem Spiegel, den körperlichen Leib, noch irgendwelchen Respekt zukommen lassen, wenn derjenige, der sich in ihm spiegelte, nun das andere, wirkliche Leben schaut?!

Das höchste Symbol Gottes ist für die Parsen das Feuer — das brennende in den Tempeln und das der Sonne — und beim Beten schaut der Parse in die Richtung dieser Lichter. Das hat oft zu dem Glauben geführt, die Zoroastrier, wie sie oft auch genannt werden, seien Feueranbeter. Doch nur, um im reinen Feuer sich Gottes Reinheit vorstellen zu können und selbst „vohu mano“ — das rechte Denken — gewinnen zu können, ist der Grund der liebevollen Pflege eines Feuerrituals. Im alten Iran rauchten einst drei Hauptfeuer — eines, Adhur Farnbag, das Feuer des Khvarnah, auf dem Berge Khvarrehomand, war das Heiligtum der Priester. Adhur Gushnasp auf dem Berge Asnavand brannte als Feuer der Krieger, während Adhur Burzin Mihr, das Feuer des hohen Mithra, auf dem Berge Rewand für den Stand der Bauern gedacht war.

Heute gibt es noch in Bombay und seiner Umgebung eine Reihe solcher Feuertempel. Die Dasturs, die hohen Priester, sind für sie verantwortlich. Inspirationen erhielten diese priesterlichen Schichten der Parsen gerade im letzten Jahrhundert, als mit dem Erscheinen der Awesta-Schriften Westergaards in den Jahren 1852 bis 1854 die Renaissance der zarathustrischen Religion einsetzte. Seit einst die Parsen als Flüchtlinge in Diu zum ersten Male auf indischem Boden landeten und dann nach Sanjan zogen, haben sie uraltes iranisches Erbe immer zu bewahren gewußt. Auch als Pioniere eines modernen Weges und als Großkaufleute in Bombay und Surat haben sie nicht ihren Ursprung und die religiös-philosophischen Gaben vergessen, die einst ihren Urvätern im Lande Iran Zarathustra schenkte.

Die Christen

Drei Orte sind bezeichnend für das heutige Christentum auf dem Boden Indiens. Diese drei Orte bezeichnen verschiedene Epochen und verschiedene Richtungen des Christentums.

Der eine der Orte ist Cranganore an der Malabarküste und gleichbedeutend mit diesem ist Mylapore, die Stätte des ersten Christen, der den Fuß auf indische Erde setzte: des heiligen Apostels Thomas. Mylapore — der Name kommt entweder vom Tamilischen mayil — Pfau — oder malai — Berg — in Verbindung mit dem sanskritischen puram — Stadt. Mylapore liegt heute im Stadtgebiet von Madras. Einst war sein Name hochberühmt. In des Camoens „Os Lusíadas“ kann man lesen:

Hier wuchs einst die mächtigste Stadt Meliapor,
Genannt in alten Zeiten reich, weit und groß!

Diese Stadt war arabischen Seeleuten in den frühmittelalterlichen Tagen als Beth Thuma — Haus des Thomas — bekannt. Hier erlitt auf dem von den Tamilen Periamalai genannten Berg, was „Großes

Gebirge“ bedeutet und heute allgemein als Berg des Heiligen Thomas bezeichnet wird, der Apostel den Märtyrertod.

Daß zwischen Südindien und dem mittelmeeerischen Raum enge Beziehungen bestanden, kann schon aus der großen Zahl römischer Münzen ersehen werden, die in Coimbatore, Salem und Kottayam gefunden wurden und größtenteils der Zeit zwischen den Kaisern Augustus und Nero entstammen. Es muß also regelmäßige Handelsrouten nach Indien gegeben haben, und es ist also gar nichts so Ungewöhnliches, daß eines Tages „einer von den Zwölfen, Thomas, der Zwillling genannt“ („Thomas unus ex duodecim, qui dicitur Didymus...“), wie es beim Evangelisten Johannes heißt, auf seinen Missionsfahrten auch an der Malabarküste Indiens landete und dort sein Bekehrungswerk begann.

Die indische Tradition sagt, daß Thomas im Jahre 52 in Cranganore landete und an der Malabarküste missionierte und schließlich an der Koromandelküste im Jahre 68 in Mylapore den Märtyrertod erlitt. Etwa um die gleiche Zeit starben in der Hauptstadt des Römischen Weltreiches Petrus, der Erste der Apostel, und Paulus. Und zwei Jahre später sollte das irdische Jerusalem von den kaiserlichen Soldaten Roms bis auf den Grund zerstört werden. In dieser Zeit wuchs langsam das geistige Reich des Christentums.

Einer der ersten Bekehrten auf indischer Erde, der durch den Apostel Thomas getauft wurde, war der Radschah Chola Perumal. In syrischen Werken tauchen hie und da die mit Thomas und seiner Mission zusammenhängenden Namen auf. Besonders die syrischen Thomasakten sind ein einmaliges Zeugnis, daß die Mission des Apostels nicht etwa eine fromme Legende, sondern eine genau zu belegenden Tatsache ist wie viele andere, die ohne weiteres akzeptiert werden. So dürfte es auch heute einwandfrei feststehen, daß Thomas bereits vor seiner Ankunft an der Malabarküste auf indischem Boden missionierte — und zwar in dem heutigen Westpakistan, wo das Gandhara-Reich des kunstliebenden partho-indischen Königs Gundaphar sich erstreckte. Es war natürlich, daß von der Malabarküste bald enge Bande zu den christlichen Kirchen im vorderasiatischen Raum geknüpft wurden. Besonders Edessa in Syrien war ein solcher Treffpunkt zwischen malabarischem Christentum und der syrischen Gemeinschaft. Als daher Syrien zum größten Teil nestorianisch geworden war, nahmen die Malabarchristen natürlich auch die Art dieses syrischen Christentums an und bedienten sich der Liturgieformularen der ostsyrisch-nestorianischen Kirche.

Die Abhängigkeit der Malabarchristen von der nestorianischen Kirche Syriens, die besonders unterstrichen wurde, als der Patriarch der Nestorianer Salibha Zacharias im siebenten Jahrhundert den thomaschristlichen Gemeinden in einer eigenen Metropole die vereinigende kirchliche Stelle gab.

Bis zu jener Zeit wurde das Haupt der Malabarchristen, ein Erzdiakon, aus der ehemals führenden Brahmanenfamilie der Palamattam gewählt. Wie den Leviten im alten Israel gelang es unter den Thomaschristen einigen Familien, für sich eine Art priesterliches Privi-

leg zu erhalten — das waren aus der bereits genannten Familie der Palamattam die anderen Sippen brahmanischen Ursprungs der San-
karapuri, Kalli und Kallian Kavu. In den Händen dieser Priester
lagen die alten Kirchensitze, die noch von dem Apostel Thomas be-
gründet worden waren wie Cranganore oder Maliankara, Palur oder
Palayur, Parur oder Kottakavu, Kokkamangalam, Niranam, Chayal
oder Nilakal, Quilon oder Kollam. In Palur (oder auch Palayur
geheißten) hatten die sogenannten Nambudhiri-Brahmanen, die höchste
Klasse unter den malabaresischen Hindus, einen ihrer bekanntesten
Mittelpunkte. Damals gab es da auch schon eine jüdische Gemeinde.
Uralte Ruinen erinnern noch daran. Sie beweisen, wie alt die Be-
ziehungen dieser Landschaft zum palästinensisch-syrischen Gebiet
waren. Palurs Brahmanen nahmen fast geschlossen die Lehre Christi
an. Seither war die Stadt ein christliches Zentrum. Daß sie einst
auch eine blühende Bischofsstadt war, kann man aus einem Erlaß
des Papstes Gregor XIII. vom 15. März 1580 ersehen, in dem er die
inzwischen mit Rom teilweise wieder vereinigten Christen auffordert,
Erzbischof Abraham und dem Bischof von Palur, Georg, Treue zu
erweisen („Obedite vero in Domino Abrahamao Archiepiscopo, vestro
Georgio item Episcopo Palurensi...“). Übrigens war Quilon, die
alte zweite Hauptstadt von Travancore, bereits 1330 von Papst Jo-
hannes XXII. zu einem Bischofssitz erhoben worden. Aber den be-
sten Klang unter allen Orten hat natürlich Cranganore. Es ist er-
klärlich, daß 1886 der Bischof von Damao den Ehrentitel „Erz-
bischof von Cranganore“ bekam. Als am 15. April 1928 allerdings
das Bistum Damao aufgelöst wurde, erhielt der Patriarch von Goa
den Titel, der an die erste Bischofsstadt auf indischem Boden er-
innert und in der einst Thomas den Bischof Xanthippos zum ersten
bischoflichen Führer eines kirchlichen Sprengels in Indien ernannte.

Der zweite Ort, an dem missionarische Wirksamkeit zum Syn-
bol christlicher Tätigkeit in Indien wurde, ist wiederum ein Ort an
der Malabarküste — Goa. Seit die Portugiesen hierhin das Zentrum
ihrer indischen Aktivität verlegt hatten, begann auch zugleich eine
neue Ära des Christentums in den Landschaften am Indischen Ozean.
Die Portugiesen waren natürlich sehr erstaunt, an der Küste, an der
sie an Land gingen, Christen zu entdecken. Am Anfang des 16. Jahr-
hunderts mochten rund 20 000 syrisch-malabrische Christen in 60
Dörfern gewohnt haben. Die lusitanischen Eroberer brachten den
Unternehmermut von Kaufleuten und Konquistadoren mit, zugleich
aber waren sie angefüllt mit dem Mißtrauen der iberischen Men-
schen gegenüber Ketzern und Ungläubigen, wie es in jenem Jahrhun-
dert plötzlich aufsprang, als mit Granada die letzte Bastion des
Islams in Westeuropa von spanischen Heeren erstürmt wurde. Den-
noch wurden bald die weniger erfreulichen ersten Jahrzehnte portu-
giesischer Ära nach und nach in eine Epoche christlichen Sich-
kennenlernens umgewandelt. Es kamen aus ganz Europa Angehörige
der verschiedenen Ordensgemeinschaften, besonders der Dominikaner,
Franziskaner und endlich die Jesuiten. Diese haben nicht nur die
lateinische Form der universalen katholischen Kirche verbreitet,

sondern schließlich auch wertvolle Dienste geleistet, um die indische Art des Christentums zu pflegen und zu bewahren. Ihre missionarische Arbeit galt schließlich nicht nur der Konversion, sondern mehr der Union. Das Bestreben der Päpste war es im übrigen immer, die alten Riten im Osten zu erhalten. Es ist nicht einmal für die Katholiken nichtrömischer Liturgie ohne weiteres möglich, ihren Ritus zu ändern und den lateinischen zu akzeptieren.

Goa war in seiner Geschichte ganz nach Portugal orientiert. Die Stadt und ihre Geschichte ist undenkbar ohne diese enge Verbindung. Stolz nannte man sie das „Rom des Ostens“ oder die „katholische Metropole Asiens“. Von Mozambique an der ostafrikanischen Küste reichte einst die Jurisdiktion der goanesischen Erzbischöfe bis zum lusochinesischen Macau und bis Japan (Funai). Als 1690 die Bistümer Nanking und Peking errichtet wurden und päpstliche Bullen all die neuen kirchlichen Fürstentümer „für alle Zeiten“ den portugiesischen Königen unterstellten, begann Portugals „Padreado“ — das Patronat. Zugleich war der territoriale Besitz der Portugiesen bereits heftig zusammengeschmolzen. Das portugiesische Patronat reichte später noch weit in das britische Gebiet Indiens hinein, was natürlich die Engländer nicht störte. Dennoch gab es bereits im 19. Jahrhundert einen Zusammenstoß zwischen den Verteidigern des alten Patronatsbegriffs und einer moderneren Richtung.

In Portugal hatte eine Revolution im Jahre 1834 die Vertreibung der religiösen Orden zur Folge. Um die Zwischenzeit zu überbrücken, stellte das päpstliche Schreiben „*Multa praeclare*“ vom 24. April 1838 provisorisch die goanesischen Suffraganbistümer Cochin, Cranganore und Mylapore unter direkte päpstliche Aufsicht. Der Erzbischof von Goa widersetzte sich der Maßnahme des Heiligen Stuhles, da man dies als eine Einengung ansah und da die Rechte Goas einst den portugiesischen Königen „für alle Zeiten“ verliehen worden waren. Der Widerstand von seiten des goanesischen Klerus gegenüber Rom erhielt später den Namen „Goanesisches Schisma“ oder „Indo-portugiesisches Schisma“. Dieser Ausdruck ist natürlich ungenau, da es sich ja nicht um eine Trennung aus Glaubensgründen handelte, sondern um einen Kampf um kirchlich-politische Privilegien und kirchliche Verwaltungsbezirke. Es kam 1857 zu einem Konkordat, durch welches die Beziehungen zwischen Portugal und Rom wiederhergestellt wurden, aber erst das Konkordat vom 23. Juni 1886 beendete die Epoche der Spannungen zwischen Portugal und Goa einerseits und dem Heiligen Stuhl andererseits. Der Erzbischof von Goa erhielt den Ehrentitel Patriarch, um seine Sonderstellung unter den katholischen Kirchenfürsten Asiens zu bezeichnen, zugleich wurden ihm Cochin, Mylapore, Macau, Mozambique und das neue Bistum Damao unterstellt. Durch das bereits erwähnte Übereinkommen vom 15. April 1928 erhielt Goa nach der Auflösung des Bistums Damao die portugiesischen Gebiete von Diu und Damao direkt unterstellt.

Infolge der neuen politischen Lage in Indien nach dem 2. Weltkrieg schlossen der Heilige Stuhl und Portugal am 18. Juli 1950 ein

Konkordat, das das portugiesische Patronat nunmehr auf das portugiesische Territorium einengte. Die politische Lage, die ausdrücklich der Beweggrund für die neuen kirchenpolitischen Abmachungen zwischen Portugal und dem Vatikan gewesen war (es heißt in der italienischen Fassung: ... di adattare alla nuova situazione dell' India ... und in der portugiesischen: ... de adaptar à nova situação da India ...!), bewirkte auch, daß im Jahre der feierlichen Proklamation der Indischen Republik der Erzbischof von Bombay, Gracías, am 30. Dezember 1950 zum Kardinal — dem ersten indischen — ernannt wurde. Dies war eine eindrucksvolle Demonstration, daß Rom gewillt sei, das indische Christentum aus sich heraus aufblühen zu lassen und alle Akzente auf die Pflege des indischen Christentums zu legen.

Den Beginn hatten einst die vier Apostolischen Vikariate (Madras 1832, Kalkutta 1834, Pondicherry 1836, Madura 1846) angezeigt, aus denen schließlich nach und nach Bischofssitze wurden, zu denen dann immer mehrere hinzukamen. Heute liegt zum Teil die Leitung in indischen Händen. Die indische Kirche blüht, wenn sie auch noch der Liebe der anderen Weltkirchen bedarf, umso mehr als erwachender Nationalismus leider auch „im Land der Toleranz“ das missionarische Wirken hin und wieder zu beschneiden versucht.

Die Unionsbewegung unter den Christen ist ungeheuer groß. Den Beginn dieser Bewegung bezeichnete der 20. September 1930, als der jakobitische — nach Jakob nennen sich die Malabarchristen teilweise auch, weil die nicht-unierten Thomaschristen ihre Bindung nach Syrien und ihre Unabhängigkeit von Rom durch Übernahme syrisch-jakobitischer Tradition akzentuieren wollten! — Bischof Mar Ivanios (dessen bürgerlicher Name Gheevagese Panikerveetil ist) mit einem anderen Bischof, Mar Theophilos, sich dem Papst unterstellte.

Für die Jakobiten, seit 1653 die führende Kirche im mabaresischen Raum, als damals der Erzdiakon Thomas Parambil große Teile der einheimischen Christen aus der Union mit Rom löste, war dies ein harter Schlag. Zwar hatte eine kleine Gruppe der Thomaschristen immer treu zu Rom gehalten. Ihre Bindung zu Rom hielten sie aufrecht über Beziehungen zur ostsyrisch-chaldäischen Kirche Mesopotamiens, deren Ritus sie auch angenommen hatten, der, seit dem 16. Jahrhundert stark latinisiert, sich heute syromalabarisch nennt. Die Unionsbewegung von 1930, zu der 1937 noch der jakobitische Bischof Mar Severios hinzukam, durfte den jakobitischen Ritus behalten und hat als „syromalankarischer Ritus“ offiziell Heimatrechte in der Kirche erhalten. Im Augenblick bilden die 1 074 000 syromalabarischen, 85 000 syromalankarischen und 850 000 lateinischen Christen die katholische Kirche Malabars, der eine kleine Anzahl von Jakobiten gegenübersteht. Diese ist jedoch hoffnungslos zerrissen. Es gibt nicht nur etwa 300 000 Jakobiten mit ihren Bindungen an den syrisch-jakobitischen Patriarchen in Antiochien, sondern auch rund 60 000 reformierte (seit 1843 aufgrund der Bindung des Bischofs Mar Athanasius an die anglikanische Mission, dafür 1846 offiziell vom jakobitischen Patriarchen Mar Ignatios XXXV. als

Häretiker verdammt), einige wenige Tausend Anglo-Syrer, rund 20 000 nestorianische „melusinische“ Christen (abgespalten von der unierten Kirche Malabars nach 1861).

Durch zähe Arbeit der christlichen Missionare stieg die große Anzahl der lateinischen Christen im malabaresischen Raum. Nachdem man eingesehen hatte, daß dem lateinischen Ritus keine Prävalenz vor den übrigen Riten zukommt, wie dies noch auf der portugiesisch geleiteten Synode von Diamper (1599) der Fall gewesen war, wuchs immer mehr das Verständnis für die anderen Formen innerhalb der einen universalen Kirche. Hierzu hatte die kühne Konzeption von Missionaren wie Franciscus Xaverius, dessen Leichnam in einem in zwanzig Monaten der Jahre 1636 und 1637 angefertigten, wunderschönen Silberschrein in der Kirche Bom Jesus in Alt-Goa ruht, beigetragen. Dieser unentwegte Pionier für das Reich Christi sah nicht nur Indien, als dessen zweiter Patron er nach dem heiligen Apostel Thomas mit Recht gilt, sondern ganz Asien und ist deshalb auch oft der Apostel Asiens genannt worden. Andere Missionare folgten und schlugen oft einen ganz neuen Weg ein wie z. B. Roberto de Nobili, einer der erfolgreichsten Boten des christlichen Glaubens. Dieser lebte das Leben eines brahmanischen Gelehrten, eines meditierenden und predigenden sanyasi, der Sanskrit, Telugu und vor allem Tamil sprach und in Madurai sich die Anerkennung als tattuvapodagar — Lehrer der Weisheit — erwarb. Von seinen Schriften hat besonders „Ananda Jiviam“ der christlichen Gemeinschaft neue Mitglieder gebracht. Unendlich viele Missionsstationen sind heute von Sikkim bis Ceylon zu finden — besonders unter den Primitivstämmen Chota Nagpurs hatten sie große Erfolge. Ein gutes Schulsystem, allen und nicht nur Katholiken zugänglich, sorgt für eine langsame und organische Hinführung zu modernen Anschauungen.

Doch ist Malabar das Herz des christlichen Indiens. Hier wird es sich entscheiden, ob das Christentum mehr sein wird als nur ein Farbstein in dem kosmischen Bild Indien. Dazu bedarf es, daß die Christen, die mit Recht auf ihren apostolischen Ursprung stolz sein können, die Zersplitterung in den eigenen Reihen beheben und daß das Weltchristentum mit brüderlicher Liebe diesen Vergessenen ihrer Gemeinschaft Hilfe und Unterstützung gewährt. Ein hoffnungsvolles Zeichen war, daß im Dezember 1955 in der philippinischen Hauptstadt Manila die erste Laienapostolat-Konferenz Asiens unter dem Wort „Asia for Christ“ von dem indischen Kardinal Valerio Gracias eröffnet wurde.

Die dritte Stadt christlichen Wirkens ist Tranquebar. Hier begann im Jahre 1706 die protestantische Mission, getragen von deutschen Missionaren. Der Leiter der ersten Mission war Bartholomaeus Ziegenbalg, der 1714 mit seinem Mithruder Johann Ernst Gründler die erste Übersetzung des Neuen Testaments in Tamil lieferte, die im gleichen Jahr in Tranquebar im Druck erschien. Im Jahre 1716 gab Ziegenbalg den ersten europäischen Beitrag zur Indologie: In

Halle erschien damals im Verlag des dortigen Waisenhauses die erste Tamilgrammatik.

Im Jahre 1620 wurde Tranquebar eine Faktorei der 1616 von König Christian IV. autorisierten Dänisch-Ostasiatischen Kompanie. Ziegenbalg, der ein Jahr vorher gestorben war, hatte noch sechs Monate vor seinem Tod die Neue-Jerusalem-Kirche, das erste protestantische Gotteshaus in Indien, errichten können. Bis auf den heutigen Tag kann man die deutschen Inschriften in ihm lesen.

Einen weiteren Aufschwung nahm die protestantische Mission, als 1793 die drei englischen Baptisten Carey, Marshman und Ward nach Serampore kamen. Auch über dieser Stadt wehte der Danebrog, die Fahne des dänischen Königs und Landes. Die britische Ostindische Gesellschaft war gar nicht der Mission gewogen. Sie glaubte, eine christliche Bekehrungsarbeit würde „ernsthafte Folgen“ unter der indischen Bevölkerung haben. Die Missionare, die auf Wanderpredigten immer mehr Anhänger gewannen, erhielten 1806 von Sir George Barlow das ausdrückliche Verbot weiterer Tätigkeit. Damit kam für lange Zeit den nichtenglischen kleinen Kolonien eine große Bedeutung im protestantischen Missionswerk zu. Von 1801, als Careys Übersetzung des Neuen Testaments ins Bengali erschien, bis 1832 erschienen in über vierzig Sprachen und Dialekten Ausgaben oder Teilausgaben der Heiligen Schrift der Christen. Inzwischen war es auch möglich, im britischen Teil zu missionieren.

Allmählich wurden in Europa und in Amerika eine Reihe von Missionsgesellschaften gegründet, die sich zum großen Teil der Indienmission annahmen (1821 Dänische Missionsgesellschaft, 1835 Schwedische Missionsgesellschaft — hervorgegangen aus der 1815 gegründeten Schwedischen Bibelgesellschaft, 1837 Lutheran Foreign Missionary Society in den Vereinigten Staaten, 1842 Gossner-Missionsgesellschaft, 1849 Hermannsburgers Evangelisch-Lutherische Missionsgesellschaft, 1864 Dänische Missionsgesellschaft in Indien). Die evangelische und allgemein protestantisch-lutherische Mission, die 1887 in Tanjore die erste Tamil-Synode, in Guntur 1895 die erste Telugu-Konferenz und 1908 im letzten Ort auch die erste Allindische Evangelisch-Lutherische Konferenz abhalten konnte, gewinnt langsam an Boden. Am 14. Januar 1919 wurde die Tamilische Evangelisch-Lutherische Kirche unabhängig, und am gleichen Tag des Jahres 1956 wurde in Anwesenheit evangelischer Bischöfe aus aller Welt — auch von deutschen — der erste Tamil-Bischof von Tranquebar, R. B. Manikkam, Präsident der Evangelisch-Lutherischen Kirchen in Indien, mit fast katholischem Ritus konsekriert.

Die anglikanische Mission war stets beschränkt, obwohl sie bereits seit 1813 aktiv war. Aber sie ist die typische Kirche nationaler Bindung. Jawaharlal Nehru greift die enge nationale Verhaftung dieser Kirche in seiner „Autobiography“ stark an. Erst im Jahre 1927 bequeme man sich im India Church Act and Measure zu einer Entstaatlichung dieser mit vielen Privilegien ausgestatteten Kirche der Engländer und Anglo-Indier in Indien.

Daß bei der augenblicklichen Zahl von fast zehn Millionen Christen im vorderasiatischen Raum die Stoßkraft des Christlichen recht gering ist, liegt an der ungeheueren Zersplitterung und damit an der mit sektenhaftem Eifer gerade von den kleineren Missionsgesellschaften verkündeten Art des Christentums. Erst wenn unter den Christen ein Unionsgedanke wirklich zu einer klaren Tat reift, kann das sich bisher verzettelnde Christentum wirken und weiter gedeihen. Ein erster Schritt einer Einigung wurde im evangelischen Lager erreicht, als am 27. September 1947 die Anglikaner, Methodisten, Kongregationalisten, Presbyterianer und Holländisch-Reformierten sich zu einer Kirche von Südindien mit dem Metropolitansitz in Madras vereinigten. Doch ist dies vom gesamtchristlichen Standpunkt aus betrachtet nur ein Teilschritt, wenn auch ein dankbar zu begrüßender. Aber vielleicht hat einmal zur Gesamtunion der Christenheit Indiens ein gewaltiges Wort mitzureden, nachdem es hier gelang, Teile, die sich in anderen Gebieten noch so heftig befähden, zu einer Gemeinschaft zusammenzubringen.

Das indische Judentum

Noch älter als das neunzehn Jahrhunderte alte Christentum auf indischem Boden ist die dortige israelitische Gemeinschaft. Die Monsunwinde, die die Schiffe, auf denen die ersten christlichen Missionare kamen, an die Malabarküste trieben, haben bereits vorher einige wenige Juden hierher geführt. Diese kleinen Judenkolonien erhielten aber erst Bedeutung, als Jerusalem im Jahre 70 n. Chr. von den Soldaten des Titus zerstört und das Volk Davids gezwungen wurde, in die Diaspora zu gehen.

Es ist interessant, daß die Tradition der indischen Juden, die keinesfalls durchtränkt ist mit antichristlicher Erinnerung, die vielmehr in den Christen eine brüderliche Gemeinschaft sieht, berichtet, daß der Apostel Thomas bei seiner Ankunft in Cranganore — damals bei den Juden Musiris und bei den Indern Maliankara genannt — von einem jüdischen Flötenspieler begrüßt worden sei und daß seine ersten Bekehrten vierzig Juden gewesen seien. Genau so wird erzählt, daß der Seemann, der Thomas nach Indien brachte, ein jüdischer Kaufmann aus Musiris namens Habban war. Seinen ersten Aufenthalt nahm Thomas im jüdischen Viertel der Stadt bei einem Rabbi namens Paul. Thomaschristliche Tradition hat allerdings diese nicht unwichtigen Tatsachen vergessen, aber vielleicht ist gerade die ergänzende indienjüdische Erzählung wichtig für die Widerlegung der von westlichen Skeptikern und Atheisten immer wieder vorgebrachten Einwände gegen die Anwesenheit des Apostels Thomas auf indischer Erde.

Die nächsten Ströme palästinensischer Juden flohen im zweiten Jahrhundert nach Indien, als in der Rebellion des Bar-Kochba zwischen 132 und 135 n. Chr. der letzte vergebliche Versuch unter-

nommen worden war, den jüdischen Nationalstaat wieder aufzurichten.

Schließlich erhielten die indischen Juden nochmals Verstärkung, als in Persien die nicht-zarathustrischen oder nicht-zaraoastrischen Bekenntnisse im vierten Jahrhundert verfolgt wurden. Das traf besonders auch die Juden, die seit den Tagen der Esther und des Mordechai dort stets eine starke und einflußreiche Kolonie besaßen.

Die letzten jüdischen Einwanderer kamen mit den Europäern. Während die Juden, die vorher aus der vorderasiatischen Urheimat oder aus anderen asiatischen Ländern kamen, schnell zu einer Gemeinschaft zusammenwuchsen, haben die letzten jüdischen Einwanderer sich von der ursprünglichen Judenschaft in Indien ferngehalten. Die Sephardim-Juden aus Europa und die ihnen folgenden Aschenasim haben sich zu der Gruppe der sogenannten weißen Juden zusammengeschlossen. Die anderen indischen Juden, die sich äußerlich nicht von den dunklen Menschen Südindiens unterscheiden, wurden von diesen Juden verächtlich die „schwarzen Juden“ genannt.

Gleichwie die Thomaschristen stolz auf eine alte, aus dem Jahr 824 herrührende Kupferplatte sind, auf der ihnen ein Malabar-Radshah besondere Rechte verlieh, sind auch die Juden glückliche Besitzer eines solchen solchen ehernen Dokuments. Die den Juden gehörende Kupferplatte, die mit einer berühmten Inschrift versehen ist, war einst im Besitz der „schwarzen Juden“. Heute gehört sie den „weißen Juden“, die nicht nur in der helleren Farbe sich von den anderen Mitgliedern ihrer Religion-Nation unterscheiden, sondern auch in der ganz verschiedenen Aussprache des Hebräischen. Die Platte aber wird heute in Cochin (auch Kuchi Bandar genannt) in der Pardesi-Synagoge der Weißen Juden aufbewahrt, nachdem sie Jahrhunderte lang von der „schwarzen“ Judenschaft, die eine eigene Synagoge besitzt und keinerlei gesellschaftliche oder religiös-nationale Beziehungen zu dem anderen Teil ihres Volkssplitters auf indischem Boden hat, verwaltet und verwahrt worden war. Sie hat folgende Inschrift, die nur mitgeteilt wird, weil es sich um das älteste jüdische Dokument des Indienjudentums handelt:

„Heil und Segen! Die folgenden Gaben werden gnädig durch jenen gewährt, der den Titel König der Könige erlangt hat und dessen Ahnen für viele hundert Jahre hier das Zepter trugen, in dem 36. Jahr nach dem zweiten Jahr an dem Tag, an dem er in Muyrocote wohnte... Wir haben bewilligt an Joseph Rabban das Dorf Anjuvannam mit 72 Eigentumsrechten, Zoll für Boote und Wagen, die Einnahmen und den Titel von Anjuvannam, die Lampe des Tages, Stoff für eine Sänfte, ein Sonnenschirm, eine Trommel, eine Trompete, ein Blumengewinde und so weiter. Wir haben ihm die Landeinnahmen, Landsteuern überlassen und die Einnahmen von der Waage. Darüber hinaus haben Wir durch diese Kupferplatte verfügt, daß er keinerlei Abgaben zu entrichten hat, wie sie die Einwohner zu zahlen haben, daß er aber in den Genuß aller Vorrechte kommt, deren sie sich erfreuen.

An Joseph Rabban, den Fürsten von Anjuvannam und seine Nachkommen, Söhne und Töchter und an seine Neffen und an seine Schwiegersöhne, die seine Töchter heirateten, an alle in natürlicher Erbfolge, soll Anjuvannam gehören, solange Welt und Mond existieren. Heil!“

Man kann sich vorstellen, mit welchem Stolz diese Platte gezeigt wird. Ihr Alter wird von den Juden in Cochin auf das Jahr 37 n. Chr. zurückgeführt. Vorsichtige Forscher des Westens verlegen sie in die Jahre 388 bis 490, und der europäische Jude Mandelbaum gibt gar das Jahr 1020 an. Selbst die ungünstigsten Zeitangaben zeigen, daß sich das indische Judentum eines schriftlichen Dokuments erfreut, das auch bei den meisten europäischen Völkern als uralte angesehen würde.

Die Juden, die ursprünglich in Cranganore beheimatet waren, haben nach einer großen Flut des Jahres 1341 ihre Stadt verlassen und sich in Cochin angesiedelt, wo heute ihr Mittelpunkt ist. In arabischen und jüdischen Reisebüchern des Frühmittelalters wird die Kolonie der Israeliten in Malabar immer wieder erwähnt, so bei Ibn Wahal im neunten und bei dem jüdischen Reisenden Benjamin von Tudela im 12. Jahrhundert.

Kaum zwanzigtausend zählt heute die indische Judenschaft in diesem Raum. Es sind historische und religionsgeschichtliche Gründe, die einmal die längst fällige Historie dieser Juden anregen sollten. Die Geschichte der „schwarzen Juden“ ist ganz in indischer Erde verhaftet, wie es beispielsweise auch die der jüdischen Falasha in Äthiopien ist. Die „weißen Juden“ dagegen, die sich stolz die richtigen „Bene Ischrael“ nennen, von den anderen altindischen Juden aber die *pardesi* — die Fremden — genannt werden, haben gefühlsmäßig noch stärkere Bindungen an die Außenwelt.

Als nach der Gründung des Staates Israel daher der Ruf auch an die indischen Israeliten erging, meldeten sich nur wenige „schwarze Juden“, kamen aber größtenteils desillusioniert wieder zurück. Zwar haben sie auch immer die Sehnsucht nach dem „Jeruschalajim hakadoscha“ — dem heiligen Jerusalem — in ihren Herzen getragen, aber ihre Geschichte ist nicht angefüllt mit der Erinnerung an Ghettos und Diskriminierung. Seltsam genug: diese Diskriminierung wurde ihnen in Indien nur zuteil durch „colour-conscious“ Juden, Mitglieder ihres eigenen Volkes. Von den weißen Juden aber sind es auch nur wenige gewesen, die sich nach dem neuen irdischen Zion, wie es einst in Wien Theodor Herzl erträumt hatte, begaben. Die Juden Indiens sind Inder geworden, Inder mit dem Reichtum einer indischen Seele, aber auch mit den Fehlern behaftet — wie zum Beispiel jenem, den die Bauer eines neuen Bharat immer wieder als „communalism“ anprangern. Damit meinen sie das fast sektiererische Verbohren in eng begrenzte lokale Angelegenheiten, das unheilvolle Verharren, zwischen den einzelnen Volksschichten Barrieren aufzurichten. Und diese trennen ja auch die so kleine jüdische Gemeinschaft.

Schulen und Erziehungswesen

Das Erziehungswesen des kolonialen Indien besaß in den höheren Schulen und in den Universitäten seit einem Jahrhundert angelsächsischen Charakter. Im Jahre 1837 wurde durch den Sprachenerlaß der britischen Ostindien-Kompanie Englisch zur offiziellen Sprache der Verständigung und der Wissensübermittlung erklärt. Mit dem Programm des damaligen Präsidenten der Kontrollbehörde der East India Company, Sir Charles Wood, der seinen „Plan für die Errichtung eines gut gegliederten Erziehungssystems von der Grundschule bis zur Universität“ im Jahre 1854 vorlegte, wurde die erzieherische Arbeit in Indien in die modernen — das heißt: auf das Englische hinführenden — Bahnen gelenkt. Im Jahre 1857 wurden die drei Universitäten Kalkutta, Madras und Bombay gegründet, die als Mutteruniversitäten des modernen Indien und Burma jahrelang die Spitze des Erziehungssystems im großen asiatischen Kolonialimperium der Briten bildeten. Erst als 1882 die Punjab University in Lahore und 1887 die Universität von Allahabad hinzukamen, begann der allmähliche Aufbau eines über das ganze Land sich erstreckenden Universitätssystems.

Als die Völker des vorderindischen Raumes ihr politisches Schicksal selbst in die Hand nahmen standen sie vor einer ungeheuren und unlösbar scheinenden Aufgabe. Das Erziehungssystem war trotz aller britischen Erfolge doch in erster Linie nach den Erfordernissen und Gesichtspunkten einer kolonialen Macht ausgerichtet worden. Es wurde eine gute Schicht herangebildet, die für England in der Verwaltung des riesigen Subkontinents eine wertvolle Stütze war. Aber die Masse des Volkes — rund neunzig Prozent der Gesamtbevölkerung und davon die Masse in den siebenhunderttausend Dörfern dieses Raumes — blieb weiterhin im Analphabetismus stecken, obwohl immer mehr Elementarschulen — es handelte sich dabei um Fürsten-, Tempel- und Gemeindeschulen — den Kampf aufnahmen und heute als Volksschulen im gleichen Sinne wirken.

Bis heute sind weit über ein Drittel der volksschulpflichtigen Kinder in den verschiedenen Staaten Vorderindiens erfaßt worden. Zu den rund 350 000 Volksschulen, in denen fast 500 000 Lehrer und 80 000 Lehrerinnen unterrichten, gehen etwa 28 Millionen Kinder. Das sind rund 35 v. H. der Kinder zwischen sechs und vierzehn Jahren. Dabei darf nicht vergessen werden, daß das Schulalter in den einzelnen Staaten recht verschieden ist: in Assam, Bombay, Punjab umfaßt es die Sechs- bis Elfjährigen, in Bhopal die Sieben- bis Vierzehnjährigen, in Rajasthan und teilweise im pakistanischen Sindh die Fünf- bis Vierzehnjährigen und in Teilen Südindiens und Ceylons — so in dem Kerala-Land Travancore-Cochin — die Fünf- bis Zehnjährigen.

Ein besonderes Problem ist die Erwachsenenbildung. Weil ein ungeheurer Mangel an fähigen Lehrern herrscht, konnte hier nur ein kleiner Prozentsatz der Lernwilligen erfaßt werden. Es geht nicht nur darum, den Menschen Lesen, Rechnen und Schreiben beizubrin-

gen, sondern in ihnen auch eine staatsbürgerliche Gesinnung zu wecken, ihnen die Kenntnis von der Geschichte und Kultur des Landes, von den bürgerlichen Pflichten, von Gesundheit und Hygiene zu verschaffen.

Das höhere Schulwesen, die sogenannten „Höheren Schulen“ („Higher schools“, „Secondary schools“) und die Mittelschulen („English schools“ mit englischer Lehrsprache und „Vernacular schools“ mit der betreffenden Landessprache als Unterrichtssprache) umfassend, ist uneinheitlich. Nur ein Drittel der höheren Schulen kann einen Abschluß vermitteln. Dennoch ist in den letzten Jahren ein Ansteigen der Zahl der Abschlußprüflinge zu vermerken. Indien ist besonders bestrebt, für den Lehrerstand zu werben.

Eine Sonderstellung im vorderindischen Raum nehmen einige ehemalige indische Fürstenstaaten und Ceylon ein, wo dank eines guten Erziehungssystems schon seit je die Zahl der Analphabeten gegenüber den übrigen Teilen des Landes recht gering ist. So gibt es in Travancore-Cochin ganze Landschaften, in denen über ein Drittel lesen und schreiben können. In Ceylon ist die Zahl noch höher. Da ist genau die Hälfte der Bevölkerung des Schreibens und Lesens kundig.

Die durchschnittliche Prozentzahl der Schriftkundigen war für die gesamte vorderindische Region rund 15 v. H. Man kann davon ausgehen, daß die Statistik des Bildungsstandes, die einmal nach den einzelnen „communities“ (im Jahre 1931!) durchgeführt wurde, im Großen und Ganzen heute noch gültig ist. Nach diesem Stand waren in Prozenten schriftkundig bei den: Hindus 8,4 v. H. gesamt (14,4 männlich und 2,1 weiblich — bei den Unberührbaren 1,9), Animisten 0,7 insgesamt (männlich 1,3 und 0,2 weiblich), Mohammedaner 6,4 (männlich 10,7 und weiblich 1,5), Buddhisten 9,0 (männlich 15,3 und weiblich 2,3), Sikhs 9,1 (männlich 13,8 und weiblich 2,9), Christen 27,9 (männlich 35,2 und weiblich 20,3), Jaina 35,3 (männlich 58,2 und weiblich 10,6), Juden 41,6 (männlich 48,8 und weiblich 33,8) und Parsen 79,1 (männlich 84,5 und weiblich 73,4).

Die Indische Union hat heute 30 Universitäten, die durchweg alle einen guten Namen haben, wenn auch der Lehrstandard natürlich sehr verschieden ist. Das Grundübel sind die Vorschulen. Es war Gandhis Plan, eine sogenannte Basic Education für alle zu schaffen, um den Durchschnitt des Volkes zu heben. Diese „Nai Talim“ — Neue Erziehung wie sie auch genannt wird — fand in Sevagram, nicht weit von dem Ort Wardha, der mit dem Mahatma so sehr verbunden ist, eine erste Heimat. Da wird in Verbindung mit den heimischen Künsten den Schülern das Erlernen des Schreibens und Lesens in einem Ashram-Schulgebäude beigebracht. Diese uralte und für Indien so typische Art des Lehrens ist das Heim, in dem Lehrer und Schüler gemeinsam wohnen. Mit dem Namen Ashram sind heute Namen wie Gandhi und Aurobindo verbunden. Aus dem Ashram-Gedanken heraus war einst auch in Südafrikas Gandhis Farm „Phoenix“ geboren. Auch die private Hochschule der Arya Samaj, Gurukul in Hardwar, ist eine solche Schule, in der die körperlichen An-

lagen mit den charakterlichen und geistigen in gleicher Weise ausgebildet und gepflegt werden. Den Akzent auf eine mehr dem Musischen und Universalen zugewandte Erziehung legte Rabindranath Tagores Vishva Bharati in Shantiniketan, Gandhis Gujerati-Schule bei Ahmedabad mehr auf die gute Mischung Körperlich-Geistig. Besonders nach der Unabhängigkeitserklärung wuchs die Zahl der Schulen überall an. So wurden allein im Jahre der Unabhängigkeitserklärung in der Indischen Union drei Universitäten gegründet (Rajputana, Punjab, Gauhati). Es folgten 1948 Poona, Roorkee und Jammu-Kaschmir, 1949 Baroda, 1950 Karnatak und Gujerat, 1951 Vishva Bharati (von der Zentralregierung damals übernommen) und Shrimati Nathibai Damodar Thackersey Indian Women's University und 1952 Bihar. In Pakistan wurden zu den drei alten Universitäten noch zwei weitere (Peschawar 1950, Karachi 1951) gegründet. Ceylon besitzt seit 1942 die University of Ceylon in Peradeniya. Damit beläuft sich zur Zeit die Zahl der Universitäten im gesamten vorderindischen Raum auf 36.

Einst hatte die Erziehung im alten Indien zu Füßen eines Lehrers, eines Guru, nicht nur intellektuelle Ziele, sondern wollte inneres Gleichgewicht und harmonische Wesenheit erzeugen. Es war dies genau auch das Ziel althellenischer Paideia. Ein Mittel der Erziehung zum Selbst war Yoga. Damit war der Weg gegeben zu Konzentration und Beherrschung, zur Herrschaft über sich selbst. Hinzu kam die Pflege der Meditation und das Wecken einer eigenen Intuition. Namen solcher alter Ashram-Universitäten sind zum Beispiel Takshashila im Schnittpunkt indobaktrischer und indischer Kulturströme, von den Griechen Taxila genannt, dann Benares, Nalanda (heute wieder ein buddhistisches Zentrum) und später Madura. In Ceylon lag der Akzent stets auf den mehr buddhistischen Klosterschulen. Doch ist gerade im ceylonesischen Tamilland das System der Ashram-Schule heute noch in den „Guru-Seeshya“ lebendig.

In den mohammedanischen Ländern waren die Koranschulen Ursprung des Wissens. Die Zentrale Moslem-Universität war für lange Jahre die 1920 ins Leben gerufene Aligarh-Universität. Daneben gibt es gerade in Indien eine Reihe privater Hochschulen wie etwa die Jamia Millia in Delhi. Diese findet man allerdings auch bei den anderen Religionsgemeinschaften — bei den Jaina, Parsen und Christen besonders.

Die christlichen Missions- und Pfarrschulen sind aus dem schulischen Leben des vorderindischen Subkontinents nicht mehr herauszudenken. Ein großer Teil der modernen Entwicklung der Länder dieser großen Region ist den Mühen zahlloser Missionare und Schwestern zu danken. Die Geschichte der christlichen Schule hier ist die Geschichte eines stillen Heldentums und einer nie ermüdenden Arbeit, es ist das Hohelied sich verschenkender Liebe und unausschöpflicher Geduld. Auch die deutschen Christen haben einen großen Beitrag zur Erziehung der vielen Völker und Stämme beige-steuert. Deutsche, österreichische, schweizerische und luxemburgi-

sche Jesuiten — um nur einen der vielen Orden zu nennen — haben in Puna (Poona), Hugli, Sangamner ein ausgezeichnetes Feld ihrer Pädagogik gefunden. Ihr größtes schulisches Denkmal ist das 1869 gegründete St. Xavier's College in Bombay, das heute vielleicht die beste Erziehungsstätte für junge Katholiken in ganz Vorderindien ist. Das Beispiel eines de Nobili, in indischem Gewand und als Inder zu Indern zu sprechen, wenn man Christus predigt, macht eine Gruppe deutscher Jesuiten wahr, die in Puna sich naturalisieren ließen und dort das De Nobili-College führen. Von den bekannteren, von deutschen Patres gegründeten Missionsschulen darf vielleicht noch die von der Steyler Mission — der Societas Verbi Divini — geleitete St. Raphael High School in Indore erwähnt werden.

In diesem Zusammenhang sei aber auch rühmend eines neuartigen Instituts gedacht, das ebenfalls eine Gründung von Steyler Patres ist, des Anthropos-Instituts in Bandra bei Bombay. Inspirator dieses Unternehmens ist P. Prof. Hermanns, der über chinesische und tibetanische Themen in deutscher, chinesischer und englischer Sprache schrieb und aus Anlaß des 150. Geburtstages des Bombay Branch Royal Asiatic Society 1954 ein Werk über „The Indo-Tibetans“ vorlegte. Das einzigartige Anthropos-Institut hat folgende Aufgaben: es soll die ethnologische und religionswissenschaftliche Erforschung der primitiven Kulturen Indiens pflegen und die Erforschung der indischen Hochkulturen in anthropologischer, ethnologischer und prähistorischer Hinsicht fördern. Bisherige Forschungsgebiete waren die Volksräume in Nepal, Bhutan, Sikkim, Tibet und Assam. In dem deutschen Geist aufgeschlossenen St. Xavier's College wird von den Patres des Anthropos-Instituts Unterricht in Anthropologie und Ethnologie gegeben. Daß daneben zahlreiche Publikationen erscheinen und geeignete indische Mitarbeiter herangezogen werden, beweist, wie sehr das Institut, das der deutschen Ordensprovinz mit dem Sitz St. Augustin in Hangelar bei Siegburg angeschlossen ist, auch in die Weite wirkt.

Die deutschen Kinder im vorderasiatischen Raum, die zum Teil mit zahlreichen deutschen Ingenieurfamilien ankamen, haben jetzt auch die erste deutsche Schule erhalten. Es handelt sich hier um die 1955 geschaffene deutsche Schule in Jamshedpur, an der der gesamte Unterricht in deutscher Sprache ist. Selbstverständlich ist vorgesehen, daß hier auch einmal indische Kinder durch ein deutsches Erziehungssystem hindurchgehen können.

Bibliotheken, Archive, Museen

In einem Raum, in dem kulturelle Beziehungen so hoch im Kurs stehen, wie dies gerade in Vorderindien der Fall ist, spielen Bibliotheken und Archive eine besondere Rolle. Jede Universitätsstadt hat heute eine gute Bibliothek. Sie stehen jedem Besucher offen.

Bibliotheken von internationalem Ruf besitzen natürlich nur die Weltstädte. So hat die Bibliothek der Bombay (einem Zweig der

Royal) Asiatic Society, gegründet 1804 von Sir James Mackintosh, mehr als 100 000 Bände.

Das State Record Office in Bombay beherbergt als eines der ältesten Archive des Subkontinents wertvolles Material für historische Forschungsarbeit. Desgleichen besitzt West-Bengalen in Kalkutta ein gutes Archiv. Doch wird die Bedeutung der Archive wohl nicht immer klar erkannt. Es besitzen in Indien z. B. von 28 Staaten nur 12 ein Archiv — es handelt sich um die bedeutendsten A- und B-Staaten — und weitere 17 Regionalkommissionen sind gleichfalls glückliche Besitzer.

Das Belvedere House in Kalkutta ist heute die Stätte der National Library, einer der bekanntesten Bibliotheken des Landes neben der alten Imperial, die Kalkutta vor einem halben Jahrhundert noch zum Treffpunkt der Bücherfreunde machten. In Madras hat neben der Connemara besonders die Literary Society eine der guten Bibliotheken, die den regionalen Rahmen sprengen. In New Delhi ist eine ähnliche diejenige des Indian Council of World Affairs.

In Pakistan und Ceylon gibt es zur Pflege der Bibliotheken und Archive des Landes eigene Library Societies. Diese waren im ungeteilten Indien nur auf einige wenige Orte konzentriert. So gibt es heute noch die 1925 gegründete Bengal Library Association in Kalkutta, die Central Provinces (heute Madhya Pradesh) and Berar Library Association in Nagpur (1945), die Indian Library Association in Kalkutta (1933) und die Madras Library Association (1928) in Madras. Alle diese Organisationen haben viel getan, um von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf Büchereien und kleine Leschallen zu errichten. Nur darf man nicht alle Unternehmungen, die den Namen „Library“ führen, gleich mit europäischen Augen messen. Wenn in einem weltfernen Dorf irgendeine kleine Gemeinschaft zehn oder mehr Bücher aufweist, dann werden sie sicher eine Bücherei mit einem klingenden Namen errichten. Der Inder, noch nicht vernebelt durch Schlagworte und Propaganda, liest gern und verleiht auch gern seine Bücher. Daß daher die Bücher, die man in einem Buchladen kaufen will, nicht mehr so ladenfrisch aussehen, wie wir es bei uns gewohnt sind, muß man halt in Kauf nehmen, denn es ist selbstverständlich, daß der Buchhändler und seine Freunde sich vorher das Buch zu geistigem Eigentum gemacht haben.

Eine große Bedeutung kommt natürlich auch den Museen zu. In allen Städten trifft man auf kleine und kleinere Hallen, die an irgendeine indische Epoche erinnern. Daneben aber besitzt der vorderindische Raum in einigen wenigen Städten Museen, die ungeahnte Schätze vor dem Besucher auszubreiten im Stand sind.

Wer die Prähistorie kennenlernen will, kann dies besonders in den Museen in Harappa und Mohenjo-Daro. Einen Schimmer alten Hinduismus vermittelt das Museum in Tanjore. Vom Buddhismus künden besonders die Hallen des Nationalmuseums in Colombo, des Zentralasiatischen Museums in New Delhi und des Viktoria Memorial Museums in Peschawar. Die Kuschan-Periode kann man im

Curzon Museum in der uralten Hindustadt Muttra erleben und die spätere Gupta-Zeit in Nalanda. Eine schöne Mischung von hinduistischer und buddhistischer Kunst wiederum ist im Nationalen Museum im Rashtrapati Bhavan, im Haus des Präsidenten, dem ehemaligen Sitz der Generalgouverneure und Vizekönige in New Delhi, zu entdecken.

Von den großen Museen lohnen einige wirklich den Besuch. Es seien hier besonders genannt: Prince of Wales Museum, Victoria and Albert Museum und St. Xavier's College Museum in Bombay, Indian Museum und Victoria Memorial Museum in Kalkutta, Central Museum in Nagpur, die Napier, Rangavilas und Art Gallery Museen in Trivandrum und Government Museum in Madras, Albert Museum in Jaipur und Lord Reay Museum in Puna. Wer einen Sonderwunsch hat, kann etwa das Naturgeschichtliche Museum in Darjeeling besuchen oder das Pflanzenmuseum in Rawalpindi, das Münzenmuseum in Shillong, Terrakotten in Allahabad und das Victoria Technical Institute Museum in Madras. Moslemische Kunst ist gesammelt im Museum in Karachis Frere Hall, in Lucknows Ajaib Ghar in der Residenz und in Hyderabad's Regierungsmuseum. Gute regionale Ausstellungen sind übrigens außer den großen Zentren wie den Millionenstädten Kalkutta für Bengalis, Bombay für Gujeratis für Tamilen in Madras besonders im Mahrattenland in Punas Bharata Mandala und in Sataras Stadtmuseum zu finden.

Diese Liste bietet nur eine kleine Aufstellung, die versucht, einige besonders interessante Museen herauszuheben. Indien ist kein Land — oder sagen wir: noch kein Land — der Museen. Das kommt daher, daß der Inder nicht das präzise geschichtliche Denken kennt, wie es bei uns einfach selbstverständlich ist. Der Inder und der Bewohner des vorderindischen Raumes hat aber auch den Vorteil, seine Vergangenheit nicht mit den Augen eines ästhetischen Historismus zu erschauen, sondern sie als ein Stück des heutigen Tages immer noch zu erleben und dadurch als ein ihm noch immer Gegenwärtiges in sich und um sich zu haben. Darum sollen wir die Versuche, Museen aufzuziehen und sie als Schauhäuser indischer Kultur zu zeigen, auch nur als ein Experiment mehr des guten Willens als der gelungenen Tat werten. Wenn wir mit diesem Verständnis in die Museen des vorderindischen Kulturraumes treten, werden wir nicht enttäuscht sein, sondern vielleicht gar reich beschenkt hervortreten.

Die Presse

Verglichen mit dem Zeitungswesen Europas ist die Presse der vorderindischen Länder noch recht jung. Erst am 29. Januar 1780 erschienen in Kalkutta die ersten Exemplare einer in Indien gedruckten modernen Zeitung. Es war die „Bengal Gazette“ des James Augustin Hicky. Das Blatt begann zum Teil mit einem Ton, den sich heute nur die sogenannte Boulevardpresse erlaubt. Aber mit ihrem Erscheinen begann eine neue Seite der indischen Geschichte.

Hickys Beispiel machte Schule. Nach einigen weiteren Versuchen in Kalkutta gründete man auch in Bombay die erste Zeitung, den „Bombay Herald“, der 1789 zum ersten Male erschien. Im nächsten Jahre folgte der „Bombay Courier“, der sich später (1861) mit der 1830 gegründeten „Times of India“ vereinigte.

In Kalkutta waren zwischen 1780 und 1785 nicht weniger als fünf Zeitungen gegründet worden. Auch die Regierung gab ein Blatt heraus, die „Calcutta Gazette“, die 1783 das Licht der journalistischen Welt erblickte. Ein anderes Blatt dieser Frühepoche war „The Indian Gazette“, die um die Jahrhundertwende aufkam und acht Jahrzehnte später (1883) mit der gleichaltrigen „Bengal Harkaru“ verschmolz, um dann wieder drei Jahre später in den „Indian Daily News“ aufzugehen.

Auch auf bengalischem Boden war es, wo im April 1818 die erste Zeitung, „Dig Darsan“, in einer indischen Sprache herausgegeben wurde. Drei englischen Missionaren, Ward, Carey und Marshman, die in dem damals dänischen Serampore wirkten, verdankte sie ihre Entstehung. Dies Blatt in Bengali war als Monatsblatt gedacht. Durch den Erfolg ermutigt, gaben die Missionare jedoch bereits am 23. Mai 1818 es unter dem Namen „Samachar Durpan“ als Wochenzeitung heraus. Ein Jahr später folgte Bombay dem Vorbild Kalkuttas. Damals wurde dort von Fardunji Murzban der „Bombay Samachar“, ein besonders sich an die Parsen richtendes Blatt ins Leben gerufen. Die Zeitung, die in Gujerati (Gudscharati) erscheint, besteht noch heute und sammelt eine für indische Verhältnisse recht beachtliche Lesergemeinde um sich.

In Kalkutta gab 1821 eine Gruppe britischer Kaufleute eine der bemerkenswertesten Zeitungen der damaligen Zeit heraus: „John Bull in the East“. Hier wurde versucht, den damals üblichen, sehr scharfen Ton aus der Presse zu bannen und durch das sachlich argumentierende Wort zu ersetzen. Später erschien das Blatt unter dem Titel „Englishman“. Es war das Organ der Engländer in Indien, für das auch Macaulay so erfolgreich während seines Aufenthaltes in Hindustan schrieb. Drei Generationen lang gehörte dieses einflußreiche und bekannte Blatt der Familie Sanders, bis es zu Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts mit dem „Statesman“ eine Fusion einging. Der „Statesman“ selbst war 1873 von Robert Knight gegründet worden. Dieser Knight war dadurch bekannt geworden, daß er den „Friend of India“, den 1817 Missionare gegründet hatten, angekauft hatte. Sein Blatt stand damals bei der englischen Beamten- und Kaufmannsschicht in Indien in keinem guten Ansehen, weil es sich hin und wieder, wenn auch nur in gemäßigter Form, für die Belange der indischen Bevölkerung einsetzte und den Engländern in seiner Kritik keinen geringen Schrecken einjagte. Die Zeitung „Statesman“ revolutionierte später das indische Zeitungswesen, da sie als erste eine Rotationsmaschine und eine moderne Linotype-Setzmaschine im Jahre 1907 in Betrieb nahm. Die übrigen Zeitungen, die noch auf langsam arbeitenden Flachpressen gedruckt wurden, hatten eine böse Konkurrenz erhalten. Denn die Brüder Knight konnten ihr Blatt für

ein Anna-Stück anbieten, während die anderen nicht unter vier Annas gedruckt werden konnten.

Einer der Pioniere der indischen Presse war Radschah Rammohun Roy, der 1821 „Sambad Kaumudi“ in Bengali und 1822 „Mirat ul-Akhbar“ in Persisch herausbrachte. In Bengalen erschien auch die erste Zeitung in der Hindi-Sprache — der Kalkuttaer „Udunt Martund“ von 1826. Das Jahr 1837 sah den Start des ersten Presseerzeugnisses in der Marathisprache, des „Dig-Dursan“. Sechs Jahre vorher hatte die Presse ihren ersten Gehversuch in Madras mit dem von der Christian Religious Tract Society verlegten „Tamil Magazine“ gemacht. Erst 1855 sollte mit der „Dina Vartami“ ein bewußtes Tamil-Blatt auf den Plan treten. Inzwischen aber waren in fast allen Provinzen Indiens Periodica erschienen, meistens Wochenblätter, die wegen der strengen, besonders von Lord Wellesley erlassenen Pressegesetze sich kaum an gewagte Themen heranwagten.

Das wurde anders, als der Generalgouverneur Marquis Hastings 1851 eine mildere Gesetzgebung veranlaßte. Schließlich hob er sogar die Zensur auf. Das Jahr 1851 kennzeichnet den eigentlichen Beginn des indischen Journalismus. Bislang hatten sich nur einige wenige „Außenseiter der Politik“ an ihn herangewagt. Jetzt entdeckten die indischen Patrioten allgemein die Möglichkeiten, die sich ihnen boten. Der indische Aufstand von 1857 veranlaßte die britische Besatzungsmacht, durch neue Zensurgesetze — besonders den Gagging Act — diese Freiheit wieder empfindlich zu beschneiden. Auf 19 indische Zeitungen schrumpfte das einheimische Pressewesen zusammen. Viele Redakteure und Verleger wanderten ins Gefängnis.

Erst nach 1861 wurde der indischen Presse wieder ein größeres Maß an Freiheit gegeben. Zwischen 1861 und 1893 konnten mehr als 450 Blätter in indischen Sprachen registriert werden. Im Februar 1897 wurde auf einer der ersten Sitzungen der neu gegründeten Kongreßpartei festgestellt, daß es in Indien mehr als eine Million Leser gab.

Im Jahre 1885 war der Indian National Congress gegründet worden. Damit hatte sich das politische Indien zum ersten Male in einer modernen Organisation gesammelt. Viele Zeitungen stellten sich sofort in den Dienst des Nationalkongresses. Doch war es bei einer nationalen Bewegung auf so breiter Grundlage unvermeidlich, daß sich bald verschiedene Flügel — Gemäßigte und Extremisten — bildeten. Den extremen Tilak-Flügel der Partei — es handelte sich hier neben Bal Ganghadar Tilak besonders um Aurobindo Ghosh, Bipin Chandra Pal und Lajpat Rai — unterstützte die Marathi-Zeitung „Kesari“ in Puna (1881 von Lokamanya Tilak begründet) und die in Kalkutta herauskommende englischsprachige „Bande Mataram“ und die in Bengali erscheinenden „Sandhya“ und „Jugantar“. In Südindien war es „New India“, die den Extremisten der Swadeshi-Bewegung publizistische Unterstützung gab. Dieses Blatt war aus einem kleinen Lokalanzeiger, „Madras Standard“, hervorgegangen und von Annie Besant aufgekauft und unter neuem Namen wieder herausgebracht worden.

Fast alle in indischem Besitz befindliche Zeitungen — gegenüber den englischsprachigen in britischem Besitz — unterstützten den Kongreß und seine Ziele, wenn zuerst auch in der Sprache der Extremisten. Zwischen den beiden Flügeln der Partei war es immer wieder zu scharfen Auseinandersetzungen gekommen. Die Gemäßigten blieben lange Zeit ohne ein eigenes Organ. Vermittelnd zwischen den beiden Extremen des Kongresses stand für eine Weile die Kalkuttaer Zeitung „Amrita Bazar Patrika“, deren Geschichte eine der farbenprächtigsten einer indischen Zeitung ist. Sie wurde im Jahre 1868 in Jessore von den Brüdern Ghose gegründet. Da sie beispiellosen Erfolg hatte, verlegten die Gründer ihren Verlag nach Kalkutta. Zehn Jahre erschien das Blatt in Bengali, bis 1878 der Vernacular Press Act die Freiheit der in indischen Sprachen erscheinenden Blätter arg beschnitt. Da stellte die Zeitung über Nacht von Bengali auf Englisch um. Sie war Vorbildlich für einen fairen Kampf des Volkes in der Sprache der Kolonialherren.

Die Gegensätze zwischen den Extremen des Kongresses prallten erstmalig auf der Versammlung von Surat im Jahre 1907 offen aufeinander. Die Führer der Gemäßigten, Gokhale und Sir Pherozeshah Mehta, erkannten die Notwendigkeit, ihre Ansichten auch durch die Presse im Volk zu verbreiten. Erst 1913 gelang es Mehta, eine Zeitung ins Leben zu rufen, den „Bombay Chronicle“, dessen Chefredakteur Guy Horniman stets eine klare und offene Sprache redete, wodurch er sich bei seinen englischen Landsleuten mehr als einmal unbeliebt machte.

Als während des ersten Weltkrieges, in dem die liberalen und gemäßigten Inder die englische Seite unterstützten, extreme Zeitungen sich für eine sofortige Lösung der indischen Bindungen zu Großbritannien und für einen freien indischen Staat einsetzten, brachte diese Haltung manche Konflikte mit der angloindischen Regierung ein. Viele Redakteure wurden ohne ein gerichtliches Verfahren verurteilt — wie zum Beispiel Maulana-Mohammed Ali, Chefredakteur des „Comrade“, und Maulana Abul Kalam Azad, sein Kollege von der Zeitung „Al-Hilal“. Nachdem die „Radikalen“ von den Briten unschädlich gemacht worden waren, haben gerade die Gemäßigten im Kongreß und seiner Presse — etwa Surendranath Banerjea, C. Y. Chintamani und Madan Mohan Malaviya — die Verantwortung getragen, die Bewegung am Leben zu erhalten. Ihnen ist es mit zu danken, daß nach dem Kriege der Kampf um die Freiheit wieder sofort beginnen konnte.

Zu einer Popularisierung der nationalen Bewegung trugen die Blätter Gandhis, des Mahatma, in großem Maße bei. Dies war der Fall bei dem von Gandhi übernommenen Blatt „Young India“ und seiner später (1933) von ihm selbst ins Leben gerufenen Zeitschrift „Harijan“ (die Bezeichnung bedeutet „Gottessöhne“, ein Name, den der Mahatma den „unberührbaren“ Parias gab) in englischer Sprache, die zugleich in Gujerati (Harijanbandhu) und Hindustani (Harijansevak) erschien. Mit diesen Blättern hatte Gandhi großen Erfolg, wenn er auch — er nahm z. B. keine Anzeigen auf — ganz auf

kommerzielle Erfolge verzichtete. Gandhi hatte bereits vorher die Bedeutung der Presse klar erkannt und 1903 in Südafrika ein eigenes Blatt, „Indian Opinion“, gegründet. Mit einer gewissen Bestürzung haben die Gandhifreunde in aller Welt im Frühjahr 1956 die Nachricht der Gesellschaft Navajivan, die die Blätter des Mahatma herausgab, vernommen, daß sie am 1. April 1956 alle drei Wochenblätter einstellt. Ein Stück des gandhischen Indien ging mit ihnen dahin.

Andere bekannte Satyagraha-Blätter waren der 1919 in Allahabad von Motilal Nehru, dem Vater des späteren Ministerpräsidenten Jawaharlal Nehru, herausgegebene „Independent“ und die seit 1920 in Benares erscheinende Zeitung „Aj“. Die 1938 in Lucknow gegründete Zeitung „National Herald“, auf dessen Direktorenliste damals der Name Jawaharlal Nehru an der Spitze prangte, hat sich unter den Zeitungen Indiens den Ruf eines sachlich und fundiert redigierten Blattes erworben.

In den zwanziger Jahren war die extreme Forderung nach Swaraj (Swaradsch) über Satyagraha gestellt worden — besonders C. R. Das und Motilal Nahrü waren die Wortführer. Ihr Organ wurde die 1923 in Delhi gegründete „Hindustan Times“. Unter der Chefredaktion von Kavalam Madhava Panikkar wurden die Absichten des Swaraj-Flügels von dieser Zeitung lange Zeit interpretiert und vertreten. Blätter der gleichen Richtung waren in Madras die Tamil-Zeitung „Swadeshamitram“ und die dort von Chakravarty Rajagopalachari, der später der letzte Generalgouverneur des englischen Königs in Indien werden sollte, und die in Prakasam gegründete Zeitung „Swarajya“, in Kalkutta der „Forward“ und „The Hindu“. Übrigens erscheint „The Hindu“ auch in Madras und hat — dank seiner nüchternen Berichterstattung und guten Redigierung, die ihn bald über alle übrigen Blätter hinaushob, einen nationalen und internationalen Ruf erworben.

Das bedeutendste Tageblatt der Satyagraha-Bewegung des Kongresses war lange das 1930 von Sardanand ins Leben gerufene „Free Press Journal“. Zur gleichen Zeit begann auch die Moslem-Liga ihren publizistischen Kampf mit bedeutenden Blättern wie dem „Star of India“ und den „Morning News“. Eine der bekanntesten Moslembblätter in einer indischen Sprache waren die 1936 in Kalkutta gegründete „Azad“ in Bengali und die ein Jahr später in Delhi herausgegebene Zeitung „Jung“ in der Urdu-Sprache. Nach der Teilung Indiens in die Indische Union und Pakistan verlegte „Azad“ den Sitz nach Dacca in Ost-Bengalen, während „Jung“ nach Karachi übersiedelte. Als erstes Blatt der indischen Moslems galt „Dawn“ in englischer Sprache, gegründet 1942 durch den späteren „Quaid-i-Azam“ Pakistans, Mohammed Ali Jinnah. Dieses Blatt verlegte 1947 Verlag und Redaktion ebenfalls zur Hauptstadt des neuen Staates, für den Jinnah so lange erbittert gekämpft hatte.

Nach der Erlangung der Unabhängigkeit brach für die Presse im indischen Raum die große Stunde an. Zeitungen wie „Dawn“ in Karachi oder die „Pakistan Times“ in Lahore, sofort nach der Schaf-

fung des Jinnah-Staates ins Leben gerufen, „The Hindu“ in Madras, „Times of India“ in Bombay, „Hindustan Times“ in New Delhi, „Amrita Bazar Patrika“ in Kalkutta und schließlich „Times of Ceylon“ waren plötzlich Zeitungen freier und unabhängiger Nationen. Als englischgeschriebene Blätter kämpften sie nun nicht mehr gegen koloniale Methoden, sondern mühten sich um Verständnis mit anderen Nationen. Diese neue Zielrichtung haben diese Blätter sofort klar erkannt.

Abseits vom bewegteren journalistischen Leben auf dem Kontinent blüht die Presse auf Ceylon. Der Senior unter den Blättern ist der 1834 gegründete und heute noch in Colombo herauskommende „Ceylon Observer“. Die „Times of Ceylon“ schrieb sich 1846 ins Geschichtsbuch der Presse. Es folgte — immer mit dem Erscheinungsort Colombo — 1907 „Dinamina“ in Singhalesisch, 1915 die singhalesische Wochenschrift „Sinhala Jatiya“ und 1930 ebenfalls ein singhalesisches Wochenblatt namens „Silumina“, 1930 die Tamil-Zeitung „Vicakesoari“ und zwei Jahre später in gleicher Sprache „Thinakaran“. Damit ist die Presse Ceylons in ihren hervorragendsten Beispielen genannt.

Eine große Bedeutung kommt in erster Linie der Presse in einheimischen Sprachen zu. Hier seien nur die wichtigsten genannt. Es sind in der Indischen Union etwa folgende: Ajmal (Urdu, gegründet 1928) in Bombay, Hindustan (Gujerati, 1924) in Bombay, Deshimitra (Gujerati, 1868) in Surat, Hindu Sansar (Sindhi, 1941) in Bombay, Dnyan Prakash (Marathi, 1849) in Puna, Kesari (Marathi, 1881) in Puna, Karnatak Vaibhava (Kanaresisch, 1892) in Bijapur, Navarashtra (Hindi, 1946) in Patna, Dainik Assamiya (Assamesisch, 1946) in Gauhati, Lokmat (Hindi, 1930) in Nagpur, Adhikar (Hindi, 1938) in Lucknow, Bharat (Hindi, 1928) in Allahabad, Hamdam (Urdu, 1912) in Lucknow, Vertman (Hindi, 1920) in Kanpur, Samaja (Oriya, 1918) in Cuttack, Dainik Asha (Oriya, 1928) in Cuttack, Andhra Patrika (Telugu, 1908) in Madras, Swadeshmitran (Tamil, 1882) in Madras, Andhra Prabha (Telugu, 1938) in Madras, Dinamani (Tamil, 1934) in Madras, Bande Mataram (Urdu, 1920 in Lahore) in New Delhi, Milap (Urdu, 1923) in New Delhi, Navbharat (Hindi, 1947) in Delhi, Tej (Urdu, 1923) in Delhi, Hindustan (Hindi, 1936) in New Delhi, Ananda Bazar Patrika (Bengali, 1878) in Kalkutta, Basumati (Bengali, 1880) in Kalkutta, Lokasevak (Bengali, 1948) in Kalkutta, Jugantar (Bengali, 1937) in Kalkutta, Akali Patrika (Punjabi, 1920) in Amritsar, Punjabi Patrika (Punjabi in Gurumukhi-Schrift, 1947) in Ludhiana, Kerala Kaumudi (Malayalam, 1911) in Trivandrum, Kerala Patrika (Malayalam, 1884) in Ernakulum, Tainadu (Kanaresisch, 1927) in Bangalore.

In Pakistan seien folgende Zeitungen in einheimischen Sprachen genannt: Sonar Bangla (Bengalisch, 1933) in Dacca, Zindagi (Bengali, 1947) in Dacca, Paigham (Urdu, 1939) in Peschawar, Al-Wahid (Sindhi, 1920) in Karachi, Nizam (Urdu, 1934) in Karachi, Zamindar (Urdu, 1903) in Lahore, Imrooz (Urdu, 1948) in Lahore.

Nach der Unabhängigkeitserklärung wechselten zum Teil die Blätter

die Fronten. Diejenigen, die gestern noch gemeinsam gegen koloniale Absichten kämpften, sahen sich nun als Gegner, weil die Diskussionen jetzt um die Gestaltung der Freiheit gingen. Zugleich wuchsen die Differenzen auf dem Gebiete der Anzeigenwerbung. Allerdings kann den Zeitungen im Großen und Ganzen das Verdienst nicht abgesprochen werden, daß sie sich der Sensation und der oft üblen Art der westlichen Boulevardpresse nicht bedienen.

Die Presse hat — dies gilt besonders von der englischsprachigen — einen guten verlegerischen Kontakt zum Ausland hergestellt. Man kann bei uns in Europa bereits die Wochenendausgaben von der „Hindustan-Times — Overseas Edition“ von New Delhi aus und die der Zeitung „The Hindu“ von Madras aus auf dem Luftwege, gedruckt auf dünnem Papier, beziehen. So erfreulich dieser Kontakt ist, so muß doch bemängelt werden, daß die Nachrichten zum Teil aus zweiter Hand stammen und an ein eigenes Korrespondentennetz kaum gedacht wird.

Nachrichtenmäßig gehörte der gesamte vorderindische Raum früher selbstverständlich zum Reuter-Imperium. Das wurde äußerlich anders, als der Press Trust of India und der News Trust of Pakistan 1948 gegründet worden war. Jetzt wurde mit Reuter ein regelrechter Vertrag abgeschlossen, der das Nachrichtensammeln im Ausland fast ganz dieser Nachrichtenagentur überläßt. Ceylon ging mit Reuter 1951 eine ähnliche Verbindung ein und schuf den Press Trust of Ceylon.

Die Tatsache, daß die Presse im vorderindischen Raum sich im Ansehen der Welt einen guten Ruf erwerben konnte, zeugt von der Geschicklichkeit, mit der in jenen Regionen der Journalismus arbeitet. Es zeigt aber auch, daß dort die Verleger zu manchem Opfer bereit sind und daß die Erwägungen, von denen sie ausgehen, nicht immer kommerzieller Natur sind. Das macht diese Zeitungen wertvoll und läßt manche technische Unvollkommenheit, die die eine oder andere zeigt, gern übersehen.

Der Rundfunk

Die ersten Versuche, den Rundfunk im vorderindischen Raum heimisch zu machen, begannen um 1923 in Ceylon. Hier wurde die Anlage eines deutschen Unterseebootes ausgebaut und als erste Versuchsanlage aufgestellt. Diese Versuche fanden in einem kleinen Raum der ceylonesischen Postverwaltung statt. Die offizielle Geburt des wirklichen Rundfunks von Ceylon sollte erst 1925 erfolgen. Als am 16. Dezember 1925 von Ceylon aus die ersten kleinen Sendeveruche auf 800 m-Wellen begannen, hatte die Geburtsstunde des Rundfunks in Vorderindien-Ceylon geschlagen.

In Indien machte das Rundfunkwesen erst im Jahre 1926 seine ersten Schritte. Damals wurde der Indian Broadcasting Co., Ltd. die Lizenz zum Bau von Rundfunkstationen im ganzen Land erteilt. Die Gesellschaft begann mit dem Bau von Rundfunkanlagen in Bombay und in Kalkutta, die im Juli und August 1927 ihre ersten Sendungen auszustrahlen begannen. Es kam aber bald bei dieser Gesellschaft

zu finanziellen Schwierigkeiten und am 1. März 1930 zu einem Vergleichsverfahren.

Nun nahm die damalige angloindische Regierung die Geschäfte der Rundfunkgesellschaft wahr und nannte die verstaatlichte Gesellschaft „Indian State Broadcasting Service“. Später wurde der Name in „All India Radio“ umgeändert.

Das heutige „All India Radio“ untersteht einem Generaldirektor, dem wiederum die Regionalstationen in Delhi, Bombay, Kalkutta, Lucknow, Tiruchirapalli, Patna, Cuttack, Shillong-Gauhati, Nagpur, Amritsar, Vijayawada, Baroda und Jullundur unter einem eigenen Station Director untergeordnet sind. Jeder Bezirk hat einen Chefingenieur, dem die technische Verwaltung einer Rundfunkregion obliegt.

Im indischen Bereich wuchs die Zahl der Hörer für das „All India Radio“ vom Jahre 1927 bis zum Jahre 1947 von 3 594 auf 256 161. Das war die Zahl vor der Teilung. Nachher wuchs ihre Zahl so sehr an, daß sie bereits trotz des Verlustes des gesamten pakistanischen Gebietes 248 272 betrug. Heute sind es weit über 300 000 Hörer. Dies ist nicht die Zahl der „Hörer“, sondern nur der steuermäßig erfaßten Hörer. Es darf in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß die Zahl der indischen Steuerzahler, die Einkommensteuer zahlen, nur 500 000 beträgt, sodaß sich die Zahl der Rundfunkhörer und die der Einkommensteuerzahler immer näher kommen.

Die indischen Rundfunkstationen wenden sich heute in etwa 13 Sprachen an das Ausland. Es geschieht dies meistens in Englisch, ferner in Hindustani (Urdu und Hindi), Tamil, Gujerati, Burmesisch, Kuoyu (Chinesisch), Kanton-Chinesisch, Pothoari, Indonesisch, Afghanisch-Persisch, Persisch, Arabisch. Für die innerindischen Hörer werden einige Rundfunkzeitungen herausgegeben, u. a. in Englisch „Indian Listener“ (Auflage bei 35 000), in Tamil „Vanoli“ (Auflage rund 30 000), in Bengali „Betar Jagat“ (Auflage 16 000), in Hindi „Sarang“ (Auflage 10 000) und in Urdu „Awaz“ (Auflage 5 000).

Der nach der Teilung gegründete Pakistan Broadcasting Service übernahm Stationen in Lahore, Peschawar und Dacca. Ein Jahr später konnte auch der Sender Karachi in Betrieb genommen werden. Für die pakistanischen Hörer — etwa ein Viertel der indischen — werden zwei Zeitschriften herausgegeben, die etwa eine Auflage von je 8 000 haben. Das sind die englischsprachige „Pakistan Calling“ und die in Urdu geschriebene „Ahang“.

Der pakistanische Rundfunk sendet bisher in Englisch, Urdu, Bengali, Afghanisch-Persisch und dem Afghanisch-Paschtu und Kaschmiri. In Ceylons Programm sind bislang Englisch, Tamil und Singhalesisch aufgenommen. Eine enge Zusammenarbeit besteht zur Zeit noch zwischen Radio Ceylon und der British Broadcasting Corporation. Die hervorragendste Leistung des ceylonesischen Rundfunks ist sein ausgezeichnetes Schulprogramm, das für den gesamten vorderindischen Raum vorbildlich ist.

Der Film

Neben dem Rundfunk verkörpert der Film einen modernen Faktor. Die Geschichte des Filmes besteht aus einer Kette bunter und interessanter Ereignisse. Es war am Vorabend des ersten Weltkrieges, im Jahre 1913, daß im Coronation Cinema in Bombay der erste indische Film, „Harischandra“, gezeigt werden konnte. Der Pionier-Produzent hieß D. G. Phalke. In Bombay waren auch die ersten Filme in Vorderindien überhaupt gezeigt worden.

Mit dem Streifen „Nalan Damayanti“ von J. F. Madan aus dem Jahre 1917 begann ein neues Zeitalter — die internationale Zusammenarbeit mit dem indischen Film. „The Light of Asia“ wurde zum Beispiel einige wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg in Zusammenarbeit mit der deutschen Emelka-Film-Kompanie in München hergestellt. Der erste indische Tonfilm, „Alam Ara“, kam 1931 heraus. Die Premiere am 14. März jenes Jahres war ein Meilenstein in der Filmgeschichte Vorderindiens. Im Jahre 1937 folgte der erste indische Farbfilm „Kisan Kanya“.

Die Indische Union hat etwa bis 1953 in der Weltproduktion die zweite Stelle gehalten. Im Jahre 1954 wurde es nicht nur vom ersten Filmproduzenten der Gegenwart, von den Vereinigten Staaten überflügelt, sondern auch von Japan. Im Jahr vorher war es für eine Weile sogar auf die vierte Stelle gerückt. Es war nämlich Hongkong, das sich damals plötzlich zu einem Filmland ersten Grades entwickelt hatte. Indien wußte immer wieder in kulturellen und verwandten Dingen den Akzent auf das Asiatische zu legen. So hatte es nicht nur zu den ersten asiatischen athletischen Spielen, der sogenannten „Asiade“ am 4. März 1951 aufgerufen, sondern auch die ersten asiatischen Filmfestspiele ebenfalls in seiner Hauptstadt (am 24. Januar 1952) begonnen.

In Vorderindien ist heute noch Bombay die erste Filmzentrale. Hier werden die meisten Filme nicht nur in Gujerati, Marathi und Kanaresisch hergestellt, sondern auch in Urdu und Hindi. Es folgen dann die Streifen, die aus Madras kommen. Hier sind es die südindischen dravidischen Sprachen, die die filmische Handlung untermalen, während die dritte Filmmetropole Kalkutta, Bengali, Assamesisch, Oriya in erster Linie als Interpreten der Zelluloid-Dramatik benutzt. Inzwischen hat man auch den Dokumentarfilm, den Kulturfilm, entdeckt und ihn erfolgreich als Kündler der Schönheiten der Natur und Architektur, des Tanzes und der Feste der mannigfaltigen Landschaften von Kaschmir bis Ceylon einzusetzen verstanden.

Musik und Tanz

Das musikalische Erbe Indiens ist eine der schönsten kulturellen Gaben dieses Subkontinents. Seit uralten Zeiten gehört die Musik zum eigentlichen Wesen der Völker dieser großen asiatischen Kulturregion. Einzig die ägyptische und die chinesische Art der Musik dürfen es mit der indischen an Tradition und Alter aufnehmen.

Aber die Musik des Nillandes ist seit über dreizehn Jahrhunderten vergessen, und was von ihr blieb, muß aus Fremdem herausgelesen werden. Die Musik Chinas erlitt in den revolutionären Jahren des Reiches der Mitte viel Einbuße an traditioneller Auffassung. Die indische Musik, einst und heute Begleiterin hymnischer vedischer Verse, lebt heute genau so wie sie einst in Guptatagen da war, als Bharata seine Theorie über Musik und Dramatanz schrieb.

Vom Meister (guru) auf den Schüler (sishya) wurden die indischen Weisen wieder weitergegeben. Es war das Gehör, das hier in Indien das westliche Notensystem ersetzte. Einzig auf diese Weise wurden die ragas der Alten bis in unsere Zeit bewahrt.

Die indische Legende hat um den bekanntesten aller Sänger, den guru so vieler Generationen von Sängern und Musikanten, einen bunten Kranz gewoben. Dieser, Tansen mit Namen, spielte einst am Hofe Akbars eine hervorragende Rolle. Wenn er eine Regenwolken-raga sang, dann begann es zu regnen, und wenn er ein Liebeslied aufklingen ließ, verschwand aller Harm aus den Herzen. Alljährlich pilgern die Inder im mohammedanischen Monat Rajab nach der alten Feste Gwalior zum Grabe Tansens, um den guru des Gesanges zu feiern.

Um indische Musik zu verstehen, muß man die strenge Harmonie und Disziplin des westlichen Musiksystems vergessen. Man muß sich erinnern, daß die indische Musik nur melodisch ist. Würde zur reinen Melodie die Harmonie hinzukommen, dann wäre das ein Aufgeben der melodischen Einheit des Gesanges. Dieser Gesang aber wird beherrscht von der Tonart-raga. Wir können dies Wort „raga“ vielleicht eher übersetzen mit „musikalischem Grundplan“. Die ragas geben eine Konzeption, aber nicht das Werk. Sie inspirieren, leiten selbst zum Weiterkomponieren an. Das ist der Unterschied zwischen westlicher Musik und östlich-indischer: die des Okzidents ist Nachschaffen, die des Orients ist Vorwurf zur eigenen Improvisation. Daß in den letzten Jahrzehnten Versuche gemacht wurden, auch indische Musik in ein kompliziertes Notensystem zu bannen, sei kurz erwähnt. Doch hat man diese Versuche bisher nur auf den Hindustani-Teil im indischen Musikimperium beschränkt, während südindische Musik, Carnatic School of the South, wie sie in anglo-indischen Werken gern genannt wird, als Bewahrerin der reinsten indischen Kunsttradition sich jeglichem modernen Versuch, an die Stelle des Gehörs das Notenheft zu setzen, widersetzt hat. Es gibt daher heute in Indien in der Methodik zwei gegensätzliche Ansichten, die etwa der Musikschule von Lucknow, die modernen Tendenzen huldigt, und die von Madras, die ganz der Tradition anhängt. Wer in Indien jemals die Gelegenheit hat, Volksmusik zu lauschen und dazu Vina, Sitar, Sarod, Midrangam, Pakhawaj oder sonst eines der alten Musikinstrumente hören darf, sollte vergessen, daß sein Ohr an Konzerthallenmusik geschult ist. Zur gleichen Zeit muß er sich erinnern, daß eine andere Kultursphäre hier ihre Empfindungen anders interpretiert, als er es gewohnt ist. Wenn er so guten Willen mitbringt, wird er plötzlich im Fremden vielleicht gar Be-

kanntes entdecken, und das Exotisch-Ferne wird ihm nah und vertraut werden.

Das Kunsterbe Indiens wird als ein unendlich wertvolles Geschenk uns erst im Tanz gegeben. Die Legende läßt Brahma selbst zum Schöpfer dieses hohen Ausdrucks der Lebensfreude und der göttlichen Sehnsucht nach der Einheit allen Seins werden. Diese Anschauung ist Natya Veda — das Wissen um das Wesen des Tanzes, der zwei Aspekte hat: Tandava und Lasya. Tandava ist der kosmische Tanz Schiwas, fest und männlich. Lasya aber ist der Tanz der Schiwagattin Parvati, weiblich und irdisch verhaftet.

Was in der Musik die ragas sind, das sind im Tanz die mudras, die Gesten. Sie bedeuten die einzigartige Sprache, die das Wort in die Gebärden umformen läßt. Die Beziehung zwischen Tanz und Musik ist natürlich sehr nahe und die dreifache Wirkung von melodischer Ungebundenheit, strenger Gestik und klar vorgeschriebenen Tanzschritten formt in einem wunderbaren Dreiklang eine hohe künstlerische Einheit.

Es gibt für den alten traditionellen Tanz in Indien vier Schulen — es sind Bharata Natyam, Kathakali, Kathak und Manipuri. Die erstgenannte verkörpert wohl am ehesten die reinste und traditionsreichste Form des indischen Tanzes. Der Tanz Bharata Natyam wird meistens von einer Tänzerin ausgeführt. Singer und Fingertrommler geben dazu die begleitenden Weisen.

Der von der Malabarküste stammende Kathakali — das Wort bedeutet „Geschichtenspiel“ — ist wohl die dramatischste Art eines Tanzes. Es sind die Epen, die die Schöpfer dieses Tanzes einst inspirierten und die Pate standen zu dieser einzigartigen Interpretation der indischen Geschichte.

Die Kathak-Schule ist begrenzt auf Nordindien. Sie zeigt bereits eine Menge moslimischer Einflüsse. Die tänzerische Eleganz der Darbietungen war einst an den Moghulhöfen zu Hause und wird heute von den Hinduerben der Moslemherrschaft im Gangestal weiter gepflegt.

Der einzigartige Manipuri-Tanz kann seine Abstammung aus den Volkstänzen nicht verbergen. Er ist lyrischer und leichter als die anderen Tänze, die zur Teil schwere, getanzte Epik bedeuten.

Bharata Natyam gilt einfach als der Tanz Indiens. Dazu kommt eine Tanzphilosophie, die ein ganzes Gedankengebäude um diese einzigartige künstlerische Demonstration errichtet hat. Der Name Bharata — nichts ist indischer als er und einer der ältesten Bezeichnungen für „indisch“ — hängt in diesem Falle mit einem alten Weisen zusammen, der in Legenden eine große Rolle spielt. Zugleich aber haben die Philosophen des Tanzes in Bha-Ra-Ta die dreifach sich zeigende Einheit des Tanzes gesehen und deuten den Namen als eine Zusammenziehung aus den drei Begriffen, die Ur-elemente des echten Tanzes sind: Bhava (Gefühl), Raga (Melodie) und Tala (Rhythmus). Beim Tanz Bharata Natyam nennt der indische Experte die drei möglichen Aspekte nritya, nritya und natya. Nritya — das ist nichts als einfacher Tanz, rhythmisches Sich-Hingeben,

wobei der Ausdruck immer durch die Glieder demonstriert wird, nicht durch die Gesichtsgebärde. Jener andere Aspekt, nritya genannt, erfordert Deutung gesungener Worte durch Gefühl. Wohl sind hier die rhythmisch-melodischen Akzente erforderlich, aber mehr die aus dem Impuls geborenen. Natya ist schließlich das Tanzdrama.

Wer nach Indien kommt und sich mit dem Tanz wirklich beschäftigt, sollte nicht vergessen, einige termini technici sich anzu-eignen: abhinaya ist die Aktion, die Handlung beim Tanz. Dabei unterscheidet man „angika abhinaya“ — Ausdruckshandlung durch Pose und Bewegung der Hände und Finger. Vachika abhinaya ist Handlung durch die Stimme (die es z. B. beim Kathakali nicht gibt!), aharya abhinaya bedeutet den (handelnd gedachten) Ausdruck durch Kostüm und Edelsteine und satvika abhinaya meint die Handlung durch Betonung der Gefühle. Hierbei identifiziert sich der Tänzer mit dem Tanz und seiner Gestalt ganz und gar. Eine Bharata-Natyam-Darstellung ist geboren aus dem religiösen Erleben, wie überhaupt der Urgrund des indischen Tanzes nicht vom Religiösen zu lösen ist. So wird ein Bharata-Natyam-Tanz heute meistens fünf Einzelstadien aufweisen: alarippu (Weihe des Körpers zum Dienst des Höchsten durch den Tanz), jathiswaram (Notengesang ohne Worte), sabdam (Gestik, von Worten begleitet), varnam (Tanzkomposition) und tillana (Rhythmische Komposition).

Zu den drei Teilkünsten, die Kathakali zu einem wunderbaren Erlebnis gestalten, gehören abhinaya, nritya und schließlich githa (Musik). Hier sprechen die Schauspieler nicht, sondern tanzen nur das Geschehen. Es ist schönstes pantomimisches Geschenk. Im Land Kerala, im Gebiet der malayalam-sprechenden Stämme an der Malabarküste, wurde diese getanzte Epik, die ihre Themen von den Erzählungen wie Ramayana und Mahabharata borgt, bei tanzfreudigen und frohen Menschen geboren. Einst hatte auch fast jede Aristokratenfamilie in jenem Land sich verpflichtet, eine Kathakali-Truppe zu unterstützen. Die Moderne brach herein und brachte große Gefahren. Hier erhob warnend der Kerala-Dichter Vallathol seine Stimme. Ihm verdankt Indien die Gründung des so berühmten Kerala Kalamandalam Kathakali Instituts im November 1930, das es auch erreichte, daß modernistische, verwestlichende Tendenzen aus dem Bereich dieses schönen Tanzes verbannt worden sind.

Kathakali ist ein wahrer Tanz der mudras, der Gesten. Die Hastha-Lakshana-Dipika ist eine seit Jahrhunderten genau befolgte Abhandlung über die Gestensprache — 24 Haupt-mudras zählen die Tanzkundigen auf (und das ist an der Malabarküste eben jeder!) und können daneben noch die 700 Neben-mudras genau so „sprechen“ wie viele Menschen in ihrem Leben mit ihrer gesprochenen basic language ja auch etwa mit diesem Vokabelschatz auskommen mögen!

Beim Kathak-Tanz spielt sich das künstlerische Ringen mit islamischen Einwanderern nach Indien wider. Es sei erwähnt, daß aus einer gewissen Darstellungsethik heraus zwei Arten gefunden wur-

den, die diesem Tanz zwei Aspekte verleihen, einen geistigen und einen irdischen. Natya dharma ist das geistig Betonte, während loka-dharma das weltlich Akzentuierte bedeutet. Bei der geistigen Art wird die Seele angesprochen und bei der anderen das nüchterne Erfassen. Wenn zum Beispiel die Gesten erzählen, wie sich unter dem warmen Hauch die Blüten des Lotus weit öffnen, dann bedeutet das in der Symbolik der natya-dharma-Art, daß sich die Seele Göttlichem öffnet. In der loka-dharma-Weise aber besagt das Gleiche, daß nichts mehr und weniger dargestellt werden soll als eben dieser beschriebene Vorgang in der äußeren Welt. Aus beiden Arten aber will der Tanz dem Menschen Heilung und Segen bringen.

Auch der Manipuri-Tanz, von dem es vier Arten (Laiharoba, Astra-Vidya, Chalan-Gathan und Rasa-Lila) gibt, hat seinen Ursprung im Religiösen. Er bezeichnet den Sieg des Wischnu-Glaubens in Manipur. Im April—Mai ist das kleine Dorf Mairang Mittelpunkt großer Tanzveranstaltungen, die gegenüber dem Dorftempel Thangjing stattfinden. „Mairang Parba“ ist ein großes Epos, das im Manipur-Raum spielt und hier tänzerische Interpretation findet. Diese Geschichten ranken sich um den Helden Khamba und seine Frau Thaibi, die beide als Inkarnationen von Schiwa und Parvati gedacht sind.

Der indische Tanz bedeutet Erzählung und Gebet zugleich, er ist Hingabe an Gott und ebenso Kunde von Lebensfreude und Glück, Zufriedenheit und Liebe. Er redet, selbst da wo er sich nicht von der Sprache der Lieder und Worte begleiten läßt. Er gehört mit zum schönsten Kulturerbe Indiens, er verkörpert vor allem aber das göttliche, das religiöse und das geistige Indien. Vielleicht hätte das Christentum, das seit neunzehn Jahrhunderten Heimatrechte in Indien genießt, schon eher den Rahmen lokaler Begrenzung an der Malabarküste gesprengt, wenn es einst einen Sprung aus dem Nurg Geistigen oder aus der nur auf den Logos und die heilige Dramatik der Opfermesse bezogenen liturgischen Handlung in die unausdeutbare und doch wieder in der Gestik zu bannende Welt des Tanzes gewagt hätte. Durch eine Sanktifizierung des Tanzes wäre vielleicht Indien für Christus erobert worden. Doch dies sind Gedanken des Religionsphilosophen. Den Freund des Tanzes ergreift dabei eine Ahnung, daß all diese Huld und Grazie, die das Menschenbild als Kunstwerk aus Gottes Hand tänzerisch symbolisiert, genau so für den göttlichen Schöpfer zeugen sollte wie bei uns etwa eine Kathedrale oder ein Gottesdienst es tun. Und dies gibt dem Tanz, der bei allen Völkern gleichen gottnahen Ursprung hatte, gerade in Indien und in den tanzfreudigen Ländern des Ostens Gewicht und Stärke.

Die Literatur Vorderindiens

Die älteste bisher uns bekannte arische Sprache auf dem Boden Indiens diente, soweit sie literarisch verwandt wurde, nur zur Pflege der religiösen Literatur. Als Sakralsprache kam sie bald in einen

Gegensatz zu den vordrängenden Volkssprachen, den Prakrits. Wird die älteste arische Sprache kurz das Vedische genannt, weil sie die ältesten Bestandteile der Veden ausmacht, so hat man die etwas vereinfachte Sprache später Sanskrit (sanskrita = geordnet, zurechtgemacht) genannt. Diese wurde gepflegt von der geistigen Elite des Landes und nimmt seither den Rang, den einst im mittelalterlichen Europa das Latein besaß, noch heute als die universale Sprache des geistigen Indiens ein. Zwar hat Sanskrit seinen Ruhm mit dem Englischen teilen müssen, aber es ist dennoch fest begründet in der indischen Tradition. Gerade im Augenblick erleben wir eine gewisse Sanskrit-Renaissance.

Das gesamte vorbuddhistische Schrifttum ist unter dem Namen der Veden bekannt. Das sind die eigentlichen Urveden, im Vedischen geschrieben: Rgveda — Opferhymnen, Yajurveda — Opfersprüche, Samaveda — Opferweisen, Atharvaveda — Zaubersprüche. Die drei ersten sind die ältesten, vielleicht im 15. bis 10. vorchristlichen Jahrhundert entstanden, wovon der Rgveda nicht nur das ehrwürdigste literarische Denkmal indischen Glaubens und arisch-indischer Sprache ist, sondern zugleich auch ein hohes poetisches Kunstwerk.

Zu den jüngeren Sanskrittexten — Ausflüsse vedischen Denkens und daher oft auch selbst als Veden bezeichnet — gehören die Brahmanas — „Brahmanische Erklärungen“ — die die eigentlichen Veden kommentieren, die mystischen Deutungen der Aranyakas, der „Waldbücher“, und die Upanisaden, die „Geheimbücher“. Unter dem Namen Upanisaden sind eine ganze Menge von Werken bekannt, die zum Teil viel jüngeren Datums sind als die der bekanntesten unter ihnen, die im Großen und Ganzen der Zeit zwischen 800 und 600 v. Chr. entstammen dürften. In seiner 1953 in Salzburg erschienenen „Geschichte der indischen Philosophie“ schreibt Erich Frauwallner zum Problem der Upanisaden:

„Was die Zahl der Upanisaden betrifft, so ist sie nicht sehr groß, aber größer als die Dreizahl der Veden. Die Überlieferung der vedischen Sammlungen des Rgveda, Yajurveda und Samaveda war nämlich früh in verschiedene Schulen gespalten, und jede dieser Schulen hatte ihre eigene liturgische Überlieferung und dementsprechend ihr eigenes Brahmana. Das gleiche gilt nun auch für die Upanisaden, die im Anschluß an die Brahmanas entstanden sind. Soweit es überhaupt zur Bildung einer Upanisad kam, was ja nicht überall der Fall war, besaß jede alte Vedaschule ihre eigene Upanisad. Und so kommt es, daß uns zum Rgveda zwei, zum Yajurveda drei und zum Samaveda zwei Upanisaden überliefert sind. Es sind dies die Aitareya-Upanisad und Kausitaki-Upanisad zum Rgveda, die Taittiriya-Upanisad, Brhadaranyaka-Upanisad und Isa-Upanisad zum Yajurveda und Chandogya-Upanisad und Kena-Upanisad zum Samaveda.

Wir müssen gleich bemerken, daß dies keinesfalls alle Upanisaden sind, welche die indische Überlieferung kennt. Es sind vielmehr nur die Upanisaden, welche in der Zeit der Brahmanas entstanden sind und daher für uns hier allein in Betracht kommen. Daneben

aber gibt es noch eine ganze Menge von Werken, die ebenfalls den Namen Upanisaden führen. Aber diese sind Schöpfungen einer wesentlich jüngeren Zeit und sind auch inhaltlich von den älteren Upanisaden durch eine Kluft getrennt.“

Im letzten vorchristlichen Jahrhundert erlangten die Volksmundarten einen größeren Einfluß. Durch die jainistische und buddhistische Literatur erreichten diese eine bisher unbekannte Bedeutung. Die Jaina-Schriften — etwa Siddhanta und Agama — waren im Ardhamagadhi-Prakrit geschrieben, während die Werke des südlichen Buddhismus in Pali erschienen. Das sind vor allem die drei Sammlungen, „Körbe“ genannt, deren Gesamtname „Tipikata“ — Dreikorb — ist und der aus folgenden Teilen besteht: Vinayapitaka — „Korb der Ordenszucht“, Suttapitaka — „Korb der Lehrvorträge“ und Abhidhammapitaka — „Korb der höheren Lehre“. Diese einzelnen „Körbe“ bedeuten wieder eine Menge kleinerer Sammlungen, so etwa Suttapitaka aus fünf Sammlungen. Eine trägt den Namen Khuddakanikaya, in dessen zehntem Buch wir die 557 Jatakas finden, die erste große indische Märchensammlung (Deutsch von Jul. Dutoit, Leipzig 1907). Zu den zahlreichen postkanonischen Palischriften gehört u. a. Malindapanha — „Die Fragen des Königs Menander“, ein Dokument baktro-griechisch-indischer Begegnung.

Die Schriften des „großen Fahrzeugs“ sind in einem — wie alle Indologen behaupten — barbarischen Sanskrit geschrieben und tragen den Namen Mahayanasutras. Zugleich aber behauptete sich auch das Sanskrit im brahmanischen Raum. Die jüngeren Upanisaden entstanden, in denen ganz die Auffassung eines persönlichen Gottes vertreten wird, dann die Puranas, die „alten Erzählungen“ und das dem legendenhaften Dichter Vyasa zugeschriebene Epos „Mahabharata“, in dem zahlreiche Episodendichtungen eingestreut sind — das bekannteste die philosophisch-religiöse Bhagavadgita, die ehrwürdigste Schrift hinduistischer Literatur. Aus der Sphäre menschlicher Kämpfe in die vergöttlichte Welt Ramas führt Valmiki's Werk Ramayana, das noch heute in allen indischen und indisierten Ländern Stoff zur Inspiration und Nachahmung ist.

Außer der Epik und der lyrischen Literatur (Gitagovinda von Jayadeva) blühte auch die Dramatik. Bruchstücke buddhistischer Stücke von Asvaghosa sind die ältesten im indischen Raum. Ein ganz den Geist des Hinduismus atmendes Werk ist Kalidasas „Sakuntala“, dessen Übersetzung gerade in Deutschland so sehr begrüßt wurde. Das Auffallende an diesen Dramen ist die Tatsache, daß die Spieler ihrem Stand entsprechend vom höchsten mit Sanskrit beginnend sich verschiedener Sprachen bis zu den einfachsten Mundarten bedienen.

Unter den Prosawerken, die besonders in Romanform erschienen, haben die Sanskrit-Märchen (hier besonders Panchatantra) eine befruchtende Wirkung auch bis in vorderasiatische und europäische Zonen hinein erzielt. Die wissenschaftliche Literatur blühte — Grammatiker wie Panini und Patanjali analysierten das Sanskrit, politi-

sche Schriftsteller wie Kautilya (Arthasastra) oder selbst Plauderer über die ars amandi wie Vatsyayana (Kamasutra) gaben sich ein literarisches Stelldichein.

Philosophische Richtungen — etwa die hinayanistischen der Vaibhāsikas und Sautrantikas wurden von Vasubandhu in seinem Werk „Abhidharmakosa“ untersucht oder die mahayanistische der Madhyamikas analysierten Nagarjuna und Aryadeva. Übrigens hat das mahayanistische System der Vijnanavadins auch Vasubandhu geschildert, der sich zum Mahayana bekehrt hatte.

Von den brahmanischen Systemen lehren einige nur eine gewisse Technik wie etwa Yoga die der Übungen der Versenkung. Von den sogenannten sechs brahmanischen Systemen sind eigentlich nur zwei wirklich philosophische Wege. Das ist einmal das Sankhya, eine seit dem 15. Jahrhundert ausgestorbene Schule, deren Hauptwerk die Sankhya-Karika des Ishvarakrishna (um 560 n. Chr.) ist, über das der deutsche Indologe Helmuth von Glasenapp in seinem Buch „Die Philosophie der Inder“ folgendes sagt:

„Die Sankhya-Karikā lehrt einen metaphysischen Dualismus. Sie nimmt zwei ewige Prinzipien an, von denen weder das eine auf das andere, noch beide auf ein drittes zurückgeführt werden können. Diese Prinzipien sind erstens die eine ungeistige, unbewußte, aber aktive Urnatur (prakriti, pradhāna), und zweitens die Vielheit der rein geistigen bewußten, individuellen, inaktiven Seelen oder Geistmonaden (purusha).“

Die heute als die eigentlich hinduistische Philosophie angesehene Richtung ist die des Vedanta, die unter einem Monismus ungeheuer viele Systeme verbirgt. Die berühmtesten Lehrer waren Shankara im achten und Ramanuja im zwölften Jahrhundert. Der Vedanta-Lehrer vertritt die Ansicht, daß jedes Wort der Veden letzte Wahrheit ist und eine vollständige Weltdeutung verbergen kann. Der Hinduismus, der bislang kaum die Mission kannte, hat in der Ramakrishna-Mission von den monotheistischen Religionen und vom Buddhismus dieses Streben übernehmen wollen. Zugleich gibt es auch in europäisch-amerikanischen Ländern Vedanta-Gesellschaften, die sich bemühen, das Gedankengut des Vedanta zu verbreiten. In Deutschland besteht in Frankfurt am Main eine solche Gesellschaft. Ihr Prophet ist immer wieder Shankara, von dem Glasenapp, um wieder diesen Experten des Hindu-Glaubens zu zitieren, in seinem bereits angeführten Werk sagt:

„Nach Shankara ist es nun das Eigentümliche dieser unserer unbeständigen Welt des Irrtums, daß in ihr das Licht göttlicher Erkenntnis zu allen Zeiten leuchtet. Dieses Licht ist das heilige Veda-Wort, das seinem Charakter als göttliche Offenbarung gemäß alle notwendigen Anweisungen dafür gibt, wie der Mensch mit den Mitteln der unwirklichen Erscheinungswelt diese überwinden und dadurch zur Wahrheit des höchsten Seins vordringen kann. Die Veden bzw. die diese erklärenden und ergänzenden Werke der Überlieferung sprechen, da sie selbst der vielheitlichen Welt angehören, zu den

Menschen in der Sprache dieser Welt des Scheins mit dem Ziel, dadurch stufenweise die falschen Anschauungen über das Wesen der Dinge aus dem Wege zu räumen und das Fortschreiten zur vollen Erkenntnis zu fördern. Die heiligen Texte lehren deshalb zunächst das Vorhandensein von unendlich vielen, anfanglosen Einzelseelen (jīva), die von den sie umgebenden materiellen Leibern verschieden, dem Gesetz des Karma gehorchend im Sansāra umherirren, und sie sprechen von einem höchsten Weltenherrscher als der materiellen und bewirkenden Ursache des Kosmos, als dem ewigen Gott, der den heiligen Veda ausgehaucht hat und Hüter der sittlichen Weltordnung ist. Dieser Ishvara ist von den verschiedenen Menschen, je entsprechend ihrer Fähigkeit oder Neigung als Vishnu, als Shiva usw. zunächst als ein von ihnen verschiedenes, ihnen überlegenes, persönliches Wesen zu verehren... Er unterliegt deshalb nicht der Māyā, sondern bedient sich dieser, um den Prozeß der Weltausbreitung hervorzubringen und in Gang zu halten.“ (Die Maya-Konzeption bedeutet, daß die äußere Welt nur als Produkt der Illusion interpretiert und nur Gott als einzige Realität betrachtet wird).

Aber neben der besonders auf das Sanskrit zgerichteten Literatur und dem alten Prakrit-Schrifttum meldeten sich mehr und mehr auch die heute noch blühenden Mundarten und Sprachen zu Worte. Besonders das Tamil entfaltete den ganzen Reichtum seiner sprachlichen Möglichkeiten, um eine alte Literatur hervorzubringen. Die Einwirkungen des Sangam, der Akademie von Madura, wirkt durch die Jahrhunderte. Namen wie Tiruvalluvar, Manikka Vashagar, Tirumangei und die begnadete Frau Andal haben im tamilischen Land hohen Klang. Selbst ein Europäer gesellt sich zu diesem Kreis: Roberto de Nobili, der in Madura einst wegen seiner christlich-tamilischen Schriften und Philosophengespräche den Titel „Tattva Bodhakar“ — Lehrer der Weisheit — erhielt.

Was diese Dichter bei den Tamilen sind, das ist ein Vemana bei den Telugu, ein Kabir und Nanak, Tulsi Das, die Radschputenprinzessin Mira Bai, Surdas in der Hindi-Sprache, Birbal, Radschah Man Singh, Lallu Ji Lal bis Iqbal in Urdu, die Schiwaanhängerin Lalla in Kaschmiri, Inaneshvar, Namdev, Tukaram in Marathi, Saraha, Candidas, Ram Prasad und all die Tagore-Thakur von Vidyapati Thakur im 15. bis zu Rabindranath Tagore — Thakur — im 20. Jahrhundert in Bengali... Doch sollen hier die Namen nur andeuten, welch ungeheures Feld noch liebevoller Entdeckung harret.

Geistige Beziehungen zwischen dem deutschen und indischen Raum

Die Beziehungen des Westens zu Indien wurden zuerst, soweit wir bislang wissen, von den Griechen angeknüpft. Sie fanden in der alexandrinischen und nachalexandrinischen Epoche einen demonstrativen Auftakt. Vor dieser Zeit mögen hin und wieder Berührungen zwischen Hellas und Indien stattgefunden haben, aber wir sollen die zufälligen Ähnlichkeiten hie und da nicht überbetonen, da es sich

auch um selbständige Konvergenzbildungen handeln kann. Einen recht innigen Kontakt scheinen allerdings im ersten vorchristlichen Jahrtausend die Menschen des Indus — Harappa und Mohenjo Daro — zu Babylonien gefunden zu haben und zu dem iranischen Westen, der Urheimat der späteren Herren Indiens. Daß dagegen eine Einwirkung indischen Geistes auf das Alte Testament nicht besteht, ist für ernste Forscher klar erwiesen, wenn auch in vielen Schriften von Jocollot, Fioretti, Marius, Chodowiecki, Plange und Mathilde Ludendorff immer wieder der Versuch unternommen wird, unbedingt die indische Quelle des jüdisch-christlichen Schrifttums zu beweisen. Das Wesen dieses Glaubens ist ganz und gar Eigenes. Ob dagegen in einigen späteren Ausdrucksformen oder Gebetsgeständen wie dem Rosenkranz (nach Albrecht Weber verdankt dieser einem Übersetzungsfehler seinen Namen: japamālā — Gebetskranz wurde abgeleitet von japā — die Rose!) noch indisches, im Mittelalter übernommenes buddhistisches Gut steckt, ist Objekt sachlicher Forschung. Die Balaam (von Bhagavan!)- und Josaphat-Erzählungen des Mittelalters zeigen, daß auch auf literarischem Gebiet Europa sich mit Indien auseinandersetzte.

Die direkte Berührung des Westens mit Indien war erst eine Folge der Entdeckung des Seewegs nach diesem großen südasiatischen Subkontinent. Es dauerte zwar einige hundert Jahre, bis sich Europa allgemein und wissenschaftlich mit Indien auseinandersetzte. Hierbei kommt das Verdienst besonders Charles Wilkins zu, der 1787 das philosophische Lehrgedicht „Bhagavadgita“, William Jones, der 1789 Kalisahas „Shakuntala“ übersetzte und Thomas Colebrooke mit seinen zahlreichen wissenschaftlichen Abhandlungen und Anquetil Duperrons lateinischer Version des „Oupnekhat“ — der persischen Übersetzung der Upanisaden.

Die ersten deutschen Indologen pilgerten nach Paris, um Sanskrit zu lernen. Aber die Schüler französischer Wissenschaft wie etwa Franz Bopp, der 1816 sein Buch „Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“ erscheinen ließ, oder Friedrich von Schlegel, der 1823 uns Deutschen die Bhagavadgita schenkte, haben allmählich Deutschland zum Heim der Indologie gemacht. Dabei sind die Berührungen deutscher Menschen mit Indien bereits viel älter. Nicht nur die mittelalterlichen Werke, auf die schon hingedeutet wurde — man könnte noch Teile aus dem „Alexanderlied“ des Priesters Lamprecht erwähnen oder auf andere Wendungen indischen Ursprungs bei Frauenlob (Heinrich von Meissen) und Hugo von Trimberg verweisen und „Reineke Fuchs“ in seiner Verwandtschaft zu den Panchatantra-Erzählungen anführen! — sind es, die dabei genannt werden müssen, sondern die so stiefmütterlich behandelte erste deutsch-indische Reiseliteratur.

Am 13. Februar 1503 hatte der portugiesische König Emmanuel der Glückliche mit den Augsburger Welsern und den Memminger Vöhlin einen Privilegienvertrag abgeschlossen, nach dem 1505 die ersten deutschen Schiffe nach Indien fahren durften. Die literarische

Frucht dieser Reise ist ein 1509 erschienenes Buch des Balthasar Sprenger, der „als ainn bestellter von wegen der Welsser zu Augspurg“ nach Goa reiste. Sein Buch trägt den langatmigen Titel: „Die Merfahrt und erfahrung nüwer Schiffung und wege zu viln onerkannten Inseln und Kunigreichen, von dem grossmechtigen Portugalischen Kunig Emanuel erforscht, funden, bestritten und Ingenommen, wunderbarliche Streyt, ordenung, leben wesen handlung und wundderwerke des volcks und Thyrer dar inn wonende, findestu in diesem buchlyn warhaftiglich beschryben unn abkunterfeyt, wie ich Balthasar Sprenger sollichts selbs in kurztsverscheyn zeiten gesehen und erfahren habe etc. Gedruckt Anno MDIX.“

Aber auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Indien hatte bereits vor dem eigentlichen „indologischen Zeitalter“ begonnen. Doch diese Arbeiten blieben zu lange verborgen. So schrieb 1660 der deutsche Pater Heinrich Roth die erste Sanskritgrammatik. Der deutsche Missionar, der in Agra begraben ist, nannte dies Werk „Exactissimum opus totius grammaticae Brachmanicae“. Als 1667 ein Buch von Athanasius Kircher, „China illustrata“, erschien, war es ebenfalls Roth, der eine Schrifttafel in Devanagari hinzusteuerte. Seine Grammatik blieb leider nur ein Manuskript. So erreichte sie auch niemanden. Dieses Schicksal hatte auch die zweite europäische Grammatik des Sanskrit — die des Paters Ernst Hanxleden, der von 1699 bis 1732 in Indien weilte.

Als schließlich doch die erste Sanskritgrammatik in Europa gedruckt wurde, war dies Ereignis wieder das Werk eines Deutschen, des Paters J. Ph. Wesdin, der mehr bekannt ist unter seinem Mönchsamen Paulinus a Sancto Bartholomaeo und dem von 1776 bis 1789 Indien Wahlheimat war. Seine Grammatik wurde zweimal in Rom in den Jahren 1790 und 1804 gedruckt.

Eine erstaunliche Tatsache ist, daß eine Tamilgrammatik acht bis neun Jahrzehnte früher gedruckt werden konnte. Auch ihr Verfasser war ein Deutscher, der evangelische Missionar Bartholomäus Ziegenbalg, der mit einer kurzen Unterbrechung von 1706 bis zu seinem Tode im Jahre 1719 in Südindien weilte. Während eines Europaufenthaltes wurde 1716 in der Druckerei des Waisenhauses von Halle an der Saale seine Grammatik herausgegeben: „Grammatica Damulica quae per varia paradigmata, regulas et necessarium vocabulorum apparatus, viam brevissimam monstrat, qua lingua Damulica seu Malabarica, quae inter Indos Orientales in usu est et huiusque in Europa incognita fuit, facile disci possit“ („Tamil-Grammatik, die durch verschiedene Beispiele, Regeln und den notwendigen Vokabelschatz einen leichten Weg zur Erlernung der Tamil- oder Malabarsprache zeigt, wie sie unter den Ostindern in Gebrauch und in Europa unbekannt ist.“). Es sei noch erwähnt, daß Ziegenbalg uns noch einige weitere Schriften hinterließ wie eine „Ausführliche Beschreibung des malabarischen Heidentums“ und eine „Genealogie der malabarischen Götter“. Daß sich Deutsche in der Folgezeit überhaupt gerade mit dem Tamil auseinandersetzten, war die Frucht der literarischen Arbeit Ziegenbalgs, der u. a. auch im Jahre 1714 in

Zusammenarbeit mit Johann Ernst Gründler die erste Bibelübersetzung ins Tamilische in Tranquebar herausbrachte. Das erste Tamil-englische Lexikon erschien 1779. Es war die Schöpfung zweier Deutscher, der Tranquebarer Missionare Johann Philipp Fabricius und Christoph Breithaupt. Ein Neudruck dieses Buches erschien 1833 in dem damals noch dänischen Tranquebar. Andere deutsche Tamil-Forscher waren u. a. C. T. Walther, der „Gelehrte unter den Gründungsmissionaren“ von Tranquebar, Rottler (Tamil-englisches Wörterbuch, Madras 1834), Rhenius (Grammatik 1836), Graul (Grammatik, 1855). Graul startete in Deutschland auch die erste Tamilbücherei mit drei Bänden, deren vollständige Herausgabe allerdings sein Tod verhinderte. Ein kleines Tamil-Taschenwörterbuch (vielleicht von Döderlein), genannt „Die ersten Tausend Worte in Tamil, Englisch und Deutsch“ kam in Tranquebar 1869 heraus. Leider ist das Werk eines der größten Indologen, des begnadeten Dichters Friedrich Rückert, der sich sowohl mit Tamil wie mit Sanskrit und anderen indischen Sprachen beschäftigte, nur teilweise herausgegeben worden. Es ist Fragment geblieben. Allerdings haben Rückerts Bemühungen, uns indische Liebeslyrik nahezubringen, in kongenialer Übersetzung uns die Perlen orientalischer Literatur nahegebracht. Die Tamilkunde hat in Deutschland noch in jüngster Zeit in dem sehr ausführlichen Werk „Praktische Grammatik der Tamilsprache“ von Hermann Beythian, erschienen erstmalig 1943 in Leipzig, eine schöne wissenschaftliche Frucht gezeitigt. Übrigens hat gerade die deutsche Tamilsforschung Gelehrten wie Gundert, Kittel und Frohnmeyer den Anstoß gegeben, sich auch mit den anderen dravidischen Sprachen zu befassen.

In der „vor-Sakuntalischen Epoche“ der deutschen Literatur sind noch zu nennen die „Historisch-geographische Beschreibung von Hindustan“ des Südtirolers Joseph Tieffenthaler (1785 herausgegeben) und das 1774 erschienene Reisebuch des Hannoveraners Carsten Niebuhr, der uns die Denkmäler Indiens nahebrachte.

Die eigentliche Beschäftigung mit Indien verursachte ein literarisches Ereignis: im Mai 1791 legte der Weltreisende Georg Forster eine Übersetzung der „Sakuntala“ vor. Goethe, Herder und ihr Kreis wurden von einem — fast möchte man ihn so nennen — Sakuntala-Rausch erfaßt. Und allmählich ging die literarische Liebe in Deutschland über zu einer philosophischen Pflege. Es kamen nach den Bopp und Schlegel all die Indologen wie Max Müller, der in Indien den Ehrentitel Moksa-Mula — Rad des Heils — führt, Friedrich Stenzler, Albrecht Weber, Winternitz, schließlich Otto Boathlingk und Rudolf Roth, die zwischen 1855 und 1875 das große Sanskrit-deutsche Lexikon in sieben Bänden in Sankt Petersburg herausgaben. Und diese Reihe hervorragender Wissenschaftler führt bis auf die heutigen von Glasenapp, Schubring, Kirfel, Nobel, Weller, Helmut und Karl Hoffmann, Frauwallner, Alsdorf, die alle ihren Tribut gaben, um die indisch-deutschen Geistesbeziehungen so fruchtbar zu gestalten. Viele deutsche Indologen wählten Indien für lange Jahre als ihre zweite Heimat wie Martin Haug, der 1859 Sanskrit-

professor in Puna wurde, 1866 für fünfzehn Jahre Franz Kielhorn dies Amt überließ. Seit 1863 wirkte Georg Bühler, neben Hermann Jacobi und Ernst Leumann einer der großen Pioniere der Jaina-Forschung, am Elphinstone College in Bombay. Diese waren die ersten deutschen Indologen, die auch in ihrer häuslichen Atmosphäre in Indien aufgingen. Daß der persönliche Kontakt mit Indien übrigens in den letzten Jahrzehnten durch Indienreisen deutscher Indologen sehr erfreulich stieg, hat stets persönlich und wissenschaftlich sich günstig ausgewirkt.

Aber nicht nur Indologen und besonders Sanskritisten (einer von ihnen, Wilhelm Geiger, gab u. a. auch die singhalesische Enzyklopädie mit heraus!) haben von Indien und seiner geistigen Welt sich bereichern lassen. Die Archäologie z. B. wählte sich ebenso das Land als Forschungsgebiet (Christian Lassen), die Inschriftenkunde und Epigraphie wurde ein Teilgebiet der indischen Studien (Kielhorn, Bühler, Eugen Hultzsch) und die Geographie nahm sich des Raumes ergiebig an (Norbert Krebs). Aber Indien hat auch die Dichter begeistert. Nicht nur hatte Goethe überschwänglich einst geschrieben:

Willst Du den Himmel, die Erde
mit einem Namen begreifen,
nenn ich, Sakuntala, dich,
und so ist alles gesagt.

Es gab auch andere, die von diesem Enthusiasmus angesteckt wurden — von Graf Schack und Rückert des letzten Jahrhunderts bis zu Hermann Hesse in unserer Zeit. Schriftsteller wie Alfred Döblin und Waldemar Bonsels, Geschichtler wie Emil Schmidt, Philosophen von Schopenhauer bis Keyserling und Nikolai Hartmann, indologische „Mythologisten“ wie Heinrich Zimmer, Komponisten wie Richard Wagner hatten eine tiefe Begegnung mit Indien und seinen geistigen Schätzen.

Es gibt genug gute Chronisten dieser geistigen Begegnung zwischen Indien und Deutschland — es sei hier nur erinnert an Theodor Benfey: „Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten“ (München 1869), Paul Th. Hoffmann: „Der indische und der deutsche Geist von Herder bis zur Romantik“ (Tübingen 1915), Ernst Windisch: „Geschichte der Sanskrit-Philologie und indischen Altertumskunde“ (Straßburg 1917), Helmuth von Glasenapp: „Indien in der Dichtung und Forschung des deutschen Ostens“ (Königsberg 1930) und Ludwig Alsdorf: „Deutsch-indische Geistesbeziehungen“ (Heidelberg 1942).

Pflege der Kulturbeziehungen

Wenn auch die wirtschaftlichen Beziehungen zum vorderindischen Raum von besonderer Bedeutung sind, so liegt doch ein wichtiger Akzent gerade auf den kulturellen Kontakten. Um das Politisch-Wirtschaftliche wirklich günstig beeinflussen zu können, sollte daher

nie die geistige Seite unserer Beziehungen zu den Ländern südlich des Himalaya vergessen werden. Dabei sollten auch Gebiete, die hier im Rahmen dieser Schrift kaum erwähnt werden konnten, gepflegt werden — wie etwa die Malerei, die in ihren traditionellen Schulen wie der Kangra- oder auch der Moghulmalerei bis auf die Fresken von Ajanta zurückgeführt werden kann und die erst seit Radschah Ravi Varma's Erscheinen einen „Westwind“ verspürte (ein Bild dieses Themas, erinnernd an Shelleys „O wild West Wind, thou breath of Autumn's being...“ schuf der Schüler Nandalal Boses, Sudhir Khastgir, den es auch 1937 nach Deutschland getrieben hatte...!). Welch ein ungeheures, der Forschung noch offenes Gebiet aber zeigt das Reich des Volkstanzes: da sind die schönsten Tänze wie Jitia aus Bihar, Dipak aus Bombay, Chini aus Himachal Pradesh, Karma aus Madhya Pradesh, Laipou Chongba aus Manipur, Ghumra aus Orissa, Moplahkali aus Kerala, die zu sehen für den Verfasser eines der schönsten Geschenke des bäuerlichen Indien war.

Kontakte zwischen Philosophen, Religionsforschern, Historikern sollten immer mehr genau so wie die von Technikern, Ingenieuren, Architekten und — Politikern zustandekommen. Dankbar erwähnt werden darf, daß das Internationale Schulbuchinstitut vom 3. bis 6. Oktober 1954 die erste indisch-deutsche Historikerbesprechung in Braunschweig veranstaltete, wobei besonders der Geschichtsstoff in den Schulen behandelt wurde (ausführlicher Bericht im „Internationalen Jahrbuch für Geschichtsunterricht“ 1956).

Die Bestrebungen Deutschlands, im indischen Raum kulturell immer mehr Kontakte zu finden, bedürfen weiterhin einer liebevollen Pflege. Vielleicht darf an dieser Stelle auch darauf hingewiesen werden, daß Deutschland, dessen Wissenschaftler und Dichter und neuerdings Kaufleute und Techniker so starke Bande zwischen beiden Kulturlandschaften schufen, im eigenen Land eines großen Zentrums bedarf, das sich der Länder besonders annimmt, die politisch sich heute immer mehr einer afro-asiatischen Schicksalsgemeinschaft zugehörig fühlen.

Die Völker Asiens und Afrikas sollten gerade von Deutschland aus die Möglichkeit erhalten, ihr Wissen auf den neuesten Stand zu bringen und sich an deutscher Wissenschaft zu schulen. Das ist nicht nur eine gewaltige kulturelle, sondern ebenso eine politische Aufgabe. Die Möglichkeit dazu könnte eine Art Ausländeruniversität bieten, d. h. die Gründung einer auf deutschem Boden befindlichen Afro-Asiatischen Universität ist dringend notwendig. Vielleicht gibt es in Deutschland keine Stadt, die hierzu besser geeignet ist als Stuttgart, wo dank der vielen auslandswissenschaftlichen Institute die Atmosphäre einer Begegnung mit fremden Nationen schon längst gegeben ist. Die Verbindung einer solchen Universität, an der öffentliche Stellen wie der Bund und Private wie die Wirtschaft eine große Mäzenaufgabe übernehmen könnten, mit der bereits vorhandenen Technischen Hochschule würde dabei vielleicht einen neuen glücklichen Schultyp schaffen. Die Realisierung eines solchen Vorschlages sei ein kulturpolitisches Nahziel!

7. Der Mensch

Sitten und Gebräuche

Es soll hier keinesfalls der Versuch unternommen werden, in ein paar Zeilen die Sitten und Gebräuche eines ganzen Subkontinents zu umreißen. Es sei darauf hingewiesen, daß Brauchtum und Sitte nach den Regionen und Landschaften plötzlich wechseln und daß die Verschiedenheit zwischen den Menschen und ihrer Tradition in Sikkim und Kerala oder in Bengalen und Ceylon so groß ist wie etwa die zwischen den Lebensgewohnheiten von Norwegen und Griechenland oder zwischen Stockholm und Rabat. Aber selbst die Menschen in einem kleinen Raum leben nach ganz verschiedenen Traditionen und Gewohnheiten. Kein größerer Unterschied kann etwa bestehen als derjenige, der zwischen den Parsen, Hindus, Mohammedanern und Christen etwa in Bombay herrscht oder zwischen den reichen gujerat-sprechenden Schichten dieser Weltstadt und dem ärmeren maharati-redenden Teil oder denen, die hier sich des Sindhi oder Kanaresischen bedienen. Wie sehr sich die einzelnen als Glieder irgend einer „community“ fühlen, aber nicht als Kinder der einen Stadt Bombay, das zeigten zur Genüge die heftigen Kämpfe in dieser wichtigen Metropole um ihren Status im künftigen Indien.

Erst wenn wir begreifen, daß uns bei der Ankunft in einem der Länder Vorderindiens die ganze kosmische Vielfalt dieser Welt südlich des Himalaya entgegentritt, werden wir vielleicht manches Verbindende entdecken. Jeder, der zum ersten Male indischen Boden betritt, wird gefangen genommen durch die aus dem Herzen kommende Freundlichkeit, mit der der Fremde begrüßt wird. Wenn indische Freunde den Besucher willkommen heißen, werden sie ihn mit einer bunten Blumenkette behängen und bekränzen.

Einen anderen schönen Gruß wird der Fremde bald kennenlernen. Das ist die Begrüßung mit gefalteten Händen — namaskar genannt. Es ist die gewöhnliche Art indischer Menschen, „Guten Tag“ zu sagen. Der Fremde wende besonders den Hindu-Frauen gegenüber diesen Gruß an. Für die Mitteleuropäer ist schon die Art, Engländerinnen oder andere Angelsächsinen zu begrüßen, ein wenig verschieden von den eigenen Gewohnheiten. Man denke daran, daß die Inderin und die Frauen Ceylons und Pakistans auf eine ganz andere Weise erzogen sind. Darum versuche man auch nicht, mit einer Frau, der man nicht offiziell vorgestellt ist, ein Gespräch zu beginnen. Auch sei man nicht überrascht, die Frau eines indischen Bekannten nicht sehen zu können, wenn man Gast in dessen Hause ist. Besonders in den orthodox-hinduistischen Häusern wird die Frau nicht vor jedem Zufallsgast erscheinen. Auch erkundige man sich nicht — besonders bei Moslems — nach dem Wohlbefinden der Frau Gemahlin. Europäisch erzogene Inder werden natürlich nichts dabei finden, noch ganz in der Tradition stehende Inder könnten darin eine Beleidigung sehen.

Die Hindufrauen tragen auf der Stirn meistens einen roten Punkt. Er hatte ursprünglich eine religiöse Bedeutung, ist heute aber im Großen und Ganzen ein allgemeines Kennzeichen der Zugehörigkeit zum Hinduismus geworden. Welche Namen auch immer diese Zeichen haben — kumkum, tilak oder tika — und welche Bedeutung jeweils die Trägerinnen ihnen beimessen, sie sind die über alle Kasten hinweg einenden Symbole der Hindufräule. Außerdem haben die verheirateten Frauen im Mittelscheitel einen kleinen roten Strich, der ebenfalls unter vielen Namen — chir, sohag oder mang — bekannt ist und bei dem die religiöse Bedeutung vielleicht noch mehr gefühlt wird als bei dem einfachen Stirnmal. Auf die auf der Stirn befindlichen Kennzeichen der Männer, die die besondere Verehrung eines Gottes betonen, wurde im Abschnitt über den Hinduismus bereits hingewiesen.

Die ganze Buntheit indischen Brauchtums erfährt der Fremde bei den zahlreichen Festen. Da sind einmal die vielen Feste der Hindus. Makar Sankranti ist ein Fest, das am ersten Tage des Monats Magh — um den 12. Januar herum — gefeiert wird. Um diese Zeit tritt die Sonne in das Zeichen des Steinbocks — makar — ein, und das ist für die frommen Hindus eine Gelegenheit zu rituellem Bad in heiligen Strömen. Am fünften Tag des gleichen Monats ist Vasant Panchami. Vasant wird gefeiert — der Frühling. Für die Studenten ist das ein besonderer Anlaß, der Göttin Saraswati ihre Bitten darzulegen und ihr Schreibzeug zu weihen, indem sie dies zu den Füßen der Standbilder hinlegen. Sivarat — das ist die Nacht Shiwas — ist eine Feier, bei der im Februar sich die Gläubigen zusammenfinden, um eine ganze Nacht lang Shiwa Blumengaben darzubringen.

Im März wird Holi gefeiert. Das entspricht den Saturnalien oder unserem Fasching oder Karneval. Ausgelassen sind hier die zwei oder drei Tage. Es werden gelbe und rote Farben verspritzt. Europäer,

die sich unter die Menge begeben, sollten das schlechteste Kleid anziehen, das sie haben und das sie eventuell anschließend auch entbehren können.

Im Monat Sawan, der dem Sanskritmonat Sravana entspricht und in dem einst Krischna geboren wurde, feiert der Hindu Janam Ashtami, indem er zum heiligen Bad schreitet oder Krischnas Bild mit Blumengirlanden umhängt. Einige Wochen nach diesem Fest, das im Juli-August begangen wird, feiert man ein anderes zu Ehren von Ganesch — Ganesch Chaturthi. Abergläubisch vermeiden es die Hindus an diesem Tag, den Vollmond anzuschauen, weil das Unheil bringen könnte.

Das große Fest Dussehra ist am zehnten Tage des Hindu-Monats Asvin (September-Oktober). Es findet zu Ehren der Durga oder Devi statt, der Frau Schiwas, des Gottes, der an diesem Tage einst den Dämonen mit dem Büffelhaupt, Maheshasur, besiegte. Am gleichen Tage schlug Rama den Unhold Ravana. Blumen und Sträucher werden als fromme Gaben an diesem Fest zum Tempel getragen.

An den dem Dussehra-Fest vorhergehenden neun Tagen sind die Brahmanen verpflichtet, Durga-Hymnen zu lesen. Diese neun Tage heißen Navaratra und sollen auf den Tag hinführen, der als Durga Puja Bengalens Hauptfest ist, als Dasaha in den übrigen Teilen des nördlichen Indien begangen und im Süden besonders in Mysore mit großen Zeremonien als Dasahara gefeiert wird.

Auf Neumond-Tag im Monat Kartik (Oktober-November) ist das „Fest der Lampen“ — Diwali. An diesem Tage hat — so sagt die fromme Hindu-Legende — Gott Wischnu einen Unhold erschlagen. Ihm und noch mehr seiner Gattin Lakschmi, der Bringerin des Glücks und des Wohlstandes, zu Ehren glühen allerorten Tausende von Lampen und Feuern.

Auch die Kette der Moslemfeiertage ist bunt und vielfältig. Da ist Idr-ul-Zuha oder Bakr-Id, das in Erinnerung an die Bereitschaft Abrahams gefeiert wird, seinen eigenen Sohn Isak Gott darzubringen. Hier werden Tieropfer noch heute geweiht — meistens junge Ziegen.

Muharram, das „heilige Fest“, vereinigt besonders die Mitglieder der Schia, die an diesem Tage sich des Opfertodes Hussains erinnern, der am zehnten Tage des Monats Muharram, nach dem das Fest seinen Namen erhielt, im Jahre 61 nach der Hidschra — das ist das Jahr 680 der christlichen Ära — in Kerbela ermordet wurde. An das Märtyrertum Hussains wird durch religiöse Elegien und durch Passionsspiele (tazias) erinnert. Andere islamische Feiertage sind Akiri-Chahar Shamba im Moslem-Monat Safar — hier geht die Erinnerung zurück an die letzte Krankheit Mohammeds — und Bara Wafat, gefeiert am zwölften Tage des islamischen Monats Rabi ul awal zur Erinnerung an Mohammeds Tod. Das Fest Shab-i-barat ist nur unter indischen Moslems bekannt. Man glaubt, daß an ihm die Taten der Menschen gemessen werden und der Lohn verteilt wird.

Ramadhan ist der Fastenmonat, dessen 27. Tag besonders wichtig ist, weil in dessen Nacht — „Leilat-ul-Kadr“ oder „Nacht der

Macht" genannt — einst der Koran vom Himmel herabkam. Das Ende des Fastenmonats bezeichnet Id-ul-Fitr, ein Tag, an dem die Fasten mit überschwänglicher Freude beendet werden.

Für die Buddhisten ist eines der schönsten Feste vesakha, im Frühlingsmonat gleichen Namens, der etwa in die Zeit April-Mai fällt. Es ist der Tag, an dem die Erlangung des Wissens und des Todes, Bodhi und Parinibbana des historischen Buddha, als höchster Feiertag begangen wird. Die übrigen buddhistischen Feste sind regional bestimmt. Auf Ceylon zum Beispiel wird die legendäre Ankunft Buddhas auf der Insel durch große Wallfahrten nach Anuradhapura und zum Adam's Peak, wo man die Fußabdrücke dieses Weisen bewundern kann, weithin gefeiert. Die übrigen Gemeinschaften wie die Jaina Parsis, Sikhs und Juden feiern ihre Feste in kleinem Rahmen. Die christlichen Feste wie Weihnachten, Neujahr, Karfreitag, Ostern und Pfingsten gelten besonders in den großen Städten als Feier- und Ruhetage. Akzeptiert und für alle verpflichtend ist bislang in dem säkularen Staat Indien der 26. Januar als Tag der Republik und der 15. August als Tag der Unabhängigkeit. In Pakistan liegt dagegen der Akzent mehr auf den Moslem-Feiertagen, die für die „Islami Jumhuriyet“, die „Islamische Republik“ verpflichtend sind, während dies in Bhutan und Sikkim die lamaistisch-buddhistischen, in Ceylon die hinayana-buddhistischen und in Nepal mehr die Hindufeste sind. In Kerala und an der übrigen Malabar-küste — besonders natürlich in Goa — wiederum kommt den christlichen — besonders katholischen — Festen eine große Bedeutung zu. Daß dabei all die verschiedenen Religionsgemeinschaften ein verschiedenes Jahr feiern, dies Jahr zu verschiedenen Zeiten beginnen, macht die Buntheit noch verwirrender.

Um „Indien zu entdecken“, versuche man, sich mit den Sitten und Gebräuchen dieser oder jener Region und schließlich auch dieser oder jener Religion zu beschäftigen. Man glaube aber nicht, jemals ein vollständiges Bild zu erhalten. In diesem kosmischen Gemälde wird nicht nur der new-comer auf indischer Erde immer neue Farben entdecken, auch denen, die schon seit Jahren da weilen, wird dies Land einer tropisch bunten und dschungelhaft aufsprießenden Reichhaltigkeit stets neue Aspekte und neue Überraschungen in Sprachen, Sitten und Anschauungen darbieten.

Die Sprachenkarte

Genau so bunt wie die Karte der Sitten und der regionalen Besonderheiten ist die Völker- und Sprachenkarte. Sie ist aber nicht so übertrieben verwirrend, wie das oft dargestellt wird, weil die großen Regionalsprachen doch die ausschließliche Rolle in den jeweiligen Gebieten führen. Dazu kommt dem Englischen eine besondere Stellung zu.

Nordindien spricht zum größten Teil irgend eine der indo-arischen Sprachen, deren Verbreitung in der Volkszählungstatistik von 1931

für das ungeteilte Indien angegeben wurde. Diese Volkszählung ist die beste Grundlage auch noch für heutige Forschung, weil die Ergebnisse der Zählung von 1951 oft in sehr unwissenschaftlicher Weise aufgeführt wurden. Wenn man zu der Zahl von 1931 noch etwa 20 v. H. hinzuzählt, dürfte man die für heute gültigen Zahlen erhalten, die dann allerdings auch mit den einigermaßen vergleichbaren Zahlen der Zählung von 1951 im dravidischen Gebiet (in Klammern angegeben) zusammenfallen. Dravidisch ist der Süden der Halbinsel, während Ceylon nur teilweise dravidisch (tamilisch) besiedelt ist, der größte Teil der Bevölkerung aber das indo-arische Singhalesisch spricht. Zwischen all diesen Völkern leben dann noch die austroasiatische Sprachen redenden Stämme und einige Himalayastämme mit tibeto-burmanischen Dialekten.

Nach der Zählung von 1931 gab es (in Millionen Sprechern angegeben) an indo-arischen Sprachen: Hindi 89,6 (davon West-Hindi 7,9); Bihari 27,9; Bengali 53,1; Oriya 11,1; Assamesisch 2,0; Marathi 20,9; Lahnda 8,6; Punjabi 15,8; Rajasthani 13,9; Gujerati 10,8; Sindhi 4,0.

Zu den arischen Sprachen gehören noch das Kaschmiri, eine dardische Sprache: 1,4 und die iranischen wie Paschtu: 1,6 und Baltschi: 0,7.

Die dravidischen Sprachen hatten 1931 folgende Zahl an Sprechern in Millionen (1951 in Klammern): Tamil 20,2 (26,6), Telugu 26,2 (33), Kanaresisch 11,2 (14,5), Malayalam 9,1 (13,4). Von den austroasiatischen Munda-Sprachen ist Kherwari (4,1 Mill.) die bedeutendste. Die vielen kleinen Dialekte tibeto-burmanischen Ursprungs, das Andamanesische, das nordkaschmirische Burushaski und die Zigeunersprachen werden nur von einigen wenigen Zehntausenden gesprochen, die Statistiken über die sprachliche Zerrissenheit Vorderindiens natürlich recht wirkungsvoll schildern, aber der Situation nicht ganz gerecht werden, da Indiens Sprachenlage, verglichen mit der Europas, nicht verwirrender ist.

Alle diese Sprachen haben sich untereinander bereichert. Die nordindischen arischen Sprachen nennen sich Töchter Sprachen des Sanskrit. Aber genau so wie sie hat das Sanskrit auch die dravidischen Sprachen reichlich beschenkt. Das Singhalesische wiederum nahm reichlich vom Pali, der auf nordindischem Boden gewachsenen Sprache des südlichen Buddhismus. Dazu kommt, daß das Bild des nordindischen Sprachenwirrwarrs, wie gern europäische Schriftsteller, die Indien, anstatt es mit dem europäischen Kontinent zu vergleichen, nur mit einem der Länder unseres Kontinents in Beziehung stellen, durch das Hindostani vereinfacht wird. Dies ist die lingua franca Nordindiens, die von mehr als hundert Millionen Indern verstanden wird und die in arabischer Schrift geschrieben Urdu („Lager“ — so genannt nach dem Heerlager der Moghuln) heißt und stark mit persisch-arabisch-türkischen Wörtern durchsetzt ist, während die mit Devanagari geschriebene Sprache, Hindi, ein immer mehr sanskritisiertes Idiom wird. Urdu ist eine der offiziellen Sprachen Pakistans, während Hindi (unter starker Ablehnung besonders

im Tamilenland) zur künftigen Hauptsprache der Indischen Union erklärt wurde.

Durch die westliche Berührung mit Indien war es unvermeidbar, daß auch europäische Sprachen zu den einheimischen Idiomen beisteuerten. So finden sich heute im Hindi eine ganze Menge Worte, die dem Englischen entstammen wie ball, doctor, cup, college. Das Urdu hat in diesen Fällen teilweise noch Eigenes behalten und sagt in den angegebenen Fällen gend, hakim, piyala, madrasa-e-a'la. Während das letzte Wort aus dem islamischen Schulsprachschatz stammt und nur auf die Moslems beschränkt ist, sind die übrigen auch bei den Hindi-Sprechern verständlich, aber die englischen Ausdrücke sind schon bekannter. Diese Liste könnte natürlich beliebig erweitert werden, denn der Zustrom aus dem Englischen dauert noch immer an. Im Hindostani stammt z. B. das Wort für „Eisenbahn“ — rel gari — im ersten Teil aus dem englischen railway, paltan ist das englische battalion, rafal ist rifle (Gewehr), afsar ist officer, pa' ip kommt von pipe und schließlich polis von police. Auch das Portugiesische hinterließ im Hindostani seine Spuren: so in girja — Kirche und nilam — Auktion.

Die europäische Übersetzung für das lateinisch-englische „Emperor“ oder „Empress“ (Imperator oder Imperatrix) wurde nicht aus dem Englischen geholt, sondern kam über das deutsche „Kaiser“. Der lateinische Cäsar-Name erscheint als Kaiser. Der Kaiser von Hindostan ist der „Kaisar-i-Hind“. Das war der offizielle Titel der englischen Souveräne als kaiserliche Fortsetzer der Moghulnmacht. Der von den britischen Kreisen, die in der Kaiserproklamation Viktorias sechs Jahre nach der deutschen von Versailles ein Nachäffen hohenzollernschen Vorbildes sahen, gar nicht erwünschte Cäsartitel wurde höhnisch als deutscher Kaiser abgelehnt und sollte, nachdem er auf diese Weise in Indien publik gemacht war, schließlich doch der offiziell akzeptierte Hindostaniname der englischen Souveräne als indische Imperatoren werden!

Daß auch in die dravidischen Sprachen Fremdworte in großer Zahl hineinfließen, zeigen etwa die heute im Tamilischen befindlichen Bezeichnungen aus dem Englischen wie taktar (doctor), hai-kort (High Court) oder parliment (parliament). Sprachreiniger, die das „centamil“ — „gutes Tamil“ — fordern, hatten bislang wenig Erfolg. Es gibt heute noch ein Tamilwort für Übersetzer, das aus der dänischen Zeit stammt. Es heißt tolukkupillai und kommt vom Dänischen „tolk“, das einen Interpreten bezeichnet und sich aus den Zeiten erhalten hat, da noch in Tranquebar der Danebrog wehte.

Das Singhalesische, um eine Sprache im äußersten Süden zu erwähnen, übernahm wiederum reichlich Worte aus dem Portugiesischen, das in einem indo-lusitanischen Dialekt jahrhundertlang lingua franca der südlichen Küstengebiete war. Hier seien besonders erwähnt: mesa — Tisch, tinta — Tinte, viduru — Glas, keju — Käse, pan — Brot, camara — Stube und u. a. janela — Fenster, die alle ihren Ursprung aus der Sprache der ehemaligen portugiesischen Herren nicht verleugnen können.

Sozial- und Gesundheitswesen

Das Gesundheitsproblem ist auf dem teilweise übervölkerten indischen Subkontinent eines der schwierigsten. Indien hat in den letzten Jahren mit Hilfe der Vereinigten Staaten, Großbritanniens und anderer westlicher Staaten wie auch der Weltgesundheits-Organisation eine Reihe von Krankenhäusern und Instituten aufgebaut. Ähnliche Häuser wuchsen in Pakistan und Ceylon aus der Erde. Aber dennoch bleibt noch unendlich viel zu tun.

Die große Frage ist die des geeigneten Nachwuchses — das Ärzte- und Schwesternproblem existiert auch in Indien, nur daß es hier ganz andere Folgen zeitigt als bei uns. Auf dem ganzen Raum mögen heute etwa 110 000 Ärzte praktizieren. Es müßten aber wenigstens 250 000 Ärzte mehr sein!

Leider steckt in Indien wie in den meisten Ländern der süd- und südostasiatischen Sphäre das Sozialwesen noch ganz in den Kinderschuhen. Hier sei erwähnt, daß von berufenen Indern immer wieder auf das deutsche Beispiel hingewiesen wurde. So schildert Benoy Kumar Sarkar, der bereits genannte bekannte Professor aus Kalkutta, in seiner 1948 in deutscher Sprache erschienenen Schrift: „Hermann Schumacher und Indien — eine Lebenserinnerung und eine Dankessprache“, wie er in Deutschland die bismarcksche Sozialversicherung kennen lernte. Er schreibt darüber enthusiastisch: „Die sozialpolitische Gesetzgebung von Bismarck (1883—89) erschien mir als die größte einzelne Errungenschaft der industriellen Zivilisation, da dieselbe die spirituellen Grundlagen der kapitalistischen Morphologie der Welt darstellte. Ich war begeistert, Bismarck als einen wahrhaften „Rishi“ (Seher) oder „Yugavatar“ (Epochen-Messias) zu würdigen, weil ich ihn unter die tiefeschürfenden Wiederaufbauer der Menschheit zählte...“

Einige deutsche Krankenhäuser in Indien haben sich einen guten Ruf erworben, so etwa das von Jesuiten ins Leben gerufene „New Hospital“ in Shrirampur im Staate Bombay, das „Catholic Hospital“ der Steyler Mission in Dahny im alten Madhya Bharat und „St. Catherine's Home“ in Andhery bei Bombay, in dem unehe-liche Mütter, Kinder und Findelkinder ein Unterkommen finden und die als Musteranstalten gelten.

Da der Lebensstandard der Bevölkerung des vorderindischen Raumes sehr niedrig ist, sind Patienten, die ein Einkommen von weniger als hundert Rupien haben, nicht verpflichtet, Hospitalgebühren zu bezahlen. Wenn die indischen Patienten auf einheimische Art behandelt werden, geschieht es nach den Ayurveda- und Unani-Systemen, die zum Teil den homöopathischen Methoden entsprechen, die der Deutsche Hahnemann einst vorschlug. Samuel Hahnemann, der von 1755 bis 1843 lebte, wird deshalb von allen indischen Ärzten hochverehrt und ist in Indien bekannter als in seiner eigenen Heimat.

Der Europäer, der sich auf den Weg nach Indien begibt, denke daran, daß Vorsorge besser ist als Heilung. Er lasse unter allen Umständen in der Heimat seine Zähne untersuchen und unterziehe sich

einer Gesundheitsprüfung. Wenn er einen Sommer in Indien zubringen will, befrage er auch einen Tropenarzt. In Indien hüte er sich vor allem Extremen — dies gilt von der Kälte wie von der Hitze. Er stelle nicht sofort, wenn die erste Hitzewelle hereinbricht, die Klimaanlage (air-conditioning) oder die elektrischen Windfächer (fans) an. Zugleich aber hüte er sich vor jeglichem frischen Gemüse. Grünes Gemüse meide er grundsätzlich. Wasser trinke er nur, wenn er genau weiß, daß es hygienisch sauber ist. Auch soll man nicht gleich in den ersten Tagen die ganz anders hergestellten indischen Mahlzeiten in reicher Menge zu sich nehmen.

Gesellschaft, Kleidung, Wohnung

Für die meisten Europäer wird sich der indische Aufenthalt zum größten Teil auf eine der Städte beschränken. Ihre Gesellschaft ist dann die europäische, die er von Hause her kennt, und die indische, die zum Teil stark angliisiert ist. Die lingua franca dieser Schicht ist nur Englisch. Der Europäer wird bald entdecken, mit welcher Meisterschaft die meisten Inder, denen er begegnet, die Sprache Shakespeares beherrschen.

Über die Tropenkleidung wurde bereits an anderer Stelle gesprochen. Für Nordindien ist sie mit Ausnahme der Winterzeit genau so erforderlich wie für den Süden. Bei offiziellen Veranstaltungen wird gewöhnlich für den Herrn ein dinner jacket — also ein Smoking — angebracht sein, dazu als Krawatte eine schwarze Schleife. Im Sommer wechselt natürlich die Farbe des jacket, das nun die tropische weiße Farbe annimmt, während die Hosen die gleiche Farbe haben wie im Winter, aber von leichterem Qualität sind.

Das gesellschaftliche Parkett ist nicht der rechte Boden, um Indien zu entdecken. Um das wahre Indien zu erleben, muß man in die Dörfer gehen. Hier wird man unendliche Armut kennen lernen, die an den kümmerlichen Herden Dauergast ist. Aber man wird auch dies zufriedene und (noch) glückliche Volk bald lieben lernen. Man muß natürlich manches in Kauf nehmen, was nun einmal zu diesem Indien gehört und was nicht ganz in das Bild westlicher Vorstellungen von Hygiene und Wohnungskultur paßt.

Was die Wohnungen angeht, so wird der Reisende fast nur Hotels mit Volltagkost finden, bei denen der Preis in den kleinen Orten bei 10, 15 Rupien liegt, in den boarding houses der größeren Städte auf rund 30 Rupien steigt und bei den bekannten Hotels teilweise das Doppelte erreichen kann. Jeder Tourist versorge sich übrigens mit einem guten razai, einem sogenannten bedding — das ist eine Bettrolle, eine Art Schlafsack, die er in jedem Hotel gebraucht. Bei Familienfahrten ist es sogar angebracht, einen Diener, den jede Reisegesellschaft besorgt, mitzunehmen. Dann entfallen die vielen Kleinigkeiten, die so wichtig sind und die dem Fremden zuerst unendlich seltsam, schließlich aber lieb und vertraut vorkommen werden. In ganz kleinen Orten findet der Reisende oft die sogenannten Dak Bun-

galows — das sind Regierungs-Rasthäuser mit fixierten Preisen. Ein angestellter Wärter — meistens khánsáma genannt — übt in ihnen das Regiment aus, meistens nicht ungeschickt, so daß sich der Europäer ihm schon anvertrauen kann.

Die Kleidung der Inder ist so verschieden wie das Klima. Einmal hat, über das ganze Land verstreut, eine Anzahl von Indern europäische Kleidung übernommen. Das gilt besonders von den Männern. Allerdings ist das Hauptgewand der Männer in den mittleren, östlichen und westlichen Teilen Indiens ein weißes Kleid, das aus Baumwolle oder oft gar aus Seide besteht — dhoti genannt — und von der Taille herabfällt und oft um die Beine geschlungen wird. Im Süden tragen die Menschen eine kürzere Ausführung dieses Gewandes. Bei offiziellen Veranstaltungen trägt der Inder einen langen einfachen Rock — sherwani — oder eine Art engsitzender Pyjamakleidung — churidar. Frauen erscheinen fast immer, einerlei ob offiziell oder inoffiziell, mit einem Sari.

Der Sari, der nach Regionen und Landschaften verschieden ist, gehört mit zu den schönsten Geschenken Indiens an die Frauenwelt. Spielerisch getragen, verleiht er Grazie und Charme. Besonders wirkt er, wenn die Trägerin elegant zu schreiten versteht. Dazu trägt sie meistens Sandalen oder „chappals“, lose, pantoffelähnliche Schuhe. Der Sari wird von den Frauen des Punjab und Kaschmirs meistens ersetzt durch einen Seidenschal — kurta oder dupatta. Dieser wird gewöhnlich lose über die Schulter geworfen. Dazu tragen die Frauen hosenähnliche salwars.

Die Kopfbedeckung ist bei den Sikhs immer ein Turbau, soweit sie Khalsamitglieder sind. Aber auch andere Inder tragen ihn. Es gibt wenigstens zehn verschiedene Arten. Die Gandhi cap wird heute in ganz Indien gefunden, die Moslems in Pakistan und Kaschmir bevorzugen meistens einen Lammfellfez, während sich die übrigen indischen Moslems Stoffmützen, die an einen Fez erinnern, als Kopfbekleidung wählen. Von den Parsimützen sagt man in Indien, sie sähen aus wie Hufe von Kühen. Wer eine Zeit lang in Indien weilt, wird bald an der Kleidung erraten, welcher community der Träger angehört. Auch dies ist ein Stück Indien, das besonders die modisch Interessierten zu einer Entdeckungsfahrt einladen wird.

8. Deutschsprachige Einrichtungen

Die Beziehungen der indischen und deutschen Geisteswelt haben im letzten Jahrhundert Deutschland zu einem Ziel indologischer Forscher aus aller Welt gemacht. Es gab kaum eine deutsche Universität, an der nicht ein Lehrstuhl für Sanskrit bestand. Leider hatte dieser Aufwand kein Gegenstück auf indischer Seite. Die Pflege der deutschen Sprache — als Zeichen inniger Beschäftigung mit deutscher Kultur — hat erst in letzter Zeit größere Kreise erfaßt. Sehr glücklich hat sich die Initiative der deutschen Wirtschaft, Studenten aus dem vorderindischen Raum nach Deutschland zu holen, ausgewirkt.

Dennoch sei nicht vergessen, daß es immer kleine Kreise gab, in denen man sich der Bedeutung der Pflege unserer deutschen Sprache bewußt war. Ein solcher Mittelpunkt kultureller Beziehungen zu Deutschland war zwischen den beiden Weltkriegen Kalkutta, wo im November 1931 Benoy Kumar Sarkar eine „Bengalisch-deutsche Gesellschaft“ („Bangiya Dscharman Samsad“) gegründet hatte.

Aus diesem Kreis stammten auch nach dem Ende des zweiten Weltkrieges die ersten Versuche, die Inder und überhaupt die Außenwelt über die wahre Situation Deutschlands aufzuklären. Gerade in Kalkutta erschienen nicht nur in Zeitschriften wie der „Eur-Asia“ aufklärende Aufsätze, sondern auch größere Buchveröffentlichungen setzten sich mit deutschen Fragen auseinander, über die objektiv geschrieben wurde. In jenen Jahren veröffentlichte Sarkar selbst in deutscher Sprache seine an anderer Stelle bereits genannte „Dankaussprache“ an Professor Hermann Schumacher. Erwähnt seien drei in Kalkutta erschienene Bücher: „Kavi-guru

Goethe“ („Zaubermeister Goethe“) von Abdul Wadud aus dem Jahre 1946, „Jatiatar Vani-Hurti Herder“ („Herder — der Knder der nationalen Idee“) von Dilip Malakar aus dem Jahre 1947 und „Friedrich List o Dscharmany“ („Friedrich List und Deutschland“) von Behari Chakravarty aus dem gleichen Jahre.

In Kalkutta, Bombay, Karachi und New Delhi bestehen seit kurzem kleine Lesehallen, die über Deutschland informieren. Ein großes Kulturzentrum aber ist erforderlich. Hier seien dankbar vermerkt die Bemühungen, die der erste deutsche Botschafter in New Delhi, Professor Dr. Ernst Wilhelm Meyer, unternahm, um in der Hauptstadt der Indischen Union solch ein deutsches Kulturzentrum zu errichten. Ein derartiges Zentrum entspricht einem politischen wie kulturellen Erfordernis.

Bislang hat noch Bombay die beherrschende Stellung für die Deutschen des vorderindischen Raumes. Dies zeigte sich nicht nur durch die erforderliche Gründung einer Deutsch-Indischen Handelskammer (Bombay, P. O. Box 1642). Es zeigte sich auch, als in Bombay am 14. April 1954 in Anwesenheit des damaligen UNO-Vorsitzenden, Frau Vijaya Lakshmi Pandit, und des Kardinals Gracias ein Deutsch-Indischer Kulturbund ins Leben gerufen wurde, der u. a. dem Generalkonsul Dr. Pochhammer zu verdanken ist. Kalkutta folgte am 13. März 1956 mit der Gründung einer Deutsch-Indischen Gesellschaft.

Im Jahre 1929 wurde bei der Deutschen Akademie in Mnchen das India-Institute errichtet, das sich die Förderung freundschaftlicher Beziehungen und kultureller Zusammenarbeit mit dem indischen Volk zur Aufgabe gemacht hatte. Im Jahre 1949 wurde dies Institut, das eng mit dem Namen Dr. Franz Thierfelder, eines eifrigen Förderers deutsch-indischer Freundschaft, verknüpft ist, in Stuttgart als Zweigstelle des Instituts für Auslands-Beziehungen (in Verbindung mit der Taraknath-Das-Stiftung in New York) wieder eröffnet. Hier in Stuttgart, der „indischen Hauptstadt Deutschlands“, gibt es außerdem noch einen indischen Studentenverband, Bharat Majlis bezeichnet, und die erfolgreiche Deutsch-Indische Studiengesellschaft (Stuttgart, Charlottenplatz 17).

Deutsch-Indische Vereinigungen sind in letzter Zeit in West-Berlin, in Würzburg, Hamburg, Dortmund gegründet worden. Sie nehmen sich besonders der indischen Studenten in Deutschland an. Für diese gibt es außerdem in englischer Sprache eine ausgezeichnete, seit 1954 erscheinende und alle drei Monate herauskommende Zeitschrift, von Dr. Thierfelder herausgegeben, die in Bielefeld gedruckt wird und den Titel „India Magazine“ trägt.

Zeitschriften, die eine Brücke von uns zum vorderindischen Raum schlagen, sind die „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ in Wiesbaden, die Zeitschrift „Der Islam“ in Berlin (Redaktion in Hamburg 13, Bornplatz 2), die „Zeitschrift für Eingeborenen Sprachen“ (Redaktion: Hamburg 13, Bornplatz 1–3), die „Orientalistische Literaturzeitung“ (Leipzig, Geschäftsstelle in Gotha,

Myconiusplatz 2), dann die „Welt des Islams“, die von 1913 bis 1943 in Berlin und Leipzig herauskam und seit 1951 im niederländischen Leiden verlegt wird, und schließlich die stark wirtschaftlich ausgerichtete „Übersee-Rundschau“ (Hamburg 36, Neue Rabenstr. 28).

Es seien noch kurz

die diplomatischen Vertretungen

genannt:

- Botschaft der Indischen Union, Bonn, Koblenzerstraße 262 (zugleich Sitz des Chefs der Indian Military Mission in Berlin);
- Gesandtschaft der Indischen Union, Wien XVIII, Geyergasse 17;
- Gesandtschaft der Indischen Union, Bern, Thunstraße 59;
- Botschaft der Islamischen Republik Pakistan, Bad Godesberg, Rhein-allee 24;
- Gesandtschaft der Islamischen Republik Pakistan, Bern, Gießereiweg 5;
- Konsulat der Indischen Union, Hamburg, Sprinkenhof, Burchhardstraße 14;
- Generalkonsulat der Indischen Union, Genf, 1—3, rue Chahtepoulot;
- Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, New Delhi, 86, Sundar Nagar, Mathura Road (neue Botschaft entsteht);
- Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland, Calcutta, 59/c, Chowringhee Road;
- Generalkonsulat der Bundesrepublik Deutschland, Bombay 1, Rusi Mansion, 29, Wodehouse Road, Fort.
- Konsulat der Bundesrepublik Deutschland, Madras, 378, Netaji Bose Road;
- Botschaft der Bundesrepublik Deutschland, Karachi, Clifton Nr. 90;
- Das Konsulat der Bundesrepublik Deutschland Dacca und das Wahlkonsulat der Bundesrepublik Deutschland Rawalpindi werden demnächst errichtet;
- Gesandtschaft der Bundesrepublik Deutschland, Colombo 7, 16, Barnes Place;
- Schweizerische Gesandtschaft, New Delhi, Communication Building, 1, Radial Road;
- Österreichische Gesandtschaft, New Delhi 1, 2—5, Theatre Communication Building, Connaught Place;
- Österreichische Gesandtschaft, Karachi, 39-M-Block 6, Malir Road;
- Österreichisches Honorarkonsulat, Cinnamon Gardens, Winyatt, 20, Gregory's Road, Colombo 7;
- Schweizerische Gesandtschaft, Karachi 6, Clifton 98;
- Schweizerisches Konsulat, Colombo 3, Galle Face Hotel.

9. Kleiner Führer durch New Delhi

Das politische Gewicht des vorderindischen Raumes liegt, wenn man es in Städten sieht, eindeutig in New Delhi. Hinzu kommt, daß die Stadt, die von den Engländern einst als Beamten- und Verwaltungsstadt geplant wurde, sich auch als internationale Tagungsstätte für kulturelle, wirtschaftliche und allgemein wissenschaftliche Veranstaltungen einen weltweiten Ruf erworben hat, die jede andere Stadt dieses Raumes in den Schatten stellt. Es ist aus diesen aktuellen wie auch aus historischen Gründen berechtigt, sich im Rahmen dieser Schrift mit Delhi besonders zu beschäftigen.

Bereits in den ältesten Schriften des arischen Indien wird Delhi erwähnt. Es war damals Indraprastha genannt. Wo heute das Alte Fort — Purana Qila — sich befindet, soll die alte Hinduresidenz gestanden haben. Aber nur die Forts von Lal Kot und das des Rai Pithora Prithvi Raja Chauhan, die zwei Asokasäulen und die Eiserne Säule im Quth erinnern an den Glanz der alten Hindustadt.

Delhi erhielt seinen modernen Glanz durch die Moghuln, die hier im Zentrum alter hinduistischer Macht, den Mittelpunkt ihres großen indischen Reiches anlegten. Ein Gang durch die Stadt wird in erster Linie zu moslemischen, weniger zu hinduistischen und schließlich auch zu britischen Erinnerungsmalen führen. Moslemisch sind die vielen Städteanlagen wie das alte Siri, von 'Ala-ud-Din im Jahre 1304 errichtet — Tughlaqabad, erbaut durch Tughlaq Shah im Jahre 1325 — Jahanpanah, um 1325 mit einer Mauer versehen — Firozabad, Purana Qila sind die neuen Etappen. Als 1639 die Stadt mit einer Mauer umgeben wurde, nannte Shah Jahan sie Shah-jahanabad. Von hier bis zum modernen New Delhi der Briten geht die stolze städtebauliche Tradition, die immer wieder fremde Er-

oberer kommen und gehen sah — 1398 die Truppen Timurs, 1739 die Soldaten des Persers Nadir Schah, 1757—1761 die Afghanen Ahmad Schah Duranis, 1771 die Mahratten Mahdo Rao Scindias, 1803 die Briten General Lakes und 1857 die furchtbaren Kämpfe im blutigen Aufstand.

Doch unternehmen wir unseren Gang durch die Stadt. „Gang“ bedeutet nicht, daß wir zu Fuß gehen. New Delhi liegt von Old Delhi rund zehn Kilometer entfernt. Der Abstand zwischen den einzelnen sehenswerten Plätzen beträgt immer einige Meilen. Darum nehme man ein Taxi. Die Auslagen lohnen sich hier.

Beginnen wir im „alten“ Delhi. Dies Old Delhi hat seinen Namen von den Briten erhalten. Als sie ankamen, war es der älteste bewohnte Stadtteil, die anderen waren verlassen. Das ist eine der Gewohnheiten der Autokraten gewesen: wenn ihnen eine Stadt nicht mehr gefiel, so verließen sie sie samt der Bevölkerung und bauten eine neue. In ganz Indien findet man viele verlassene Städte als Ruinen.

Im alten Delhi gehen wir zuerst zum Red Fort, zwischen 1639 und 1648 von Schah Jahan erbaut. Es ist eines der schönsten Beispiele der so unendlich harmonischen und trotz ihrer sich scheinbar in Arabesken auflösenden Teile immer organisch-klaren islamischen Architektur. Man gehe hier in die private Audienzhalle — Diwan-i-Khas, in der einst bis zum Raub durch die Perser der weltberühmte Pfauenthron mit dem Edelstein Koh-i-Nur sich befand. Von der marmornen Schönheit dieser Halle waren selbst die Erbauer einst so überwältigt, daß sie in persischer Sprache mit goldenen Buchstaben dies berühmte Wort in den Marmor meißelten:

„Agar Fardaus bar ru-i-zamin ast

Hamin ast wa hamin ast wa hamin ast.“

(„Wenn es ein Paradies auf Erden gibt,

Dann ist es dies, ist es dies, nichts als dies!“)

Wir lassen die Schönheit der Halle in uns nachwirken und besuchen die anderen Räume, von denen noch Diwan-i-Am, die Öffentliche Audienzhalle, zu erwähnen ist, und spüren den gleichen Zauber, der von der islamischen Architektur ausgeht, in Moti Masjid, der Perlenmoschee:

Gegenüber dem Fort steht die herrlichste Moschee, die Indien hat: Jama Masjid. Roter Sandstein und weißer Marmor haben hier eine architektonische Synthese geschaffen, die zu erfüllen schon eine künstlerische Pilgerfahrt nach Delhi rechtfertigt.

Hier sind wir auch in der Nähe von Chandni Chowk, dieser meilenlangen Bazarstraße, die in ganz Asien berühmt ist. Wir schlendern über sie. Silberschmiede und Künstler in Elfenbein bieten ihre Waren in der farbenprächtigen Sprache des Ostens genau so lebhaft an wie die Händler mit hübschen Seidensaris und entzückenden Schals. Für indische Käufer gibt es hier einfach alles. Man sollte sich Zeit nehmen, dem Handel zuzusehen und selbst etwas zu „erhandeln“.

Wir steigen jetzt in ein Taxi und fahren nach New Delhi; es geschieht auf einem kleinen Umweg, um Rajghat, wo die irdische Hülle des Mahatma einst verbrannt wurde, zu besuchen und in der Nähe die eine der beiden Asokasäulen zu besichtigen, und fahren bis Purana Qila, der alten Feste, deren Umfang zwei Meilen mißt und die heute eine ganze Flüchtlingsstadt beherbergt. Inmitten dieser Feste kann man ein schönes Beispiel indo-afghanischer Moslemarchitektur bewundern: Qila-i-Kuhna Masjid, die auch Sher Shah's Mosque genannt wird. Diese hat bei der Anordnung der Querbalken auch hinduistische Elemente verwandt. Von hier aus fahren wir zum Grab Humayuns (Humayun's Tomb), einem der schönsten Beispiele der Moslemarchitektur, nach dem auch später Tadsch Mahal in Agra gebildet sein soll. Während den von den architektonischen Maßen bezauberten Ästhetiker immer wieder die schöne Ausgeglichenheit zwischen der rot-weißen Unterhälfte und der weißen Kuppel erfaßt, erinnert sich der Historiker der mit diesem Bauwerk verbundenen Grausamkeiten des von seinem Bruder Aurangzeb gemordeten Dara Shukoh, der von den eigenen Paladinen gemeuchelten Herrscher Farrukhsiyar und Alamgir II., die alle an dieser Stätte begraben liegen, und schließlich des letzten Mogulherrschers, der hier sich 1857 ergeben mußte und der einzige Überlebende der Familie blieb. Alle übrigen wurden grausam erstochen. Auf dem Rückweg zur Unterkunft passieren wir nach einem Besuch des Grabmals von Nizam-ud-Din die Lodi-Parks und besuchen die vielen schönen alten Gräber, die in der Moslemarchitektur eine neue einfach-schöne Variante bilden.

Die nächste Fahrt geht zum Süden der Stadt. Da ist einmal Hauz Khas, ursprünglich ein bekannter Wasserbehälter (tank) in Verbindung mit einer Moslemschule (madarsa). Die hier angewandte Tughlaq-Architektur ist einfach und fast jedem Schmuck feindlich und hat sich gerade dadurch einen besonderen Platz in der moslemischen Architektur erobert.

Nicht weit von hier liegt der Qutb Minar, den um 1199 Qutb-ud-din Aibek hat anlegen lassen: der höchste und schönste Turm Indiens. In seiner unmittelbaren Nähe befindet sich die Quwwat-ul-Islam Moschee, die Anlage zum gewaltigsten Gotteshaus des Islam, das aber nur grandios wirkender Vorwurf blieb. Hier kann man auch Hindu-Handwerkskunst an einem islamischen Werk bewundern, denn die Blumen-Motive auf verschiedenen Pfeilern beweisen die Hindu-Mitarbeit. Im Hof der Moschee steht die berühmte Eiserne Säule, einst errichtet durch den Hindukönig Chandravarman von Pushkaran — dem heutigen Pakhrana nahe Udaipur in Rajasthan — und seit fünfzehn Jahrhunderten hier Sonne und Regen ausgesetzt, ohne daß auch nur der Ansatz von Rost sich an ihr befände. Eine der verlassensten Fürstenstädte ist Tughlaqabad — Mausoleen, Gräber, Türme. Befestigungen kündeten von einem gewaltigen architektonischen Willen der Moslemherrscher. Von hier kann man noch schnell einen Abstecher nach Surajkund machen, fünf Kilometer von Tughlaqabad gelegen, das als einer der so seltenen Tempel Suryas zugleich

eines der schönsten Hindu-Monumente in der Hauptstadt der Indischen Union ist.

Das britische New Delhi liegt genau in der Mitte zwischen diesen verlassenen Stätten im Süden und dem heutigen Old Delhi im Norden. Es wird am Besten repräsentiert durch den wuchtigen Palast der ehemaligen englischen Vizekönige in Indien — das heute als Residenz des indischen Präsidenten (Rashtrapati) den Namen Rashtrapati Bhavan — Haus des Präsidenten — führt. Die gewaltige Anlage — es befinden sich in dem Palast allein 340 Räume — wurde 1931 von dem Architekten Sir Edward Lutyens entworfen. In rotem und weißem Sandstein fügte es sich in die Architektur Delhis harmonisch ein und gibt ihr doch eine neue moderne Variante, die seitdem vorbildhaft für viele andere Gebäude wurde. Im Rashtrapati Bhavan befindet sich außerdem das großzügig angelegte National-Museum, in dem sich besonders schöne Beispiele der buddhistischen Kunst und der verschiedenen hinduistischen Kunstepochen befinden. Vor dem Präsidentenhaus ragen die beiden Sekretariatsgebäude. Von hier aus geht der Blick zum India Gate und zum Monument König-Kaiser Georgs V. Der Weg, der zu diesen Denkmälern britischen Kaiser-i-Hind-Glanzes führt, hieß einst „King's Way“. Die republikanischen Erben der britischen Macht haben ihn umgetauft in das entsprechende Hindiwort: Rajpath. Von hier aus läßt man sich schließlich zum Connaught Place bringen und kann das mehr europäisch anmutende „shopping centre“ von New Deli mit dem buntorientalischen von Chandni Chowk in Old Delhi vergleichen.

Die Stadt an der heiligen Jumna ist ein Ort, mit dem die Hindu-geschichte seit je verbunden ist. Sie ist auch das eigentliche Herz des islamischen Indien. Delhi ist immer noch das Symbol eines ungeteilten Indien. Daher lebt diese Stadt heute genau so im Herzen der Pakistanis wie der Inder. Vielleicht wird aus der Atmosphäre dieser Stadt heraus der Geist geboren, der die beiden größten vorderindischen Zwillingestaaten zu einer politischen Zusammenarbeit führt.

10. Reisen durch den Sub-Kontinent

Indien zieht heute Vertreter der verschiedensten Berufsgruppen an. Es kommen Techniker, Wirtschaftler, Politiker neben den verschiedenen Repräsentanten kulturell-wissenschaftlicher Disziplinen. Man kann da sagen: du mußt dies oder jenes in Indien, in Pakistan oder Ceylon gesehen haben. Das Bild, das ein jeder von Indien bereits vor der Landung in sich trägt, bestimmt zum größten Teil natürlich auch die Reisen, die er hier unternimmt. Dennoch sind die meisten daran interessiert, das kulturelle Indien, das Indien, das besonders durch eine grandiose Baukunst zu ihnen spricht, zu entdecken. Es sei daher der Versuch unternommen, kurz einige Reiseskizzen zu entwerfen, deren Ausführung versprechen könnte, dem Besucher ein Stück jenes Indien, das auf den vorhergehenden Seiten dem Geist des Lesers nahegebracht werden sollte, auch in Wirklichkeit vor dem Beschauer entstehen zu lassen.

Es sei mir gestattet, nur fünf Reiserouten vor meinen Lesern auszubreiten:

1. Eine Wochentour:

Erster Tag: Ankunft in Karachi — Kurzer Aufenthalt in der Stadt, dann Weiterflug nach Lahore (Fort mit Diwan-i-Am, Moti Masjid [Moschee], Wazir Khan Masjid, Sonehri Masjid, das Sikheiligtum von Guru Arjan, Samadh des Maharadschah Ranjit Singh).

Zweiter Tag: Fortsetzung in Lahore, nachmittags Weiterflug nach Delhi (Besuch in New Delhi).

Dritter Tag: Besuch in Alt-Delhi und Tughlaqabad, Qutb Minar, Humayun's Tomb.

Vierter Tag: Flug Delhi-Agra (evt. auch Eisenbahn): Besuch des Tadsch Mahal, des Fort, Grabmal Itmad-ud-Daulab, Akbars Mausoleum in Sikandra.

Fünfter Tag: Fahrt zur 30 km entfernten verlassenen Stadt Fatehpur Sikri. Abends Heimkehr nach Delhi.

Sechster Tag: Flug Delhi—Bombay: Gateway of India, die Hängenden Gärten, Türme des Schweigens.

Siebenter Tag: Besuch der Grottenheiligtümer auf Elephanta. Heimflug.

2. Eine Zehn-Tage-Tour:

Erster Tag: Ankunft in Bombay. Besuch der Stadt.

Zweiter Tag: Fahrt (Eisenb.) nach Aurangabad: Bibi-ka-Maqbaral

Dritter Tag: Tagesfahrt zu den Höhlenheiligtümern von Ajanta.

Vierter Tag: Rückfahrt nach Bombay (Nachtfahrt), Besuch von Elephanta.

Fünfter Tag: Flug nach Madras: Museum, Kunstgalerie, Mylapore-Tempel, Kalakshetra (Kunstzentrum) in Adyar.

Sechster Tag: Flug nach Tiruchirapalli — Besuch im Fort, Teppa Kulam (heiliger Teich), Großer Hindutempel Raghunathaswami in Sri Rangam.

Siebenter Tag: Tagesfahrt nach Madura, der uralten Hindustadt. Sahasrasthambha Mandapam — Halle der Tausend Pfeiler im Großen Tempel, Pudhu Mandapam — Neue Galerie, Palast von Tirumala Nayak.

Achter Tag: Fahrt nach Tanjore: Palast des Radschah, Kirche des deutschen Missionars Schwartz, Fort, Großer Tempel.

Neunter Tag: Rückfahrt nach Tiruchirapalli und Flug nach Colombo.

Zehnter Tag: Ankunft in Colombo. Besuch der protestantischen holl. Wolfendhal-Kirche, der Cinnamon-Gärten, der katholischen Fischervorstadt Mutwal. Abfahrt.

3. Fünfundzwanzig-Tage-Tour:

Erster Tag: Delhi — India Gate-Rashtropati Bhavan, Humayun's Grab, Quth Minar — Jamna Masjid, Fort.

Zweiter Tag: Eisenbahn nach Agra: Tadsch Mahal, Fort, Sikandra,

Dritter Tag: Fatehpur Sikri.

Vierter Tag: Flugreise nach Srinagar: Bund, Art Emporium, Kahnfahrt den Fluß Jhelum hinab.

Fünfter Tag: Ein ganzer Tag in den Moghulgärten.

Sechster Tag: Flugreise zurück nach Delhi.

Siebenter Tag: Flug nach Jaipur. Besuch des Stadtpalastes des Maharadschah, Hawamahal, Basar. Am Nachmittag Fahrt nach der 10 km entfernt liegenden früheren Hauptstadt Amber. Abends Rückflug Delhi.

Achter Tag: Flug Delhi-Benares: nachmittags Besuch in Saruath, Tempel und Seiden- und Brokatläden.

Neunter Tag: Bootsfahrt auf dem Ganges und Besichtigung der Ghats. Nachmittags Flug nach Kalkutta.

Zehnter Tag: Besuch in Kalkuttas Victoria Memorial, Museum, Nationalbibliothek, Fort William, Fahrt um die Seen.

Elfter Tag: Besuch im Belur-Tempel, Dakshinewar-Tempel, Jain-Tempel und dem Botanischen Garten in Kalkutta.

Zwölfter Tag: Fahrt nach Shantiniketan, wo Rabindranath Tagores Universität Vishwabharati liegt.

Dreizehnter Tag: Flug nach Madras — Stadtbesuch und Besuch evtl. in Mahabalipuram und Kanchipuram.

Vierzehnter Tag: Nachtfahrt mit der Eisenbahn nach Bangalore: Besuch Lal Bagh, Cubbon Park, Indian Institute of Sciences.

Fünfzehnter Tag: Eisenbahnfahrt nach Mysore: Palast, Rennställe, Jagmohan Galerie, Srirangapatam, Krishnaraj Sagar und die weltberühmten Brindaban-Gärten.

Sechzehnter Tag: Besuch des Chamundi-Tempels.

Siebenzehnter Tag: Eisenbahnfahrt nach Bangalore-Tiruchirapalli.

Achtzehnter Tag: Tiruchirapalli — Besuch des Felsentempels, Jambukeswaram- und Sri Rangaram-Tempels.

Neunzehnter Tag: Eisenbahnfahrt nach Madura. Besuch des Meenakshi-Tempels, ferner des Tirumal-Naik-Palastes.

Zwanzigster Tag: Flug nach Bombay: nachmittags Gateway of India, Museum, Hängende Gärten.

Einundzwanzigster Tag: Fahrt (Fähre) zur Felseninsel Elephanta — Gharapuri von den Indern genannt — mit der bekannten Trimurti (Bild der göttlichen Dreieinigkeit).

Zweiundzwanzigster Tag: Luftreise nach Aurangabad und anschließend Fahrt nach Ellora (buddhistische Höhlenheiligtümer) 16 km.

Dreiundzwanzigster Tag: Autofahrt zum 90 km entfernten Ajanta mit seinen berühmten Höhlenmalereien des mittelalterlichen Buddhismus.

Vierundzwanzigster Tag: Aurangabad-Bhopal-Flugreise. Besuch der Sanchi-Stupas.

Fünfundzwanzigster Tag: Eisenbahnfahrt Bhopal-Delhi und Abfahrt.

4. Zehntägige „kleine Regionalreise“:

Erster Tag: Ankunft in Delhi — Besuch des alten Delhi und der mohammedanischen Bauwerke.

Zweiter Tag: Eisenbahnfahrt nach Muttra (Mathura), einer alten schon Ptolemäus bekannten Stadt, die im Leben der Buddhisten und Hindus eine große Rolle spielt. Besuch der Tempel. Bootsfahrt auf dem heiligen Fluß Jumna, um „Klein-Benares“ zu erleben.

Dritter Tag: Besuch in den nur wenige Kilometer entfernten Orten wie Brindaban, Mahaban und Gokul, die in der Krischnalegende eine große Rolle spielen. Noch kann hier echtes Indien geschaut werden.

Vierter Tag: Eisenbahnfahrt nach Agra: Besuch der alten Moghuln-Hauptstadt und ihrer indo-islamischen Bauwerke.

Fünfter Tag: Besuch in Fatehpur Sikri.

Sechster Tag: Eisenbahnfahrt nach Bharatpur: Fort, alte Stadtmauern, Maharadschapalast in Golbagh.

Siebenter Tag: Eisenbahnfahrt nach Jaipur: Maharadschapalast, Tempel, Kunstschule, Altes Fort in Amber.

Achter Tag: Eisenbahnreise nach Delhi. Besuch von New Delhi und der anglo-indischen Bauwerke.

Neunter Tag: Flug nach Amritsar (evtl. Eisenbahnfahrt): Besuch des Goldenen Tempels, des Tempelgartens, des Baba-Atal-Turmes.

Zehnter Tag: Eisenbahnfahrt nach Lahore: Besuch der moslemischen Bauwerke und der Heiligtümer der Sikhs. Abflug.

5. Sieben Tage auf Ceylon:

Erster Tag: Colombo und Besichtigung der Stadt.

Zweiter Tag: Fahrt nach Kandy — ca. 130 km von Colombo. Besuch des alten Palastes, des buddhistischen Tempels „Dalada Maligawa“ oder „Haus des Zahnes“ mit der Buddha-Reliquie, dann der Tempel Lankatilaka Vihare und Gadaladeniya Vihare.

Dritter Tag: Fahrt nach Nuwara Eliya (Eisenbahn): Sommerresidenz des General-Gouverneurs und einer der schönsten Flecken der Insel, Botanische Gärten zu Hakgala und Wasserfälle zu Ramboda.

Vierter Tag: Rückfahrt nach Kandy.

Fünfter Tag: Eisenbahnfahrt nach dem 25 km entfernten Matale, anschließend von dort aus Omnibusfahrt nach Anuradhapura.

Sechster Tag: Besuch Anuradhapuras, der alten Ruinenstadt, die 437 v. Chr. König Pandukabhaya zu seiner Metropole bestimmte. Dort die herrlichen Dagobas-Glockentürme über irgendwelchen Buddha-Reliquien, Pokunas (heilige Teiche), Klöster und Paläste und der heilige Bo-Baum.

Siebenter Tag: Eisenbahnfahrt nach Colombo. Heimreise.

Namens- Orts- und Sachverzeichnis

A

Adschantafresken 15
 Ärzte 137
 Afghanen 17
 Agra 127
 Akbar 16
 Alexander der Große 12
 Aligarh-Universität 106
 Allahabad 11, 104, 113
 All-India-Moslem-League 21
 All India Radio 116
 Alsdorf, Ludwig, Indologe, 34, 129
 Analphabetismus 41
 Andamanen 43
 Andhra-Dynastie 13, 44
 Anthropologie 107
 Anthropos-Institut 107
 Antilopen 31
 Araber 17, 69
 Arakan 19
 Archäologie 129
 Archive 107
 Arier 9
 Arya-Samaj 20
 Ashram 105
 Asienkonferenz 22
 Asoka 12
 Assam 19, 54
 Assamesen 15
 Assamesisch 135
 Aufstand 1857 19
 Aurangzeb, Kaiser 16
 Aurobindo 105
 Außenhandel 58
 Azad Hind Fauj, indische Nationalarmee 22

B

Baber, Herrscher 16
 Babylonien 126
 Baktrien 12
 Balaam-Erzählungen 126
 Bal Ganghadar Tilak, Schriftsteller 20
 Balutschi 135

Bandung-Konferenz 24
 Baroda 106
 Baumwolle 53, 59
 Bauxit 55
 Begrüßung 132
 Behörden 47
 Belutschistan 46
 Belvedere House 108
 Benares 66
 Benfey, Theodor 129
 Bengalen 17, 54
 Bengali, Sprache 39, 110, 135
 Bergarbeiter 54
 Bergbau 54
 Besiedlung 32
 Bevölkerungskunde 33 ff.
 Bevölkerungsverteilung 43
 Bewässerungssystem 28 f.
 Beythan, Hermann 128
 Bhagavadgita 123
 Bhagvanpur 12
 Bhakra-Nangal-Kanal-System 29
 Bharat 23, 37
 Bharata Natyam, Tanz 119
 Bhopal 43
 Bhudan-Yajna-Bewegung 48
 Bhuj 66
 Bhutan 14, 23, 46, 66
 Bibelübersetzung 128
 Bibliotheken 107
 Bihar 54, 106, 135
 Bison 31
 Boa 17
 Bo-Baum 30
 Boethlingk, Otto 128
 Bombay 27, 28, 44, 69, 104, 107, 110, 117, 142
 Bonsels, Waldemar 129
 Bopp, Franz 126
 Borissa 54
 Borsig 65
 Bosch 63
 Bose, Subhas Chandra 22
 Botschaften 143
 Brahmanas 122
 Brahmanen 10

Brahmaputra 26
 Brandis, Dietrich, General-Inspek-
 tor d. Forsten 30
 Breithaupt, Christoph 128
 Brotfruchtbaum 30
 Buddha 12
 Buddhismus 12, 78 f., 108
 Buddhisten 71 f.
 Buddhisten, Feste 134
 Büffel 31
 Bühler, Georg 129
 Bürgerkriege 44
 Burma 19, 23
 Butzer 62

C

Calicut, Hafen 17
 Ceylon 11, 15, 18, 23, 27, 41,
 48, 51, 58, 59, 68, 70, 105,
 106, 108, 114, 115, 152
 Ceylonisierung 60
 Chandernagore 23
 Chandragupta 12 f.
 Chinesen 16, 69
 Chintz 67
 Chittagong 70
 Chota Nagpur 26
 Christen 71 f., 94 f.
 Chromit 55
 Clive, engl. Feldherr 19
 Cochín 70
 Colebrooke, Thomas 126
 Colombo 16, 27, 108, 114
 Colombo-Plan 56
 Commonwealth 38
 Community Development
 Projects 52
 Cutch 67
 Cuttack 66

D

Daccar 66
 Dadhabai Haoraji 20
 Dänen 18
 Dak Bungalows, Regierungsrast-
 häuser 138 f.
 Damao 17, 24
 Darjeeling 109
 Dayanand Sastri 20
 Dekkhan, Mittelgebirge 11, 17, 26

Demag 62
 De Nobili-College 107
 Deutsche 34, 126
 Deutschtum und Buddhismus 81 f.
 Diu, Festung 17, 24
 Döblin, Alfred 129
 Dörfer 49, 52
 Dramatik 123
 Draviden 10
 Dschungel 30
 Dundhu Path, gen. Nena Sahib 19
 Duperron, Anquetil 126

E

Ebenholz 67
 Edelsteine 66
 Eickstedt, von, Forscher 33
 Einfuhr 59 ff.
 Einfuhrlicenzen 61
 Eisenbahn 68
 Elefanten 31
 Elfenbein 67
 Ellora, Höhlentempel 15
 Emaillearbeiten 66
 Engländer 18
 Englisch-Ostindische Handels-
 gesellschaft 18
 Englisch, Sprache 39, 134
 Epigraphie 129
 Erdnüsse 53
 Erdöl 54
 Erwachsenenbildung 104
 Erziehungswesen 104 f.
 Export 59 ff.

F

Fabricius, Johann Philipp 128
 Fauna 31 f.
 Feste 132
 Film 117
 Firoz Schah 29
 Flora 29 f.
 Flüsse 29
 Forster, Georg 128
 Franzosen 18
 Frauen 132
 Fremdworte 136
 Frontier Mail 28
 Fürstenstaaten 42

G

Gandhara-Kunst 12
 Gandhi 105
 Ganges 26, 28
 Garn 59
 Gauhati 106
 Geiger, Wilhelm 129
 Geographie 129
 Gerichtsbarkeit 41
 Gesandtschaften 143
 Gesellschaft 138 f.
 Gesellschaft, bengalisch-deutsche 141
 Gesellschaft, deutsch-indische 142
 Gesundheitswesen 137
 Gewerbe 58, 66
 Ghaffar Khan 46
 Gharapuri, Höhlentempel 15
 Ghats 26
 Ghazni 14
 Ghor 14
 Gips 54 f.
 Glasenapp, Helmut von 124, 129
 Glimmer 54
 Goa 24
 Goethe 128
 Gold 55
 Goldschmiede 66
 Gond 34
 Gopal Krishna Ghokale 20
 Graphit 55
 Graul 128
 Grundrechte 38
 Gujerat 106
 Gujerati 135
 Gupta 13
 Gwalior 118

H

Häfen 69
 Hagenbeck 32
 Hahnemann, Samuel 137
 Handel 58
 Handel, deutsch-indischer 60
 Handel, indisch-österreichischer 64
 Handel, indisch-schweizerischer 64
 Handelskammer, deutsch-indische 61

Handwerk 52, 66
 Hanxleden, Ernst 127
 Harappa 108, 126
 Hardwar 105
 Harscha, König 14
 Hartmann, Nikolai 129
 Haug, Martin 128
 Herder 128
 Hesse, Hermann 129
 Himalaya 25
 Himalayaprovinz 43
 Hindi 135
 Hindostani 135
 Hindus 71 f.
 Hinduismus 72 f., 108
 Hindureiche 14
 Hirsche 31
 Hoch- und Tiefbau-Aktiengesellschaft 62
 Hoffmann, Paul 129
 Holländer 17
 Holländisch-Ostindische Kompanie 18
 Hotels 138
 Humajun, Herrscher 16
 Hunnen 13
 Huvischka, Herrscher 13
 Hyderabad 17, 23, 109

I

Ilmenit 55
 India-Institute 142
 India Magazine 142
 Indian Broadcasting Company 115
 Indian Independence Act 38
 Indiden 33
 Indische Union 23
 Indologen 126
 Indologie 126, 141
 Indus 26
 Induskultur 9
 Indussiegel 10
 Industrie 55
 Industrieausstellung 63
 Inschriftenkunde 129
 Iqbal, Mohammed, Dichter 37
 Iskander Mirza 39
 Islam 87 f.
 Islamische Republik Pakistan 39

J

Jacobi, Hermann 129
 Jaffna 16
 Jainas 71 f.
 Jainaschriften 123
 Jaipur 66, 109
 Jakbaum 30
 Jambubaum 30
 Jammu-Kaschmir 106
 Jamshedpur 55, 107
 Jandabo, Frieden von 15
 Java 17
 Jesuiten 107
 Jinismus 12, 76 f.
 Jinnah, Mohammed Ali 22
 Jones, William 126
 Josaphat-Erzählungen 126
 Journalismus 111
 Juden 71 f., 101 f.
 Jumna 26
 Jute 53
 Juweliere 66

K

Kaffee 61
 Kaiserlich-Ostindische Kompanie 18
 Kaiserreich 20
 Kalidasa, Schriftsteller 13
 Kalkutta 19, 27, 69, 104, 108, 110, 141, 142
 Kanaresisch 135
 Kandla 62, 70
 Kanäle 28 f.
 Kangra 66
 Kanischka, Herrscher 13
 Khanvas-Dynastie 13
 Kanyakubja, Großreich 14
 Karachi 69, 106, 109, 116, 142
 Karikal 24
 Karnatak 106
 Kaschmir 23, 33, 45
 Kaschmiri 135
 Kasten 10
 Kathakali, Tanz 119
 Kathak — Schule 119
 Kattun 67
 Kautilya, Schriftsteller 124

Kautschuk 53
 Kerala 120
 Kerala Kalamandalam Kathakali, Institut 120
 Keralareich 15
 Keyserling 129
 Kherwari 135
 Kielhorn, Franz 129
 Kiesan, bäuerlicher Pächter 49 f.
 Kiesan Sabha, Bauernbewegung 50
 Kleidung 28, 138 f.
 Klima 27
 Kohle 54
 Kokosfaser 56
 Kongreßpartei 41
 Konsulate 143
 Kopfbedeckung 139
 Kopra 53
 Koranschulen 106
 Koromandelküste 18
 Krankenhäuser, deutsche 137
 Krupp 62
 Kschatrapa 13
 Kschatrija, Kaste 10
 Kultur 71
 Kulturbund, deutsch-indischer 142
 Kultus 71
 Kupfer 55
 Kurorte 28
 Kuschan 13
 Kuschan Periode 108

L

Lahnda 135
 Lahore 46, 66, 104
 Landreform 50
 Landwirtschaft 49
 Landwirtschaftsschulen 54
 Lasya, Tanz 119
 Lehrer 104 f.
 Leoparden 31
 Leumann, Ernst 129
 Lexikon, tamil-englisches 128
 Libraries 108
 Library Societies 108
 Literatur 121
 Löwen 31
 Lotosblume 30
 Luftfahrt 70

M

Mahmud, Herrscher 14
 Madhya Bharat 42
 Madras 28, 69, 104, 108
 Maghadareich 12
 Magnesit 55
 Mahabharata, Epos 11, 123
 Mahagoni 30
 Mahatma Gandhi 21
 Mahavira, Reformier 12
 Mahayanasutras 123
 Mahé 24
 Mahinda 12
 Malabar-Küste 26
 Malakka 15
 Malayalam 135
 Malerei 130
 Mamelukken 14
 Mangobaum 30
 Manipuri, Tanz 119
 Manu 10
 Marathi 135
 Marathen 17
 Masulipatam 18
 Mauritius 18
 Maurya-Dynastie 12
 Megasthenes 12
 Melaniden 33
 Metallarbeiter 67
 Ministerien 47
 Missionare 110
 Missionsschulen 106 f.
 Mittelschulen 105
 Moghuln 16
 Mohammed von Ghor 14
 Mohammed 14
 Mohammedaner 71 f.
 Mohenjo Daro 126
 Mohenjo-Daro-Kultur 10
 Monazit 55
 Mongoliden 34
 Monsun 27, 52
 Moradabad 66
 Moslem-Feiertage 134
 Moslemliga 41
 Motorfahrzeuge 68
 Mountbatten 37
 Mudra 119
 Müller, Max, Indologe 20

Multan 66
 Munda-Völker 10, 33
 Museen 107
 Museum der Münzen 109
 Museum der Pflanzen 109
 Museum der Terrakotten 109
 Museum der moslemischen Kunst 109
 Museum, naturgeschichtliches 109
 Museum, technisches 109
 Musik 117 f.
 Mustersiedlungen 52
 Muttra 109
 Mysore 66

N

Nachrichtenwesen 115
 Nagpur 108
 Nai Talin 105
 Nalanda 109
 Nationalkongreß, indischer 20
 Nehru 21
 Nepal 14, 23, 39, 46
 New Delhi 11, 108, 142, 145 ff.
 Niebuhr, Carsten 128
 Nikoharen 43
 Nobili, Roberto de 125
 Non Cooperation Movement 21

O

Obst 53 f.
 Ochsenkarren 68
 Österreich 64
 Orissa 15
 Oriya 135
 Ostpakistan 46

P

Pakistan 22, 37, 40, 45, 58, 70, 106, 108, 114
 Pakistan Broadcasting Service 116
 Pali 123, 135
 Palibücher 11
 Pallava 15
 Palmen 30
 Pancha Silha-Idee 24
 Pandja 11
 Pandu, Volk 11

Panini 123
 Panther 31
 Parakrama Bahu I. 15
 Paris 126
 Parlament 40
 Parlamentarismus 39
 Parsen 71 f., 91 f.
 Partabgarh 66
 Parteiwesen 40
 Paschtu 135
 Patanjali 123
 Patel 21
 Patiala 42
 Patna 11
 Pegu 15, 19
 Pepsu 42
 Peradeniya 106
 Peschawar 106, 108
 Pfarrschulen 106 f.
 Philosophie 124
 Plessey, Schlacht 19
 Pondicherry 24
 Poona 106, 107, 109
 Portugal 46
 Portugiesen 16
 Prähistorie 108
 Prakrit, Volkssprache 13, 122
 Presse 109 f.
 Preußen 18
 Punjab 26, 28, 46, 106
 Punjabi 135

R

Radschendra Tscholadeva I.,
 Herrscher 15
 Raga 118
 Rahmat, Ali, Politiker 37
 Rajasthan, Staat 42
 Rajasthani 135
 Rajendra Prasad 38
 Rajpramukh 43
 Rajputana 106
 Ram Mohan Roy 20
 Ramajana, literarisches Denkmal
 11
 Ramakrishna-Mission 124
 Ramanuja, Philosoph 124
 Ramayana 123
 Rana 40

Rasad 21
 Rashtrapati Bhavan 109
 Rassen 33
 Ratlam 66
 Rawalpindi 109
 Regen 27
 Regierung 37
 Regionalreise 151 f.
 Reis 53
 Reiseliteratur, deutsch-indische
 126
 Reiserouten 149 ff.
 Religionsgemeinschaften 71 ff.
 Republik 38
 Richter 41
 Rig-Veda 20
 Roorkee 106
 Roth, Heinrich 127
 Roth, Rudolf 128
 Rourkela 62
 Rückert, Friedrich 128
 Rundfunk 115 f.
 Rundfunkhörer 116
 Rundfunksprachen 116
 Rundfunkstationen 116

S

Sanskrit 11, 122
 Sakuntala 128
 Salholz 30
 Sandelholz 30
 Sangam, Akademie 125
 St. Raphael High School 107
 St. Xavier's College 107
 Sari 139
 Satakani 13
 Satyagraha-Bewegung 21
 Schack, Graf 129
 Schaka, Führerstamm 13
 Schiffahrt 69
 Schlegel, Friedrich von 126
 Schmidt, Emil 129
 Schopenhauer, Arthur 129
 Schriftkundige 105
 Schudra, Kaste 10
 Schulalter 104
 Schulbuchinstitut, internationales
 130
 Schulen, Höhere 105

Schule, deutsche 107
 Schulen 104 ff.
 Schunga-Herrscher 13
 Schweden 18
 Schweiz 64
 Schwestern 137
 Seidenindustrie 56
 Serampur 18
 Shakuntala, literarisches Werk 13
 Shankara, Philosoph 124
 Shillong 109
 Siedlung 52
 Sikhs 71 f., 85 f.
 Sikkim 14, 23
 Silberfiligranarbeiten 66
 Sindh-Kultur 10
 Sindi 135
 Sindri 62
 Südindien 15
 Sumatra 15, 17
 Surat 18
 Sozialisten 41
 Sozialwesen 137
 Sprache, austro-asiatische 135
 Sprache, englische 134
 Sprache, singhalesische 135
 Sprache, vedische 122
 Sprachen 134 f.
 Sprachen, dravidische 128, 135
 Sprachen, indo-arische 134
 Sprachen, tibeto-burmanische 135
 Sprachenstaaten 44
 Sprenger, Balthasar 127
 Staateneinteilung 42
 Staatenrat 40
 Staatsbürgerschaft 39
 Stahlindustrie 55
 State Record Office 108
 Stenzler, Friedrich 128
 Still 62
 Strabo 12
 Straßen 68
 Studentenverband, indischer 142
 Studiengesellschaft,
 deutsch-indische 142

T

Tabak 61
 Tadsch Mahal 67

Tamil 125, 135
 Tamilenland 15, 34
 Tamilgrammatik 127
 Tandava, Tanz 119
 Tanjore 108
 Tansen 118
 Tanz 117 f.
 Tanzschulen 119
 Tata-Mercedes-Benz-Gesellschaft
 55
 Teakholz 30
 Tee 53, 59
 Telugu 135
 Temperaturen 27 f.
 Tenasserim 19
 Teppiche 67
 Territorien 41
 Territorien, portugiesische 40
 Thierfelder, Franz 142
 Tibet 14
 Tieffenthaler, Josef 128
 Timor 18
 Timuriden 16
 Touren 149 ff.
 Tranquebar 18
 Travancore 28
 Tropenkleidung 28
 Tschand Bardai, Epos 14
 Tschera 11
 Tschola 11, 15
 Turaniden 34

U

Übersetzungen, deutsche 141 f.
 United Party 41
 Universität, afro-asiatische 130
 Universitäten 104
 Upanischaden 10, 122
 Urdu, Sprache 39, 135
 Ureinwohner 33

V

Valmiki 123
 Vasco da Gama 17
 Vatsyayana, Schriftsteller 124
 Vedanta, Philosophie 124
 Veden 10, 72, 122
 Venkata II. 15

Vereinigungen, deutsch-indische 142
 Verfassung 37
 Verkehrswesen 68
 Vertretungen, diplomatische 143
 Viehzucht 52
 Vijayanagar 15
 Vindhya Pradesh 26, 43
 Vinoba Bhave 48, 51
 Vishva Bharati 106
 Vizagapatam 67, 70
 Vizekönig 20
 Vogel 31
 Vöhlín 126
 Volksmundarten 123
 Volkstänze 130
 Volkszählung 135
 Vorderindien 25
 Vorschulen 105
 Vyasa, Dichter 123

W
 Wagner, Richard 129
 Waischja, Kaste 10
 Wasser 28
 Weber, Albrecht 128
 Weddide 34
 Weizen 53, 59

Wellesley, Generalgouverneur 19
 Welser 126
 Wesdin 127
 Westpakistan 46
 Wild 31
 Windisch, Ernst 129
 Winterkleidung 28
 Winternitz 128
 Wirtschaft 49
 Wochentouren 149
 Wohnung 138 f.
 Wolle 56

Y

Yanam 24
 Yoga 124

Z

Zamindari, Landbesitzer 50
 Zeitschriften, deutsch-indische 142
 Zeitungswesen 109 f.
 Zensur 111
 Zimmer, Heinrich 129
 Ziegen 52
 Ziegenbalg, Bartholomäus 127
 Zucker 53, 59



Indische Tänzerin



Bharat-Natyam-Tanz,
einer der klassischen Tänze des indischen Kulturraumes



Charakteristisches Beispiel hinduistischer Baukunst
— der Mennakaschi-Tempel in Madurai



Bazarstraße in Lahore,
Westpakistans wirtschaftlichem und kulturellem Mittelpunkt

Bild rechts:
Der Shalamar-
Garden in Lahore,
Beispiel der hohen
Gartenkunst der
Moghuln.

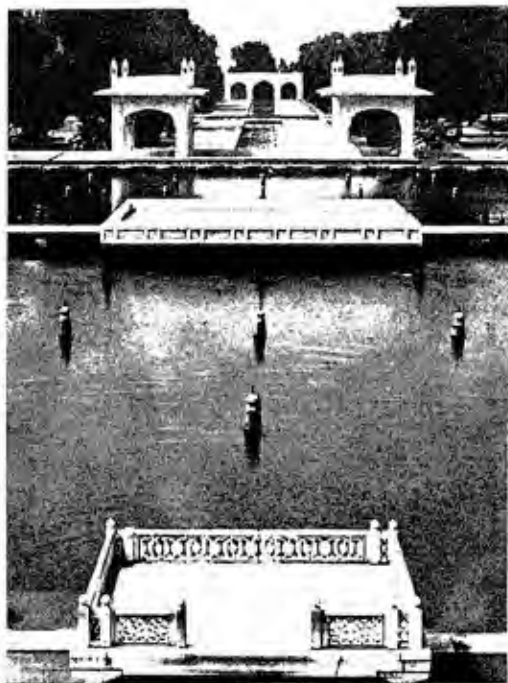


Bild unten:
Taj Mahal – der
Tadsch – das mar-
morne Wunder in
der alten Moghul-
residenz Agra.





Bild oben:
Holzschnitzer
aus Kaschmir.



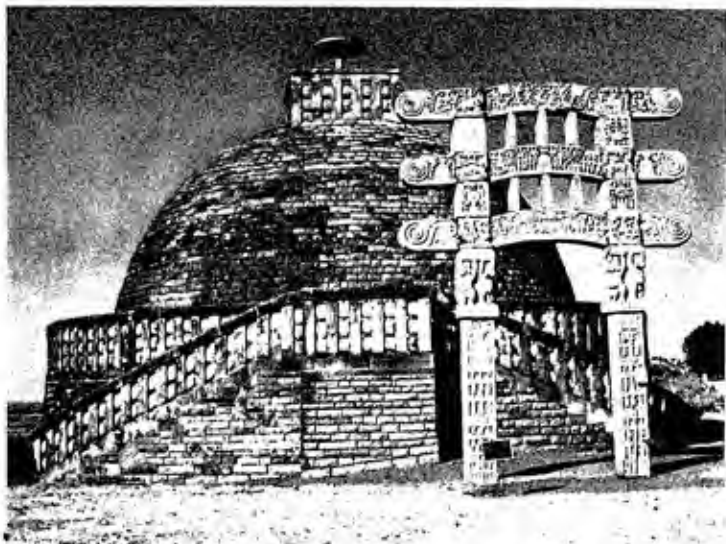
Bild links:
Assamesisches
Mädchen am
Webstuhl.



Hochzeitszeremonie in Bengalen. Auf einer kleinen Strohmatten werden dem Brautpaar die Gaben der Glücksgöttin überreicht



Gruppe aus dem kaschmirischen Ladakh, das „Klein-Tibet“ Indiens genannt wird



Stupa von Sanchi, eines der bekanntesten Heiligtümer Indiens



Korbmacherei, ein wichtiger Zweig der Heimindustrie



Flußlandschaft im pakistanischen Sindh



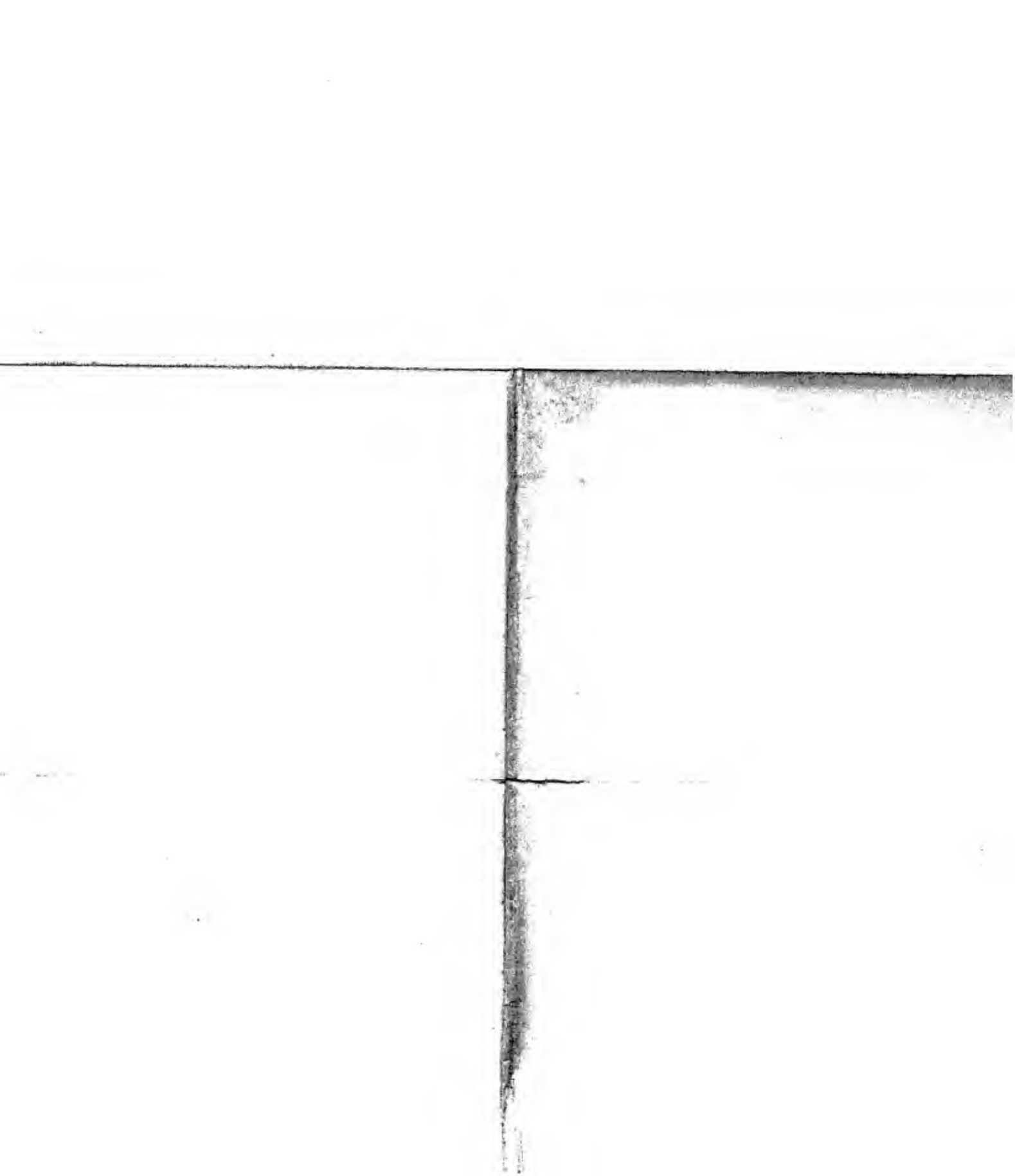
Landschaft in der unwirtlichen Nord-West-Grenzprovinz
nahe bei Peschawar



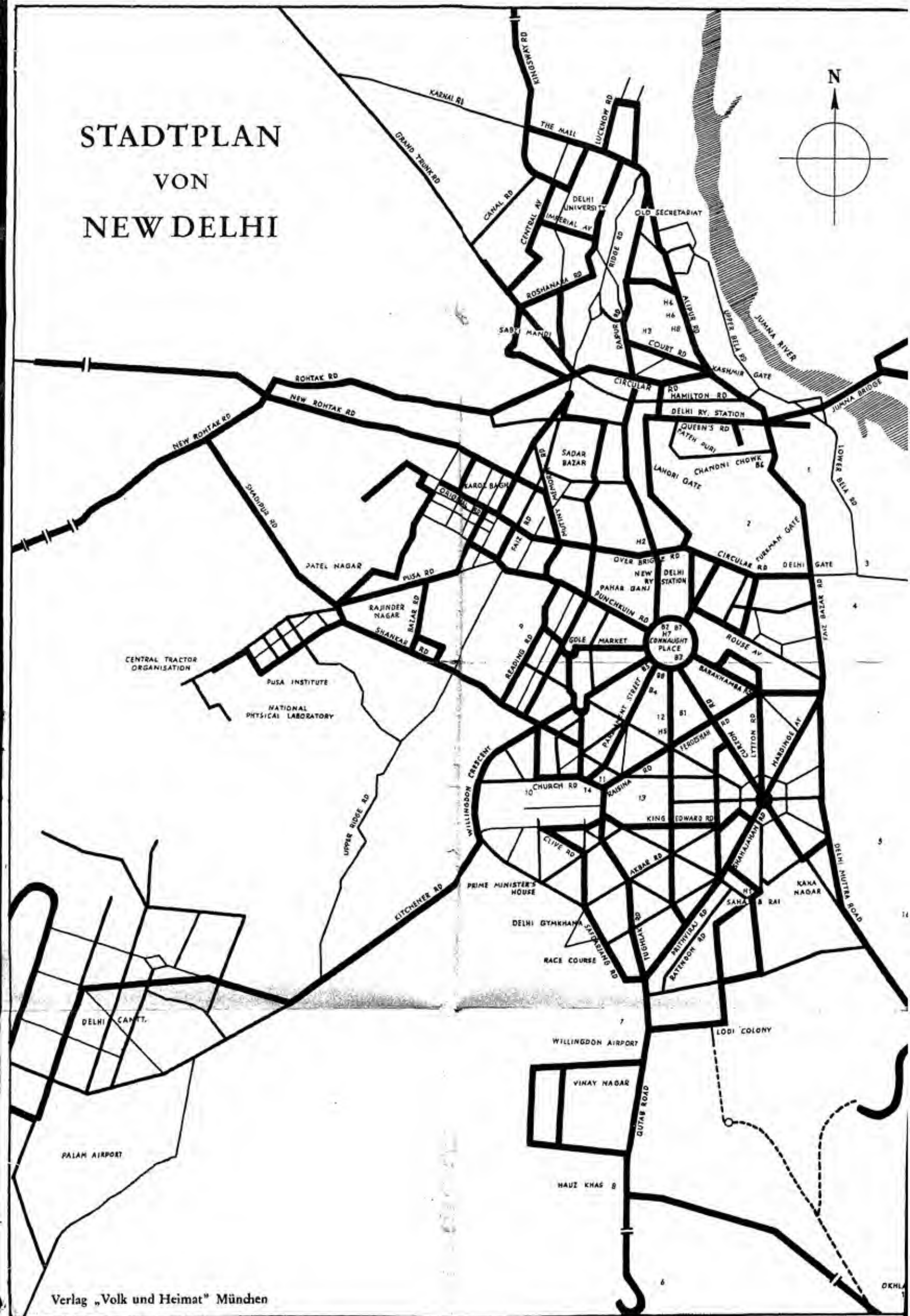
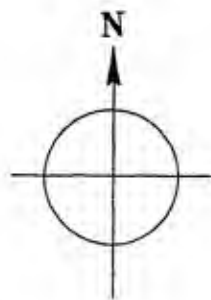
Lamatanz aus Darjeeling

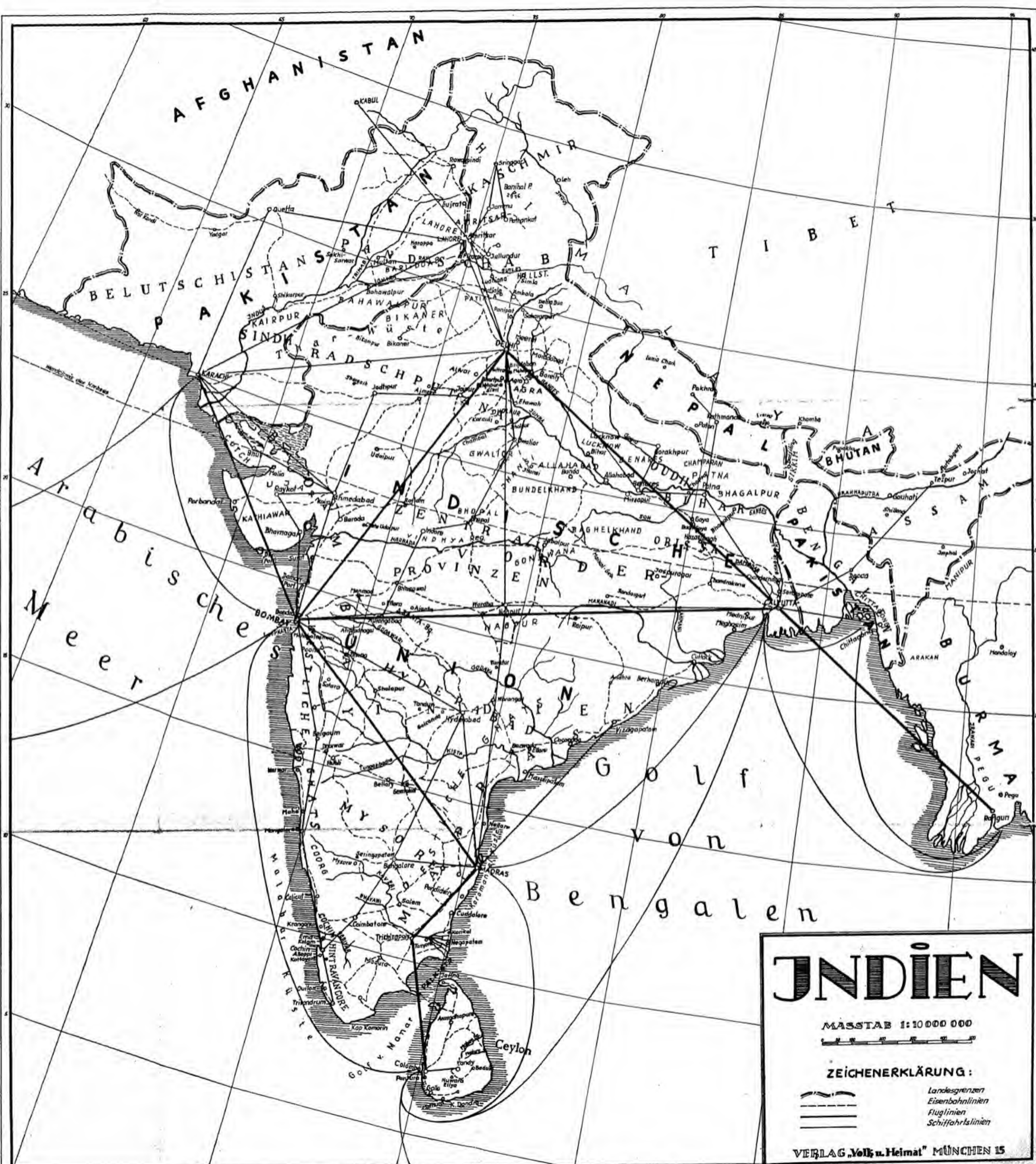






STADTPLAN VON NEW DELHI





INDIEN

MASSSTAB 1:10 000 000



ZEICHENERKLÄRUNG:

- Landesgrenzen
- Eisenbahnlirien
- Fluglinien
- Schifffahrtslinien

VERLAG „Volk u. Heimat“ MÜNCHEN 15

"A book that is shut is but a block"

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL LIBRARY

GOVT. OF INDIA
Department of Archaeology
NEW DELHI.

Please help us to keep the book
clean and moving.

NEW DELHI.